



SCHLESISCHER MUSENALMANACH

1920

1920

Wrocław.



germinant

Wir sollen es nicht sehen - wenn Obepflanzinsland!

Myslowitzer Bismarkturm an der alten Greifalferreichsecke.

Text hierzu Seite 178.

Schlesischer Musenalmanach

1920

Sechster Jahrgang

Begründet und herausgegeben

von

Wilhelm Wirbikfy



Myslowitz, Oberschlesien
Schlesischer Musenalmanach-Verlag.

Amc 117466

BG 206145/VI



BG 206145

Nachdruck verboten.



Nie pożyczaj się K-286/83/49

Vaterland!

Liebst Du Deinen Vater nicht mehr als die Väter der andern und Deine Mutter nicht tiefer denn alle Mütter der Welt? — Deshalb müssen Dir Vaterland und Muttererde heiliger sein als alle Zonen der Weite.

Hängst Du nicht an Deinem Mütterlein um so inniger, je gebrechlicher und hilfloser es ist? — Desto brennender muß Deine Liebe strömen zu Deinem Mutterlande, da es durch Not und Unglück in den Staub getreten ist.

Vordem hat es Dir Brot und Dach geboten. Das hast Du vielleicht zu sehr nur mit Deinem Verstande, Deiner Ichheit erfaßt. Jetzt, da es Dir beides kaum mehr bieten kann, mußt Du es desto heißer mit Deiner Seele umschließen und aufbauen.

Seele ist Treue, Arbeit, Aufopferung! Nur damit wirst Du das Gefallene aus dem Staube erheben und Volk und Land wieder zur alten Höhe emporführen.

Tarnowitz, im September 1919..

Robert Kurpiun.



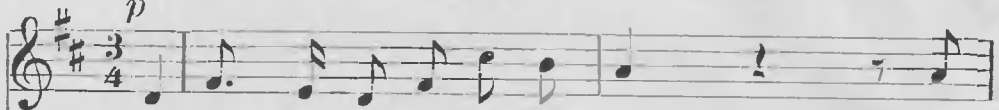
Oderlied.

Nicht zu langsam.

Paul Roschate.

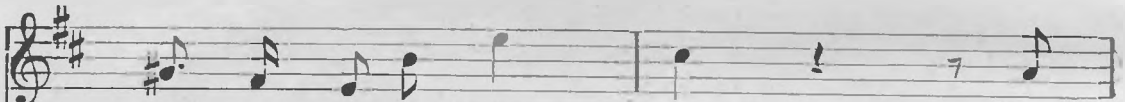
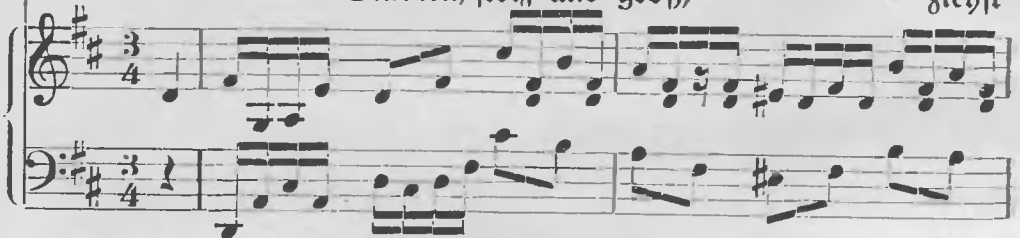
Johannes Rügele.

Gesang:

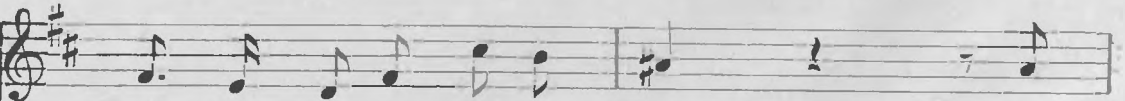


- | | |
|---|--------|
| 1. Du schö - ner Strom im Hei-mat-land, | dir |
| 2. Und den - noch bist du teu - er mir, | du |
| 3. Und welch Ge-wühl umbraust dich heut | in |
| 4. Vor-bei an Städten, stolz und groß, | ziehst |

Klavier:

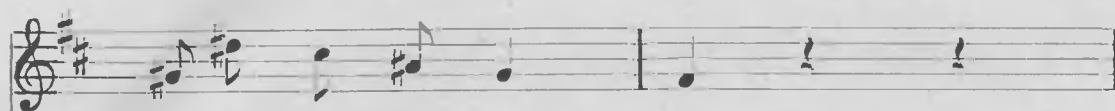


- | | | | | |
|---------------|----------|---------|------|------|
| 1. Hin - gen | fei - ne | Wei = = | sen. | Ver- |
| 2. mei - ner | Heimat | Wel = = | le! | Hier |
| 3. tau - send | lau-ten | Lö = = | nen! | Ins |
| 4. traumhaft | du zum | Mee = = | re. | So |

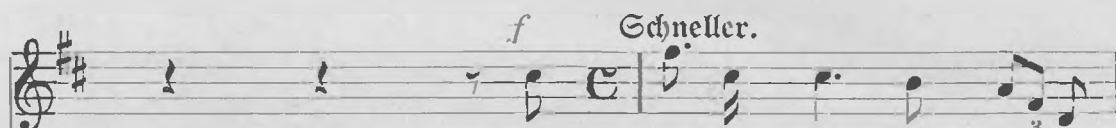


- | | | | | |
|--------------|----------|------------|-----------|---------|
| 1. ges = sen | bist du | und ver - | kannt; | kein |
| 2. glüht | das Herz | voll Feu - | er mir, | wie |
| 3. Hir = | ten - | lied und | Turm-ge - | läut |
| 4. stieg | aus | dei-nem | Wel-len - | schoß |
| | | | | schallt |
| | | | | der |

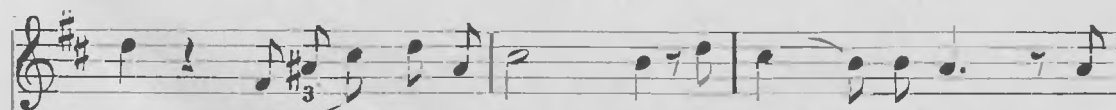




1. Sän-ger will dich frei - sen.
2. an des Her - des Schwel - - le.
3. schwerer Häm - mer Dröh - - nen.
4. Hei-mat Macht und Eh - - re.



1. Nicht trot-zig wie der jun-ge
2. Hier seh ich noch in hol-der
3. Und Se-gel ziehn auf dei-ner
4. Drum lockt mich nicht des Rheines



1. Rhein springst du zu Ta-le nie - der; kein Ran - kengrün voll
2. Pracht die al - ten Ei-chen ra - gen; sie rau - schen mir in
3. Flut gleich weißen Riesenschwä - nen; der Hei - mat rei - ches
4. Zier und seiner Ber-ge Se - gen! Hier glüht in Lust die



p a tempo



1. Feu - er - wein, fein Sa - gen - kranz vom
2. dunk - ler Nacht, wie man - cher Feind in
3. Rauf - manns - gut auf dei - nen Wo - gen
4. See - le mir: einst mögt im O - der -

1. Fels - ge - stein glänzt grüßend aus dir wie - der.
2. wil - der Schlacht zu Bo - den ward ge - schla - gen.
3. schul - tern ruht in frachtge - füll - ten Röh - ren.
4. ta - le ihr zur leß - ten Ruh mich le - gen!



Ruhig.




Trinka.

Eine Musikantengeschichte von Robert Fritzel.

Meinem Freunde Rudolf Alt gewidmet.

„Deutsche und Russen, wie erfolgreich könnten sie das Evangelium der Versöhnung und der Liebe in die Welt tragen, wenn sie sich die Hände reichen würden zum großen Völkerfrieden!“

Einleitung.

Es war vor dem Beginn des großen Krieges. Die Geschichte, die ich erzählen will und die damals anfang, mag trotz des Hineingreifens in die bewegte nachfolgende Zeit weniger in der Welt der wirklichen Dinge als im Herzen der Menschen geschehen sein. Dennoch, vieles haben meine irdischen Augen gesehen, und wenn ich jetzt von den Höhen rüstigen Wanderns zurückblicke, so scheint es mir, als erfüllen die bangen schweren Träume dieser Zeitläufte den Weg wie eine vielgestaltete Wolke.

Sin und wieder aber greift die große verstehende Sonne in den Dunst, reißt allerlei Fenster hinein, und die Geschehnisse stehen im Tal als Denkmale unter blauer Himmelsdecke. Dann schmieden mich die starken Arme der Erinnerung in den Ring jener Menschen, und ich spüre ihren lebendigen Herzschlag. Denn ich selbst bin nur ein Teil von anderen und bewege mich durch deren Schicksale mit ihrer und meiner Freude, mit ihrem und meinem Schmerz.

Und nun will ich erzählen.



I.

Künstlerträume.

Das Brausen im Parkett des Breslauer Konzerthauses summt gegen die Ausgänge. Aber noch ehe die letzten Zuhörer den Saal verlassen hatten, saß der Klaviervirtuose Karl Hilbert in einer der Logen und nahm mit glänzenden Augen die Lobeserhebungen eines älteren Herrn und dessen Tochter, einer bildschönen jungen Dame, entgegen.

„Meine Frau war eine Deutsche“, sagte der Herr — der fremde Akzent trennte nur unmerklich den Fluß seiner Stimme. — „Sie liebte die Musik wie ich. Aber unter der Sehnsucht nach der Heimat ist sie gestorben. Sie werden es daher begreiflich finden, daß ich ihr schönes Land gern und oft besuche.“

Danach erkundigte sich der Fremde nach der Heimat des Künstlers und erfuhr, daß Karl Hilbert ein einfacher Landjunge aus dem stillen Kroischwitz wäre, durch das der Brockebach zur Oder fließt. Weiden und Erlen ständen im Tal, und neuerdings furrten auch die Drähte einer elektrischen Leitung von Mast zu Mast. Auf den wiesengepolsterten Anhöhen lägen die behäbigen Bauernhäuser, aus deren letzten er den Flug in die Welt genommen habe. Dennoch könne er die Gänseblümchen und die gelben Hahnenfüße, den Spiz und den Onkel Eschöpe ebensowenig vergessen wie das Elternhaus.

Hilbert wußte so einfach zu plaudern, daß ihn der Fremde mehreremals interessiert unterbrach und sogar in sein Notizbuch eine Bemerkung machte.

Die junge Dame fragte:

„Haben Ihre Reisen Sie einmal nach Rußland geführt?“

Sie richtete das feine Gesicht, das wie eine Rose unter dem Dunkel des Haargeslechtes ruhte, auf ihn. Unter der Wirkung der strahlenden Augen überkam Hilbert eine große Beklommenheit. Solch ein Erzittern seines Wesens, das beinahe bis zum körperlichen Schmerz fortvibrierte.

„Nein“, erwiderte er, „obwohl ich selbst in Amerika konzertierte.“

Der Fremde seufzte.

„Ich weiß, wer von Rußland hört, den überläuft ein gelinder Schauer. Wir selbst wohnen in Polen. In Pojenka, nahe der Grenze gegen Galizien. Polen ist einsam und schwermütig.“

Und, als ob er aus dem Friedhofs ferner Gedanken die Flut sonnigen Lebens ersehnte, fuhr er mit einer bestimmten Herzlichkeit im Ton fort:

„Herr Hilbert, wenn es Ihnen gefallen sollte, machen Sie uns die Freude, kommen Sie auf meinen Landsitz!“

Mit glückumrauschter Seele schaute Karl Hilbert vor sich hin. Jene Sehnsucht, die Jahre hindurch vor ihm gestanden, bald an sein Herz gezupft, leise und traurig-froh, bald ihn umhüllt wie ein Traum von grünem Wiesenlicht und holdem Jasminduft, schloß nun die

Rätsel ihrer Heimlichkeiten auf. Worauf er schon als glückshungriger Junge mit weiten Augen gewartet, sollte erfüllt werden. Ein Kunstförderer hatte gewinkt: „Komm auf mein Schloß! Ich ehre dich!“

Er streckte seine Hand dem alten Herrn entgegen.

„Ich komme so gern.“

Der Fremde unterbrach ihn lächelnd.

„Sind Sie in Kroischwitz zu erlangen?“

„Den ganzen Sommer über.“

„Wir wollen noch einen Abstecher nach München unternehmen, und, wenn es möglich ist, auch Heidelberg auffuchen, ehe wir nach Pojenka zurückkehren. Ich benachrichtige Sie noch.“

In seligem Taumel erreichte Hilbert die Kleiderablage, schüttelte sich den Schwarm glückwünschender Verehrer vom Halse und strebte der kleinen Gruppe zu, die am Straßenausgange seiner harrte.

Der Vater nahm ihm fürsorglich die Notenmappe ab, die Mutter küßte ihn, der Onkel Tschöpe, Gemeindevorsteher von Kroischwitz und Vorsitzender der freiwilligen Feuerwehr, klatschte ihm eins lachend auf den Rücken, und die Lise Tschöpe drückte seine Hand.

Der Onkel fand zuerst Worte.

„Das hätt' ich ni gedacht. Ich hör dich heut 's erste Mal, Karle. Du bis a fermoses Mas. Ne, da hätt ich immer gedacht, a su a Künstler wär a Limpel. Ne ne, die war'n ja alle vom Bündel los. Du bis a König, a fleener. Nu sieh och de Lise! Die hat's reen mit dir. Aber jeze mag a wohl nischt wissen, jeze, wo a —.“

Die letzten Worte gingen in seinem breiten Lachen unter.

Karl Hilbert war unwillig.

„Onkel Franz, gerade deiner Tochter Lise möcht' ich's zuerst sagen, wie ich mich über meine Erfolge freue. Sie hat immer so teilgenommen an meinen Fortschritten und mir Mut gemacht, wenn Ihr mich für einen Verlorenen hieltet.“

„Das mußt du nicht so auffassen, Junge“, entgegnete der Vater mit leichtgefalteter Stirn. „Wir wollten stets dein Bestes.“

Die Lise Tschöpe drückte noch immer stumm seine Hand. Langsam löste er sie aus der Umklammerung der ihrigen.

„Denke dir, Lise, was für ein Glück ich habe!“

„Ich freue mich darüber“, sagte sie einfach.

„Noch mehr. Du weißt noch nicht alles. Ich habe sogar eine Einladung erhalten.“

Erwartend ging der blonde Kopf nach oben. Ihr Blauaugenpaar lag nun in seinem Blick.

„Den Namen der Herrschaften habe ich wieder vergessen. Aber hier —.“

Während er im Begriff war, die Karte aus der Rocktasche zu ziehen, gingen der fremde Herr und seine Tochter an der kleinen Gruppe, ihm freundlich zunickeend, vorbei. Tschöpe kniffte Hilbert an den Ellenbogen.

„Kennen die dich och, Karle?“

Hilbert überflog die Namenskarte. Seine Finger zitterten erregt.

„Dieselben Herrschaften, deren Bekanntschaft ich heut machte. Herr von Boburin und seine Tochter, Majoratsherr auf Pojenta in Polen.“

Tschöpe wurde grob.

„Mensch, du schwindelst. Der sah doch nicht polnisch aus? Und das Fräulein? Hast schon mal die Marjelln gesehn, wenn se Sonntags in de Kirche schlumpen? Mit roten Kopptücheln, gelben Blusen und grün Röcken. Die hier war doch städtisch.“

„Unsinn, Onkel! Fräulein von Boburin kann doch nicht wie ein Stallmädel herumlaufen. Lies doch selbst! Ein Brief kommt noch.“

„Na, tu och ni a fu zwibblig!“

Tschöpe las lange an den wenigen Worten. Dann hüllte er sich in den Schein des Gefäßes.

„Richtig, 's is eigentlich nie anders möglich.“

Aber dann brach seine Freude doch laut durch.

„Junge, Junge, vielleicht gar a Fürst. 's hatter ja massig viel in Rußland. — So a feinen weißen Vollbart! Ohne Uniform. Du bis orntlich och mit eem Male fein geworn, Karl. Und eingeladen! De Tochter sah aus wie ne richtje Prinzessin. Daß de dich ni etwa verguckst, ahler Ausbreuner! — Kinder!“ wandte er sich an die Umstehenden, „weil wir nu grade in Breslau sein, gehn wir in a Schweinizer oder z' Rißling. Gelt, Gustav, Karle? Heut nehm ich een Stonsdorfer, a paar Schoppen Bier und hernach fünf getoppelte Liebe. Ich besauf mich. Ne, a Fürst! Kroischwitz schlägt Rad.“

Sie gingen auch wirklich in den Keller. Aber da der Vater Hilbert fortwährend zum Zuge drängte, kam Tschöpe nicht zur vollen Ausführung seines löblichen Vorsatzes. Einen Mordskrach machte er aber trotzdem, als er die beiden anderen Männer zu einem kurzen Skat genötigt hatte. Karl Hilbert vergaß nämlich zumeist das Ausspielen.

Die Mutter sah den Jungen mit dem freundlichen Singen ihrer lieben Augen an und streichelte seine Hand.

„Soviel Glück, soviel! Junge! Komm' mir nicht um dabei! Zuviel Glück ist Unglück!“

Eschöpe bännte sich auf.

„Quatsch, Therese! Der Mensch verspielt ja heut egal. Der hat Pech im Spiel.“

Ein leises Lächeln webte sich im Nachsinnen um seinen Mund. Der Lise aber schimmerte eine Träne im Auge.

* * *

Kroischwitz war aufgeregt. Zigeuner zogen durchs Dorf. Bettelnd und Arbeit suchend streiften sie durch die Gehöfte. Ihre grüne Wagenburg stand in der Sandgrube vor dem Dorfe.

Zufällig spielte Karl Hilbert Klavier beim Onkel. Der hatte einen feinen Bechstein. Wie gewöhnlich lauschte auch jetzt die Lise den Klängen. Als der Schlußakkord verhallt war, stand ein altes Weib mit wie von scharfer Säure geätzten Runzeln im gelben verwitterten Gesicht auf der Türschwelle.

Sie sprach wie zu sich selbst und noch tiefer in ihr Wesen hinein, als läge dieses tausend Meilen von ihrem Leibe entfernt, mit Augen, die unter dem Aschengrau der Wimpern leise glühten.

Als sie merkte, wie die zauberhaften Kräfte, die sie aus der Ferne heranzog, die Seelen der jungen Menschen zu wenn auch ungläubigem Staunen verstrickte, trat sie näher, fuhr mit dem Zeigefinger der Rechten über den linken Handteller und zerrieb auf den dünnen Lippen fremde Laute.

Hilbert wechselte mit dem Mädchen einen raschen Blick.

Da sagte Lise: „Den Unsinn glauben wir doch nicht. Aber warum sollte man nicht Spätes halber der armen Frau die Freude machen?“

Er zögerte.

Die Zigeunerin griff nach seiner Hand, führte sie nahe zu ihren Augen, starrte auf die Linien des Handtellers und lächelte seltsam, beinahe traurig. Dann murmelte sie:

„Kleiner bunter Vogel

Fliegst so weit.

Bringe nicht Leid!

Nesseln stechen

Auch im Blühen.

Herzen brechen,

Schwalben ziehen:

Ich will geben

Dir ein Leben,

Süßes Leben,

Kleiner bunter Vogel!“

Sie schüttelte unbefriedigt den Kopf, nahm die andere Hand und streute folgende Worte in sie hinein:

„Es war einmal ein Tauben- Blut stand in weiter Lache.
 schwarz, Die Welt ist groß, die Welt ist
 Der flog wie Sand vom Dache, schlecht,
 Es kam ein Jahr so süß und warm, Nur deine Hand, die ist nicht —“

Da ihre Worte allmählich in ein feines Fegen übergegangen waren, wie es vom Gleiten eines Besens herrührt, konnte man nicht verstehen, ob sie „schlecht“ oder „recht“ gesprochen hatte.

Hilbert schüttelte sich vor Lachen. Die Alte blickte ihn an, als wollte sie sagen: „Wenn nur erst die Ausbrüche deiner verstellten Freude verweht sind, dann wird deine Seele schon grübeln.“

„Kroischwitz kann wirklich den Mund nicht halten“, meinte Hilbert zu Lise. „Ich werde also verreisen —“

„Ein paar Wochen, dort, wo die Sonne steigt.“

Die Hand der Zigeunerin deutete die Richtung an.

„Natürlich werde ich auch wiederkommen.“

„Ja.“

„Nur lange, lange leben“, sagte er gemächlich.

Ein unheimlicher Glanz stürzte aus dem linken Auge der Zigeunerin, als riße man den Fensterladen einer dunklen Stube auf. Wie geblendet sanken Hilberts Gedanken. Sein Lächeln war müde.

„Hier, nimm das, gute Alte!“

Er drückte ihr ein Geldstück in die Hand.

Da drehte sie sich um, legte es aufs Klavier und zog ihre Schritte aus der peinvollen Stille der Stube.

Lise Tschöpe regte sich zuerst.

„Das Geld hat sie nicht genommen. Das gibt ein Unglück. Wie hat sie gesagt? „Es kam ein Jahr so süß und warm, Blut stand in weiter Lache . . .“ Was hat das zu bedeuten?“

Seine Finger warfen einen Chopinschen Walzer übers Klavier, jubelierend.

Mit einem Male riß es ihn auf.

„Meinst du, daß es mir in Pojenta gefallen könnte?“

Ihr Gesicht legte sich in den Schein freundlicher Gleichgültigkeit.

„Kann man das voraussagen? Es wird dir wohl gefallen, wenn du nur schöne Tage hättest!“

Sie sah ihn lange an. Dem starken, gesunden Mädchen standen plötzlich zwei Perlen in den Augen.

„Lise“, bat er weich, „du hast etwas. Sage mir's!“

Sie schüttelte das blonde Gelock.

„Angst habe ich. Es ist ein fremdes Land. Fremde Menschen —“

„Bin ich zum ersten Mal in der Fremde?“

Da spielte ein Lächeln um ihren Mund.

„Du hast recht. Es wird dir schon gut gehen. Du kommst ja unter gebildete Menschen. Du wirst bewundert werden —“

„Mach mich nicht stolz! Da meinst du wohl, ich würde Kroischwiz vergessen?“

„Könntest du das?“

Er lachte.

„Lise, du bist doch mein Freund.“

Und was er jetzt tat, war gegen seine schwerblütige Natur. Er faßte die Lise um die Hüfte, trällerte einen Tanz und wirbelte mit dem Mädchen durch die Stube.

In den nächsten Tagen erhielt Hilbert Besuch. Ein Studienfreund, der Geiger Hausenmaler, ein lustiger Kerl, lang und gerade aufgeschossen wie eine Zaunlatte, stellte das Haus auf den Kopf. Er trieb allerlei Allotria, fuhr aufs Feld, kommandierte die Leute in den Stiefeln des Großknechtes, lud Mist, bemalte die Scheunenwand mit Karikaturen der Dorfleute, spielte den Mägden Tänze auf, printe mit Vater Hilbert, band, ohne daß sie es merkte, der Mutter das Schürzenbündel auf und machte mit Eschöpe Bruderschaft.

„Diesen August bin ich wieder als Sommerleutnant engagiert“, erzählte er dem Freunde. „Wie ein bunter Affe werd' ich rumlaufen. Sieh mal! Vor zwei Wochen hab' ich das von Majestät erhalten.“

Er zog ein Ordensband aus der Hosentasche.

Hilbert wünschte Glück und tadelte.

„Ah, das ist doch nicht ungehörig“, fuhr der Geiger unbeirrt fort und probierte am Kragen. „Es gehört eigentlich zum Halse raus. 's Maul bleibt den Leuten stehen, wenn ich so daherkomme. Morgen führ' ich aber den Piepmas in Kroischwiz spazieren. Und was sagst du dazu? Ich komme von einem Bummel in den andern. Treffe ich in Mannheim auf meiner Kunstfahrt so'n alten Herrn mit seiner Tochter. Russe, Pole, Sibirier oder was weiß ich. Kurzum, zarte Anspielungen, gestern bekomme Einladung nach Pojenka.“

„Nach —?“

Hilbert, freudig überrascht, brach die Frage ab. Das konnte nett werden, sich „zufällig“ zu treffen. Er tat unbefangen.

„Da lachst du. In der Polackei liegt's. Ja, Pojenka“, betonte der Geiger. „Aber Glück muß der Mensch haben. Du wirst in-
dessen in Kroischwitz Pflaumen schütteln, mein Lieber, oder Sirup kochen.“

Bei der Abreise des Freundes meinte Hilbert:

„Laß dir's nur recht gut gehen dort — in — Pojenka! Laß etwas hören!“

„Du erhältst bestimmt eine Ansichtskarte, das heißt, wenn es dort welche gibt. Und gefallen? Denkst du etwa nicht? Die kleine Prinzess! Einfach süperb, bildhübsch! Polin, Rasse! Vielleicht etwas versonnen, still —“.

Von dieser Stunde an spann sich Hilbert tiefer in die Vorstellungen des unbekannten Ortes und seiner Bewohner ein. In ungebändigter Freude schlug sein Herz, als die Einladung des Herrn von Boburin eintraf.

Am Tage seiner Abreise nahmen ihn die Eltern beiseite. Es sah so feierlich in der guten Stube aus, auch die Alten hatten sich in den Sonntagsstaat geworfen.

Vater Hilbert räusperte sich einige Male, ehe er begann.

„Es handelt sich um deine Zukunft. Du wirst ja wohl nu Künstler bleiben und ich seh's auch jeze ein, daß 's besser fer dich is. Und da wird das Reesen im Winter fortgehn. Belt? Von Stadt zu Stadt. Schön mag das ni sein. Meenste ni och, Junge, daß 's a was ganz anders is, so 'ne Raft zu haben. Wie wär's 'n, Karl, wenn de zum Beispiel in Breslau oder auch vor Berlin 'ne kleine Villa beziehst?“

„Dumm wäre das gar nicht.“

„Gar nich dumm, Karle. Aber's Geld dazu! Da komm wir zusamm. Unser Wirtschaftel langt nu grade fer uns. Später kriegst's ja sowieso. Aber haste denn sonste gar niicht gemerkt?“

Hilbert blickte erstaunt von einem zum andern.

Da raffte sich die Mutter auf.

„Merkste denn bei der Lise niicht?“

Wie aus einer Betäubung erwachte der Sohn.

Der Vater nahm den Faden der Überredung hurtig auf.

„Die Lise meint's so gut mit dir. Ihr wärt a schmuckes Paar. Und der Onkel Eschöpe! Herrgott! Ne, Mutter, 's wär ne Freude!“

Karl Hilbert schüttelte bestimmt den Kopf. Es war klar, die guten Alten sahen seine freundschaftlichen Beziehungen zur Lise in einem falschen Lichte. Vielleicht sollte heute schon die Verlobung gefeiert werden.

Er erzählte den enttäuschten Eltern, daß er die Lise nicht so lieben könne, wie sie es verdiene, und, wenn es dennoch wäre, würde er entsagen müssen, denn unter den Sorgen der Familie könnte seine Künstler-schaft Schiffbruch leiden.

Das verstanden die beiden nicht.

„Du kannst ja derwegen immerfort Klavier spielen“, entgegnete der Vater. „Die Lise hilft dir doch das Leben erleichtern. Das gutte Mädel! Überleg dir's nur!“ —

Nach diesem Tage war das Wunderland zu ihm gekommen. Durch eine trockene Wüste heißen Ringens um seine Lebensziele. Denn er liebte die Lise nur wie einen Bruder trotz ihres guten Herzens, trotz der starken Zöpfe, die wie reifer Roggen schimmerten, trotz ihrer kornblumenblauen Augen, die in merkwürdigen Beziehungen zu ihrem klaren trotzigen Willen standen.

Das Wunderland war gekommen!

* * *

Karl Hilbert wohnte mitten auf einer Waldhöhe über rauschenden Kronen in einem der vielen Landhäuslein des Herrn von Boburin und ließ die Außenwelt durch die beiden Fenster seiner Klausen in seine Seele tragen wie auf besänftigenden Flügelschlägen.

Das eine Fenster war ein großes, ovales. Ein Schwalbennest hing von dem Schatten der oberen Rundung wie der Abschluß eines Bildrahmens. Das Bild selbst umschmeichelte den Künstler durch seine träge Hingesunkenheit. Wie grellbunte Schnitzel lagen unten die wenigen Dorfhütten von Staroselje zerstreut. Sie schienen unruhig, immer vom Waldschatten gestoßen. Auf geebnetem Platze seufzte die kalkweiße Kirche erschöpft unter der Last ihres dicken, grünen Turmpilzes, dahinter wieder Wald und auf den nächsten Stufen Äcker und Wiesen, das feiste Schloß von Skwira, dichter Tannenwuchs und schließlich über dessen stachlichtem First die leuchtende Steppe. Die versank erst im Schäumen des Stromes, der wie glitzernder Silberdraht die Ferne einschnürte, an einer Stelle aber wie mit einem Sprunge dahinschmolz. Dort lag ein See.

Hilbert hätte zu gern sein Heimatgedenken in die fremde Landschaft setzen mögen wie einen frischtreibenden Zweig. Wäre nicht das Betörende gewesen, das Farbenbunte, Dämonische, das seine

Vorstellungskraft zerteilte. Staroseljes Umgebung beugte sich über seine Seele wie ein urschöner, aber eigenwilliger Traum.

Das andere Fenster der Waldklause war ein breiter viereckiger Ausschnitt. Davor bewegte sich, einem dünnen Schleier vergleichbar, die Luft sorglos über dem Schatten feuchter Buchengründe. Der Wald preßte sich hier in üppiger Fülle zusammen und schob sein schweres Bild in den See, dessen Ferne gewöhnlich an der Stelle verflüchtete, wo der Strom mit blitzendem Wagemut in den See sprang, um sich eine halbe Stunde an der Ruhe des stilleren Wassers zu sättigen, ehe er die Ebenen des Südens zerschnitt. Bei klarer Luft aber konnte man weiterhin einen blauen, dichteren Rauch erkennen, der vom See langsam getrieben schien und sich doch nicht fortbewegte, der Parkstreifen von Pojenka, und darin als winzigen Stern die weiße Schloßzinne.

Der Herrschaftssitz des Stammes Boburin.

Etwas zog an Hilbert, immer und immer wieder dorthin zu schauen, verstohlen, wie durch die Falten einer Gardine. Wohl aus Dankbarkeit für den Edelmann, der dort wohnt, und, weil ihm das Pojenka drüben noch unbekannter vorkommt wie hier das nahe Staroselje. Das Wasser lockt gar zu zauberhaft. Und er ist doch schon in Pojenka gewesen, vor drei Tagen, als er eben in dem fremden Lande angekommen war. Aber es scheinen Monate vergangen zu sein, so drängen sich die Ereignisse aufeinander, und er muß seine Erinnerung schrittweise bewegen, um all das Neue, das auf ihn einstürmt, auseinanderhalten zu können.

Von den Rutschgäulen an, die ihn zur Kroischwitzer Bahnstation gebracht. Von der Lise Tschöpe an, die wie eine Blume unter den finsternen Pappeln am Gartenzaun gelehnt, und immer unscheinbarer geworden war hinter der Flucht des rauchenden Zuges.

Die Lise sank in den Horizont, die Dörfer rechts und links verbargen sich wie vermählte Wiesenblumen, alles Heimatliche zog noch einmal magnetisch an die tausenden Gleise, um vor der Hast zurückzustieben ins Graue, Unscheinbare. Breslau umschwebte noch wie eine große Orgel mit seinen Chören der Betriebsamkeit und gemüthlicher Lebenslust die Erwartung des Reisenden, die Stimmen verschwebten gleichmütig im Rücken, als sich fremde Laute hineinmischten, Laute des Staunens und des begehrenden Wissens, dunklere und heißere Laute, die sich aufeinander zu stürzen schienen und doch wieder lang dahinflossen in ungestillter Sehnsucht.

Schon in Krakau war er mit diesen seltsamen Tönen ganz und gar verwachsen. Den ruhigen Gängen des oberschlesischen Hüttenbezirkes entwichen, vorbei an dem Gemisch scheuer und brutaler, gemeiner und zarter Gewalten, wie sie die Grenzorte Myslowitz und Trzebinia bergen, lauschte er vom Krakauer Wawel dem neuen Liede. Fremd klang es, so wie er es noch nie gehört, aber rein wie aus Kristall brach es sich. Von hier aus war alles eigenartigstes Leben, mochte es in hochragender Steinpracht kostbare Kunst bergen, mochte es seine regellosen Schläge durch Straßen und Gassen zittern lassen, mochte es weiterhin im Karpathenland sich zerteilen und auflösen in der stilleren Empfänglichkeit polnischer Lehmhütten, es blieb das eine Lied.

Es flog so unverstanden schnell zur Seite!

Raum piff eine dürftige Schalmei von den Hügeln, kaum zerrte zwischen Büschen eine Harmonika, kaum brach sich aus irgend einem Hause das klagende Gespräch eines jungen frischen Blutes —, neue Bilder drängten nach mit bunteren Farben, alles schien gefesselt in dem Gebirge zur Rechten wie die Teile eines sich aufrollenden Fächers im zusammenhaltenden Knopf.

Und dann flog der Zug über die russische Grenze.

Hilbert sieht sich in Potok. Auf dem Bahnhof kommt ihm Herr von Boburin selbst entgegen und führt ihn ins lauschige Laub, in dem ungeduldig ein blanker Zweispänner rückt. Hilbert sieht es noch so genau, wie hoch oben der Diener thront, mit breiter Schärpe angetan und mit grinsendem unterwürfigen Gesicht. Auf der Fahrt nach Pojenka plaudert der prächtige alte Herr über alles mögliche. Er zeigt Hilbert die Judentreistadt Potok und erzählt manch derbe Episode aus dem Leben der Raftanträger, fragt ihn, ob er sich auch Krakau gründlich angesehen habe, wenn nicht, so würde er ihn gelegentlich dazu einladen, denn er besitze in der Nähe der Stadt Bergwerke, die er ab und zu besichtigen müsse, er bedauere die unerquicklichen wirtschaftlichen Verhältnisse in Polen, der Zar habe ja allerdings das Beste im Auge, aber die Menschen seien noch so verroht. Dann sagt Boburin, daß er ihm ein Landhaus jenseits seines Sees in Staroselje eingeräumt habe, es sei nur eine Stunde von Pojenka entfernt, darin könne er schalten und walten, wie es ihm beliebe. Bedienung sei zur Stelle. Und in Pojenkas Schlosse sei er stets willkommen. Heut noch würde er ihn seinen Gästen in Pojenka vorstellen. Allerdings wäre es von jeher in der Künstler-

gemeinde Brauch gewesen, nicht Zeitungen zu lesen. Ob ihm das unangenehm wäre?

O wie dankbar war Hilbert. Die wirkliche Welt sollte ja versinken. Frei sollte sich sein Geist entfalten können.

Hügel und Senken —, der Frühlingsabend verdunkelt alle Dinge und drückt sie an seinen rätselhaft hellen Himmel.

Hügel und Senken —, rasches Hufklappen und scharfes schnaubendes Wiehern. Kühle Winde fächeln um die warme Stirn. Es ist Hilbert, als wäre sein Herz in diesen Augenblicken riesengroß gewachsen und könne doch nicht die schöne Welt in ihrer Pracht fassen.

Nun packen große runde Wipfel das Gefährt ein. Sicher sind es Linden. Die weiche, schmeichelnde Gewalt läßt dieses dunkle Unbestimmte verstehen. Sanft schiebt der Weg den Park zurück. Schloß Pojenka steigt mit vornehmem Gruß auf, mit lichten Augen voll Freude und Neugier. Hilbert schlendert so selbstverständlich leicht die breite Terrasse herauf und hört mit halbem Ohr, was Herr von Boburin verbindlichst spricht. Alle Dinge um ihn zwingen auf eine bestimmte frohe Linie.

Dann wird er mit den Gästen auf Schloß Pojenka bekannt. Die Halle ist groß und das Völkchen darin lustig und guter Dinge.

„Hilbert!“

Hausenmaler ist starr.

„Du heimtückischer Mensch, du Bandit, du Subkontralump, du du — Überfallsvirtuose du —“

Der Geiger findet keine Worte. Aber er freut sich sehr, daß er den Freund in Pojenka weiß. Er zieht ihn in eine Nische, verliest ihm noch einmal gehörig den Text und beginnt die Gäste abzuschätzen.

Da ist der lange Skaren mit der unförmlich großen Nase und der wulstigen Unterlippe. Aber das häßliche Gesicht umschwebt eine seltsam schöne Verklärung.

„Sein Professor hat ihn in einer Stunde schwärmerischer Umwandlungen für ein Lumen erklärt“, sagte Hausenmaler.

„Er ist es auch, nur sind ihm die Wege durch gewissenlose Kollegen verbaut worden . . . Dort — Fränkel, der Immerstille“, fuhr der Geiger fort, und deutete auf einen hageren Alten, „ist eine abgeklärte Natur. Er steht immer wie abseits von den Kämpfen dieser Welt in Versonnenheit und philosophischer Schwärmerei“.

„Dein Gegensatz?“ fragte Hilbert leise.

„Mein Gegensatz . . ., du magst recht haben, und vielleicht auch nicht“, entgegnete Hausenmaler zögernd. „Ich liebe Fränkel sehr. Im übrigen, es stimmt, er trinkt ganz gern einen guten Tropfen.“

„Und wer ist der mit dem Gesicht eines Dominikanerpaters?“

Ein Landsmann von dir. Schlesier. Nicht Dominikaner, aber Franziskaner. Kontrapunkt und Fuge sagten ihm mehr zu als das Brevier. So ward er vom letzten Schritt abgehalten. Bevor das Noviziat ablief, flog die Rutte vom Leib. Der Adel tiefer Frömmigkeit aber blieb. Wir alle verehren Augustin Meister als einen geistreichen Menschen, der sich in den feinen Formen der Welt zu schicken weiß, ohne etwas von seiner Persönlichkeit einzubüßen. Übrigens, wie gefällt dir denn der dürre Mensch mit dem Scherben im Auge und der gespreizten Haltung?“ forschte Hausenmaler launig.

„Ich weiß nicht.“

Hilbert zuckte die Achseln.

„Ach so!“

„Wie, ach so?“

„Ich dachte im Augenblick daran, daß du dasselbe empfinden könntest, was wir anderen auch empfanden, als wir Alois Streicher kennen lernten. Unser Loisl spielt hier fürtrefflich Theater, ich nehme an, ebenso gut wie zu Wien in der Operette. Ein bißchen Salonhampelmann ist der Sänger schon, wenn auch kein schlechter Mensch.“

Dann war noch der Tatar Surront, Lautenspieler und Waidmann zugleich, der Moskauer Musikprofessor Swetschkowsky und der dicke Piskonoff Strubinskojek. Man kannte sie gleich aus dem Kreise der Deutschen heraus, an ihrem listig forschenden Blick, den blitzenden Gebärden, an ihren lauten, unwölbenden Gesprächen. Zuletzt tauchte wie eine weiße Blüte ein Mädchen an die Seite des Herrn von Boburin, verschwand aber gleich nach der Begrüßung.

Hausenmaler räusperte sich etwas und errötete.

„Die Tochter Boburins —“

„Hm —“

„Offen gestanden, Hilbert, ich kenne sie eigentlich wenig. Vielleicht, weil mir die Gelegenheit dazu fehlte, mich mit ihren Lebensanschauungen bekannt zu machen. Seit dem frühen Tod ihrer Mutter hat sie ihren Pflichtenkreis mit kleinen und großen Sorgen ausgebaut, wie es so ist mit den Töchtern des Hauses. Aber manchmal kommt es mir vor, als banne sie irgend etwas Außenstehendes,

und sie erscheint mir dann als eine Untätige, eine Wartende, wie Sonnenland, das den Regenschauer ersehnt."

"Schwärmst du noch immer für junge Mädchen?"

"Aber bitte, Hilbert", war der Geiger ein wenig verlegen aufgefahren, um nach einer Weile in eiferndes Flüstern zu verfallen: "Wir alle fanden uns hier als Freunde und Brüder. Es macht doch schließlich nichts aus, ob wir Russen sind oder Deutsche."

"Verzeihe, du bist wohl nicht mehr Sommerleutnant?"

"Leutnant hin, Leutnant her. Der Offizier hat hier nichts zu sagen. Der Offizier beengt mich, er bedrückt mich. Ich bin zu viel herumgereist, und hier ist es anders. Hier stört kein Mißklang unseren vertrauenden Kreis. Selbst die Zeitungen sind verpönt, weil sie die Geschwätzigkeit über nichtsagende Dinge fördern könnten. Wir beugen uns nur Beethovens Geist, einem Geiste, von dem sich besonders Boburin ganz durchdrungen glaubt. Auf Schloß Pojenka wird deutsch gesprochen, auch die slavischen Freunde sprechen es. Ist das nicht selbstlos? Und was Boburins Tochter anbetrifft, so will ich dir sagen: Wir hegen nicht nur die größte Hochachtung für sie, ich glaube sogar, daß jeder von uns sich innerlich gelobt, jede ernste Absicht, die sich auf das Mädchen beziehen könnte, im Keime zu ersticken. So leben wir, an bestimmte Regeln gebunden, wie in einem Kloster der Kunst und verehren die Herrin als unantastbares Gut, als Madonna."

Was ein Wink, den der Geiger dem Ankömmling erteilte? Hilbert reizte es schon, spöttelnd zu bedauern: "Schade, daß ich vorhin die Gelegenheit verpaßte, Madonna meine Huldigung darzubringen", aber es war ihm, als preßte sich eine fremde Hand auf seinen Mund, als würde ein fremder Atem beben: "Du's nicht! Schweig' still!"

Und er schwieg.

Die weiteren Gespräche auf Pojenka erschlossen dem neuen Gaste viel Angenehmes und Merkwürdiges. Boburin war ein reizender Gesellschafter. Er offenbarte sich als feiner Kunstkenner, ohne ganz den russischen Grundbesitzer und ehemaligen Soldaten verbergen zu können. Die Kunst galt ihm als Bindemittel aller Klassen und Nationen und besonders von der Musik behauptete er, daß, wenn die Völker nur durch ihre Sprache sprechen würden, alle Gegensätze mit einem Schlage aufgehoben wären. Es käme die gegenseitige Duldung, das Verstehen von Leid und Freude. "Singt doch Eure

Freude! Singt nur Euren Schmerz! Aber seid nicht stumm! Der Blinde ist unglücklich, aber der Stumme macht unglücklich." Das war sein Leitspruch.

„Er pflegt die Musik mit besonderer Liebe, und kein Sommer schüttet seine Blüten über Pojenka aus, ohne daß seine romantisch gelegenen Landhäuser im Umkreis von Pojenka nicht mit jenen Künstlern bevölkert wären, die seine Aufmerksamkeit auf seinen Reisen erregt hatten. Er ist der edelste Russe in ganz Polen, er umgibt seine Gäste mit allen Zeichen einer gütigen Freundschaft und gewährt ihnen jeden irgend wie erfüllbaren Wunsch, und, wenn wir uns in Schloß Pojenka zusammenfinden, haben wir stets das Gefühl unbegrenzter Dankbarkeit für diesen Mann.“

So schwärmte Hausenmaler.

Hilbert empfand die Güte des Majorats Herrn bald. Dem Abend auf Pojenka folgte der Einzug in die wilde Schönheit hinter dem See. Von Staroseljes Einsamkeit konnte Hilbert hoffen, zu einer beruhigenden Vertiefung seines künstlerischen Daseins zu kommen. So trug er sein Wesen wie einen langen durststillenden Atemzug in die stille Klausur.

Und die Welt ward darum nicht verschlossen. Aus dem Oval schaute man über Wald und Steppe, und aus dem breiten Viereck über Wald und See, und es blieb klares Wetter, daß man die Zinne herüber leuchten sah. Und mischte sich eine schnelle Wolke in dieses Leuchten, so kam Hilbert jenes rasche Weghuschen eines hellen Kleides in den Sinn, das ihn vor Wochen in Breslau und jetzt in Pojenka ergriffen hatte. Zuletzt baute er seine Vorstellungen zu einem Bilde zusammen, das stündlich klarere, unverlöschbare Einzelheiten erhielt. Und dieses Bild setzte er auf die Zinne des Schlosses.

O, wie mußte er über das närrische Spiel seiner Gedanken lachen. Hatte denn das Mädel wirklich gelbe Zöpfe und kornblumenblaue Augen? Dachte vielleicht die Lise in der Schläfing an ihn grade jetzt? Die Lise?

Die Lücke in der Kette seiner Wahrnehmungen in Pojenka ließ ihn kaum zur Ruhe kommen. Die verhüllten Kreise eines anderen fremden Daseins zwangen zum Aufsuchen seiner Spuren.

*

*

*

II.

Ein Lied von der Herzenstraurigkeit.

Mochte irgend ein törichter Zufall walten oder auch eine unbegreifliche Absicht, immer, wenn Peter Hilbert seinen Fuß in Pojentas Halle setzte, suchte er vergeblich die Herrin des Schlosses zu Gesicht zu bekommen. Dies befremdete ihn wohl endlich, aber es entmutigte ihn nicht. Frei, wie er glaubte, von jedem höheren Gefühl für die Unbekannte, spornte es ihn vielmehr mit fecker Lust an, Pojenta selbst dann aufzusuchen, wenn kein ersichtlicher Grund vorlag, und Iwan, der getreue Bursche, brauchte nicht erst den Kopf zur Tür seiner Kause hineinzugrinsen: „Haltet zu Gnaden, Herr! Ihr möchtet herüberkommen, auch die andren Herren kommen.“ Beinahe täglich eilte Hilbert leicht und froh die Gründe hinunter zum See, sprang in den Rachen und zog ihn durch die tausende von ruhigen Wellen quer durch die reißende Wucht des Stromes dem sanften Schimmer des jenseitigen Ufers entgegen. Der See hatte für ihn die Bedeutung einer mitteilenden Kraft erlangt. Winkte aber das Schloß mit seinem Waldteppich zu Füßen und in dem kühlenden Tiefblau der Himmelsumrahmung greifbar nahe im Uferwasser, so spürte er ein zages Frösteln. Er hätte dann hier in der feuchten, blütenbesäeten Helle auf die Erschließung eines Wunders warten mögen.

Eines Tages schlenderte er wegauf und wegab, streifte in den Lindenpark, in dessen grünlichem duftenden Dach Bienenschwarm an Bienenschwarm zupfte und sog, blieb plötzlich wie gebannt vor dem Schimmer einer hellen Gestalt stehen, drückte sich scheu am Strauchwerk vorüber, schaute noch einmal um und nahm mit erleichtertem Aufatmen wahr, daß er den Stamm einer Birke für ein weißes Kleid angesehen. Das trieb seine Schritte froher vorwärts. Er lachte und sang. Schließlich brachte ihn der beginnende Abend in den Schloßgarten zurück. Im Rasen niedergeworfen, lauschte er nach irgend etwas aus, um auf einmal sich des Wunsches bewußt zu werden, es müßten leichtere Tritte sein.

Aber nichts regte den Boden zu kurzer, elastischer Bewegung. Dafür trugen die Lüfte die zarten Altkorde einer Laute heran in unbestimmtem Rhythmus. Und ein Lied ging neben den Altkorden. Der Abend kroch säufelnd in die Wipfel, schüchtern fragte ein Vöglein in den Pausen. Alles klang so ineineinandergebildet, daß Hilbert nicht wagte, seine Aufmerksamkeit zu zerteilen. Er empfand nur, daß er vor einem Tore stand und daß es sich aufthun müsse, um Ungekanntes zu zeigen. Bezwingender erreichten ihn die fremden Worte.

Ach! czemuż w sercu smutno,
czemu pełno znów,
I niespełnionych marzen
niewyśnionych snów,
Ach dźwięczy pieśń, marzenie,
w sercu rośnie żal
I płynie w świat westchnienie
w nieskończoną dal.

Ach, mein Herz, warum so traurig,
Warum bist du wieder
Ungestillter Sehnsucht voll,
Unerfüllter Träume voll . . .
Ach, es klagt das Lied, der Schwer-
Trauer schwillt im Herzen, [mit
Seufzer gehen in der Welten
Endlose Ferne . . .

Ach! czemuż w sercu smut — no, cze-mu peł-no znów, J

niespełnionych mar - żeń nie-wy-snio-nich snów, Ac

dźwięczy pieśń, mar - ze - nie, w sercu roś-nie żal J

płynie w świat westeh nie-nie w nieskońc-zo - ną dal.

Ein polnisches Lied war es, der Ausdruck tiefster Sehnsucht zu der Musik des siebenten Präludiums von Chopin.

Und jetzt war dieses Tor aufgeschlügelt? Jetzt schaute er in den Garten der singenden Seele? War es Sonnenland? Wehte über den Blumen die Sehnsucht nach Kampf oder die nach Erschlaffung? Geigersmann, hättest du die rechte Spur gefunden?

Zweifelnd schlich der Lauscher näher, hob die Blicke durch die Lücken der feinen Grasspizen und schaute an der Gestalt herauf, die, leicht über die Laute gebeugt, die seltsamen Töne zum Knospen brachte.

Es war eine feine schlanke Gestalt, die die Laute wie ein Kind im Schoß hielt, aber der Blick war nicht der der zufriedenen Madonna. Vielleicht mochte ihn der Scheitel, der wie ein Umfelleid über dem sanften Gesicht lag, beengen. Der Blick suchte Befreiung.

So plötzlich wurde sich Hilbert dieser Erkenntnis bewußt, daß er die Stirn in den Rasen drückte und zu grübeln begann. Ein verdunkeltes Augenpaar stand vor seinen festgeschlossenen Lidern wie eine stumme Aufforderung. Sorge, Neid und Scham mischten sich in seine Gedanken, der Sang der Sehnsucht begleitete sie.

Er hat lange so in sich hineingesonnen. Ein Vogel hat ihn aufgeweckt, als der Mond kühlen Glanz hinunterstreute und der Tau an seinen Kleidern perlte. Wie betäubt stand er auf und schlich den knirschenden Kiesweg hinunter zum See. Kaum faßte sein Ohr das begeisternde Flüstern, das einige Schritte neben ihm herging.

Überhaupt das Fräulein Irinka, wissen's! Ob die singt? Gut singt's! Nach Wean müßt's kommen! Wenn's mein Schwarm net wär, das Fräulein Irinka, was sollt' mein Schwarm hernach sein?"

„Aber, Bester!“ erhißte sich eine andere Stimme. Es war der Geiger.

„Schaugn's, verstehn's mich doch net unrecht! Mein idealer Schwarm —“

Fortan stieß sich Karl Hilbert an der Verlassenheit seines Lebens in Staroselje. Ruhelos bewegte sich sein Denken über den See, bildete über der sternklaren Turmzinne des fernen Parkstreifens ein zartes Antlitz mit schwarzem Haarschopf und suchte den Lichtern nachzuspüren, die an ihm vorübergestreift waren, so sehnsüchtig, so sorgend —

*

*

*

III.

Tore der Sehnsucht.

Grüne Tage sind köstliche Erdendinge. Zwischen Blanduft und lockeren Wegen schweben sie dahin, schlucken tausend Bedrängnisse auf, falten sich in vielen leisen und lauten Chören und machen das Herz so unsagbar leicht.

Cechinski, der Nachbar Boburins, der in Skwira, nicht weit von Staroselje, hauste, dachte nicht im entferntesten an die Seligkeit solcher Poesie. Er steckte seine Nase schnüffelnd in den würzigen Feldblumenrauch, puste tatenlustig die Backen auf und brummte folgenden Monolog vor sich hin:

„Das Leben wird unerträglich lang. Sonne — Regen — Tag — Nacht — Essen — Trinken — Rauchen — Reiten — Leutewichsen — Schlafen: es ist immer dasselbe, man kann's drehen, wie man will. Was mach ich da? Zwar bin ich verlobt, aber was nützt mir das? Hochzeit ist erst, wenn der Weizen schwillt. Bis dahin vergeht die Zeit, und langweilig ist es hier zum Blödsinnigwerden. Ich will aber einmal sehen, ob Gura, der verkommene Spitzbube, sich schon mit dem Juden Samuel Anisfeld wegen der gestohlenen Bretterbude geeinigt. Diese faule Schildkröte hat eine besondere Ecke in seinem Keller. Tokayersaft, ein sauberer Versöhnungsstrank. Paß' auf, Cechinsky! Deine Untertanen werden die folgsamsten im ganzen Distrikt. Und dann will ich mir mal die Deutschen in Pojenka genauer unter die Lupe nehmen. Will sehen, ob die Gesellschaft lustig ist oder traurig, ob hochfahrend oder Bettelvolk. Ein Künstler von Gottes Gnaden bin ich freilich nicht, das weiß ich, aber ich singe noch leidlich bei der dreizehnten Kanne ein Lied.“

Sprach's, setzte sich breitbeinig auf seinen Braumen und nahm die Richtung durch Skwira zu Guras Schenke. Das war gegen Abend.

Am Nachmittag des anderen Tages stürzte Iwan die Treppe zur Klause hinauf und schrie: „Euer Gnaden, zu Hilfe, Herr! Ich habe die Thür verriegelt und verrammelt. Denn sie wollen herein. Voran der Herr von Skwira. Euer Gnaden schaut doch!“

„Du bist wohl verrückt, Iwan“, entgegnete Hilbert. „Sei doch vernünftig! Ich gehe selbst.“

„Aber nicht hinunter, Herr! Ans Fenster nur!“ lamentierte der Aufgeregte und suchte schüchtern den Weg zur Thür zu verstellen. „Daß Euer Gnaden ja nicht hinuntergehen, obwohl der Herr von

Skwira herzensgut ist! O, ich beteuere es, der Herr Graf Cechinski ist ein Engel. Ein Erzengel ist er. Aber sitzt er zu Pferd, so hat er sechs Beine und vier Augen und kann mehr und weiß mehr wie ein Engel. Wahrhaftig, sie klopfen schon wieder. Wir werden sie aber nicht rein lassen. Wir werden die beiden Hinterlader vom Boden holen, Herr."

Damit sprang Swann die Bodentreppe hinauf.

Hilbert guckte durchs Fenster. Er sah gerade noch, wie ein Menschengewand über die Lichtung dem nächsten Waldgrunde zutorkelte. Täuschten ihn nicht seine Sinne, so konnte er inmitten des sonderbaren Aufzuges den Moskauer Professor Swetschkowsky und Piskunoff Strubinski untercheiden. Sie gingen neben einer Herde Esel einher, auf denen Raftanträger mit bekümmertem Gesicht und langen Bärten saßen. Ganz vorn zügelte und spornete einer sein Roß, daß man nicht wußte, ob es vorwärts oder zurückgehen sollte. Das war wohl Cechinski. Und dann noch einer. Wirklich! Hausenmaler! Der Geiger hatte sich in diese Schar gemischt! Hausenmaler war nie ein Spielverderber gewesen und er hielt sich am menschlichsten von allen.

Swann hatte sich unterdessen, mit zwei Knarren bewaffnet, dem Fenster genähert.

"Sie — sind — fort?" fragte er blöde enttäuscht. Als Hilbert nickte, stampfte er mutvoll aus der Stube.

Dennoch sollte die Klausur von der merkwürdigen Erscheinung dieses Nachmittags nicht ganz unberührt bleiben. Zwar Cechinski selbst ließ sich nicht blicken. Ein gefestigter Tritt klang die Stiege herauf. Freudig überrascht begrüßte Hilbert seinen Landsmann Meister.

"Wunderten Sie sich nicht, verehrtester Freund?" fragte der.

"Es war allerdings ein etwas ungewöhnliches Schauspiel."

"Stimmt, wenn man gewohnt ist, hier und da nur ein pilziges Menschlein dem Boden entweichen zu sehen. Aber dieser Boden kennt auch seine sonderlichen Explosionen. Herr von Cechinski nennt den Rummel Inspektionsreise, und, da er einen Ehrgeiz auf das Amt eines Friedensrichters hat, glaubt er von Zeit zu Zeit Beweise für seine Befähigung erbringen zu müssen."

"Ich muß gestehen", sagte Hilbert, "ich nahm nicht den leisesten Schimmer eines Arbeitsernstes wahr."

„Die Mittel scheinen hier auch wenig ins Gewicht zu fallen. Es ist wie bei einer Theaterprobe. Die armen Juden, die Cechinski mitführte, müssen als Zeugen, Kläger und Beklagte zugleich fungieren. Sie müssen, denn Cechinski hat die Gewalt, und deshalb heucheln sie. Sie spielen ihre Rolle vortrefflich. Letzten Endes ist es Hauptsache, daß sie gediegene Protokolle über die Schlichtung dieser und jener halb ersonnener, halb erlebter Vergehen zustande bringen, was sie auch so meisterhaft verstehen, daß sie nicht nur straflos ausgehen, sondern, daß für sie dabei auch etwas heraushängt.“

Hilbert mußte nun doch lachen.

„Und Hausenmaler? Wie kommt der in die Gesellschaft?“

„Ach so —“, fiel ihm Meister lächelnd ins Wort. „Ich sprach wohl noch nie so viel wie heut von äußeren Begebenheiten, weil eben alles närrisch auf mich einstürzt, und so vergesse ich schließlich auf den eigentlichen Zweck meines Hierseins. Als ich Hausenmaler vorhin begegnete, rief er mir zu: „Ich habe eine Mission zu erfüllen, und ich freue mich, daß Sie dem Endakte beizuhelfen mögen.“ Ich versuchte abzulehnen, denn die weinerlich-freudigen Blicke Strubinstojek's und Cechinski's erregten meinen Verdacht. Als ich aber dringender um einen Besuch in Skwira gebeten wurde und Cechinski sowohl als auch Swetskowsky mich an mein noch gestern gegebenes Wort erinnerten, sagte ich zu. So ganz berauscht sind sie denn doch noch nicht, daß ich nicht mein Wort hätte halten müssen. Es wird auch vielleicht nicht uninteressant sein, zu beobachten, in welcher Weise Cechinski seine Fäseleien in eine Formel zu bringen versteht.“

„Bin ich auch vergeben?“ holte Hilbert vorsichtig aus, als in der eintretenden Gesprächspause plötzlich ein Gedanke in sein Überlegen sprang.

„Sie sind auch bereits vergeben, aber nicht, wie Sie es sich vielleicht vorstellen.“

„Wie darf ich das verstehen, Herr Meister?“

„Schauen Sie einmal an den See!“

Hilbert fühlte die Pulse in seinem Körper stocken. Seine Augen brannten, daß er die Hand über die Stirn führte, um seine Befangenheit hinwegzutäuschen. Es war ihm, als rausche das Wasser herauf das Lied von dem traurigen Herzen und seiner Sehnsucht. Aber es war doch schließlich nur ein schlichtes Segel, das in dem schattigen Ufergewässer von Staroselje gemächlich schaukelte wie ein Blütenblatt.

Meister sagte: „Ich kam also mit der bestimmten Absicht hierher, mein Versprechen] in Skwira einzulösen. Das heißt, Fräulein von Boburin, die eine begeisterte Freundin des Segelsports ist, ließ es sich nicht nehmen, mich herüber zu fahren. — Fräulein von Boburin — ganz recht“ fuhr Meister nach einer Pause fort. „Zu ihrem Unglück verstauchte sich die junge Dame kurz vor dem Anlegen in Staroselje das Gelenk. Ich selbst bin in Sachen der Wasserkünste ein Fremdling, sodaß ich auch zurück jedenfalls die Fähre über den Strom werde benutzen müssen. Verstehen Sie, worum ich Sie bitten möchte? Fräulein von Boburin würde Ihre Begleitung gewiß nicht unangenehm sein. Ich setze natürlich voraus, daß Sie das Segel handhaben können.“

Augustin Meister schlug den Weg nach Skwira ein. Er hoffte zuversichtlich, Cechinskis Schar nicht anzutreffen oder wenigstens recht bald wieder loskommen zu können.

Hilbert beflügelte unterdessen seine Schritte zum See.

Der Segler lag am Steg wie ein müder Schmetterling mit zusammengefalteten Schwingen. Irinka Boburin ließ ihre Blicke zwischen dem gemächlichen Treiben der Wasserpflanzen den feuchten kräuselnden Linien nachziehen, die in dem silbrigen Glänzen des offenen Wassers zusammenschmolzen, bis ein Schatten, der schnell und dicht unter ihr Schauen trat, ihren Scheitel hob. Sie streckte dem Ankommenden freundlich die Hand entgegen.

„Unsere Gäste machen sich selten in Pojenka. Hätte der Zufall mir nicht übel mitgespielt —“

Ihre Worte standen in einem reizenden Lächeln still, aber aus fernen Ahnungen strich es klärend in die fortspinnenden Gedanken.

Er wollte sich teilnehmend über ihre Hand beugen, aber sie schwang sie kurz beiseite.

„Es ist gar nicht schlimm, Herr Hilbert, aber ich kann nun doch nicht gut allein zurückfahren.“

„Sagen Sie, daß Sie meine Dienste annehmen. Herrin, und ich will mich gechrt fühlen.“

Voller Glanz erwärmte ihr Antlitz, als sie das Haupt zubilligend gegen die Brust senkte. Etwas wie Neugier schälte sich unter den Wimpern hervor. Zwei kleine Grübchen erschienen in den Wangen.

Hilbert spürte nichts mehr von Befangenheit. Ihre Erscheinung bewegte vielmehr zu einem Ausgleich seiner inneren Gefühle, der ihn erhob, befreite und begeisterte. Er setzte die Segel bei, das Boot

flog hurtig vor dem Winde, erst in einem Bogen am Ufer entlang, als wollte es die hängenden Buchenwipfeln haschen, dann wie gerader Pfeilflug ins Freie, daß die Wellen sich breit und blank heranschoben. Tiefer blaute der Himmel über dem leisen Pfeifen des Windes. Hier und da plumpete ein scheues Wassertier zur Seite. Vom Westen lockte der Abend. Ein wunderschöner Abend!

„Das gefällt mir!“ rief Trinka Boburin. „So über dem stillen Walten der Tiefen hinwegzujagen — dem geruhigen Schimmer feichterer Gegenden zu. Sind Sie Sportsmann, Herr Hilbert?“

„Nicht was man gewöhnlich so nennt. Aber vielleicht bin ich es in meiner Weise. Ich liebe die Entfaltung der Kräfte. — In allen Lebenslagen“, fuhr er nach kurzem Besinnen fort. „Je stürmischer und verhängnisvoller die Aufgaben sind, die das Dasein stellt, desto mehr zwingt es mich zur Überwindung der feindlichen Gewalten.“

„Viele, die so denken und auch handeln würden, gibt es wohl nicht in Ihrer Heimat?“

„Ich glaube doch.“

Die Worte flogen ihm frisch von den Lippen.

„Ich stellte mir die Deutschen finster und verschlossen, aber nicht entschlossen vor.“

„Oh!“

„Nicht wahr, ich bin offen?“

Sie lächelte über den schmerzlichen Trotz, der über sein Gesicht huschte und darüber, daß er ihr Urteil vermutlich nicht berechtigt fand. Ihr Lächeln entzündete das seine, obwohl seine Antwort auf bedauernde fallende Töne eingestimmt war, die etwa sagen wollten: „Du bist unwissend, Mädchen!“ Doch gab er in verbindlichem Tone zurück: „Gerade die Offenheit schätzen wir Deutschen!“

„Ich glaube nur an die Höflichkeit der Franzosen und Polen“, entgegnete sie aus der Müdigkeit einer verkennenden Meinung heraus. „Die Völker sind so verschieden geartet. Das eine mag diese, die andern jene gute Seite besonders betonen. Den letzten Gründen dazu wird man wohl nie nachzuspüren vermögen Wir im Osten scheinen, was Lebenskampf anlangt, anders als die Westeuropäer. Wir tragen und führen die Dinge unserer Umgebung bis zu einem gewissen Punkte, dann überlassen wir ihnen die Entscheidung über uns. Unsere Seele versinkt schließlich wie an einem Abende mit der Welt, und alle Feindseligkeit endet im Lächeln oder im Zorne Gottes.“

„Solch ein Leben voll blinder Führungen würde Ihnen auf die Dauer behagen, Herrin?“

„Es ist besser, als gegen die Finsternis zu streiten. Die Finsternis ist stärker als der Mensch.“

Die Finsternis ist stärker als der Mensch!

Für Augenblicke streiften seine Zweifel die Schloßherrin mit schmerzlicher Enttäuschung. Seine Blicke legten sich langsam über das Wasser und dann zur anderen Seite auf das Mädchen im Boot und wieder zurück, hin und her, besinnend, tastend.

Hatte ihr das Leben bereits große Hoffnungen zerbrochen? Waren ihr die Güter, die noch innerhalb unseres Hoffens liegen, allzuweit entrückt worden? War ihr Herz gepeinigt worden? Sie sah nicht wie eine Niedergedrückte aus, wie eine Erwartende sah sie aus, die überzeugt ist von den künftigen Erfüllungen ihres Lebens, und sie war schön.

Seine Faust hielt das jagende Segel fester.

„Sie sind anderer Meinung?“ fragte Irinka Boburin vorsichtig.

„Ja, Herrin“, erwiderte er aus dem Zwiespalt seiner Empfindungen heraus.

Ein greller Pfiff unterbrach die weiteren Erörterungen. Das Boot neigte sich in den heftig von der Seite anziehenden Wellen. In breitem Bogen drang hier die Stromflut durch den See.

Nochmals fuhr ein Pfeifen vorbei. Mit gewandter Kraft riß Hilbert gegen den Strom ein, noch zur rechten Zeit, um einigen Kosaken auszuweichen, die fluchend und lachend ihre weißen Fellmäntel schwenkten. Hastig ritten die schmutzigen Schaumkronen hinter ihrem Rahn.

Irinka Boburin deutete ihnen nach: „Geht einer von diesen zugrunde, so wird nicht lange getrauert. Sie lachen das Leben einfach hinweg. Ist dies nicht auch das Beste?“

„Ich hatte einen Oheim“, erzählte sie, als sie bemerkte, daß in seinem Innern Zweifel und Einwände hin- und herstiegen. „Er wohnte noch bis vor einigen Jahren in Skwira, dem jetzigen Wohnsitz des Herrn von Cechinski. Mein Onkel lebte glücklich in Skwira, denn seine Frau sorgte sich um ihn, wie vielleicht selten eine Frau sich um das Leben ihres Mannes sorgt. Der Feldzug gegen Japan verschob sein Glück in andere Kreise. Mein Oheim, der sich wie ein Held geschlagen, ging unverfehrt aus allen Gefahren und mit hohen Ehren. Und wenn auch Rußland diesen Krieg verlor, der Klugheit

des Tapferen verdankte das Reich die Rettung eines großen Truppenverbandes.

Über davon möchte ich nicht erzählen. Sein Stern wies ihm einen sonderbaren Weg. Das Bewußtsein seiner Erfolge war ihm zu Kopfe gestiegen. Als er vom Feldzug zurückkehrte, erschien ihm sein Heim klein, beengt, dürftig. Seine Launen knebelten die Familie, sein Haus verlor die behagliche Sicherheit. Schließlich trennte er sich ganz und gar von seiner Frau und zog, um schneller in der Gnadenzone des Zaren emporzusteigen, in die Hauptstadt."

"Wie traurig!"

"Keineswegs!" entgegnete Irinka Boburin. "Es ist eine Sache lustiger Einfalt, denn auch die Frau hat sich in ihrem Schicksal zurechtgefunden. Sie ließ Skwira im Stich, kaufte sich in Moskau ein elegantes Haus und vergaß die böse Erfahrung ihres Lebens in der Gesellschaft heiterer Stunden. Sie soll sich sehr glücklich fühlen."

"Sie soll, Fräulein Irinka. Würde sie sich in der Tat glücklich fühlen, dann hätte ihr das wahre Glück bisher gefehlt. Denn auch darin — und darin überhaupt — gibt es einen Wechsel."

In der niedergehenden Glut der Sonne, die die Fenster der nahenden Schloßzinne zu hassenden Augen zerschmolz, brannten Uferbüsche und Park. Auf dem Wasser zog es und senkte es sich, von unzähligen zuckenden Feuerstreifen erfaßt. Über dem Schilf spielten Mückenschwärme als dichter brauner Goldstaub. Darin stand friedlich ein Pelikan und strich seinen massigen Schnabel durch das Gefieder. Entfernter klapperten die Reiher zu dem leise und laut wechselnden Trällern und Gucken der Frösche. Das Boot schien müde vorwärts zu schleifen.

"Es wird Abend . . ."

Irinkas Worte verklangen wie die ersten nach alten Zeiten zurückgreifenden Worte eines Märchens.

"Es wird Abend", mußte er wiederholen und öffnete ein wenig die Faust, daß das Boot lässig im Schimmer trieb. "Warum zwingt gerade der hereinbrechende Abend unsere Gedanken über die Wirklichkeit hinaus? Warum wächst aus den bunten Vielfältigkeiten des Tages die Sehnsucht, die uns erhebt? Als ich in Berlin studierte, wohnte über meiner Stube ein junges Paar. Es wohnte wie in einem Nachtigallenest. Am Tage lag ein Hauch stillen Friedens in der Wohnung. Der Mann arbeitete in einer Fabrik und sie in dem Büro eines Kaufmannes. Abends aber zog ein Singen und

Klingen in die friedliche Stätte, eine Fröhlichkeit, wie ich sie in solcher Verschmelzung zweier Seelen noch nie gehört. Kurzum, wenn der Uhrzeiger die tiefste Stelle des Zifferblattes durchlaufen hatte, konnte ich kaum den Augenblick erwarten, in dem der Gesang von oben anhub.

Eines Abends aber stand das obere Stockwerk stumm. Der Mann war nicht heimgesehrt. Ein Unglücksfall hatte seinem Leben ein vorzeitiges Ziel gesetzt. Seit dieser Zeit erstarrte die obere Stube. Nur die Standuhr schlug seufzend durch die Diele, und hin und wieder schlürfte ein langsamer Schritt dahin.

Die Frau würde ein freundliches Leben geführt haben können, denn der Fleiß und die Umsicht des Dahingegangenen hatten redlich für sie gesorgt. Aber das rastlose Suchen nach verlorenen Stunden reizte sie mehr als das bequeme Zerbröckeln ihres Daseins. Wenn andere schon längst, von der Müdigkeit des Tages erdrückt, schliefen, brannten dort oben in allen Stuben Lichter. Die Frau ging hin und her, und, wenn ihr Schritt stockte, war es meist nur am Fenster. Da lehnte sie am Sims und zählte die Sterne. Suchte sie in den Sternen? Ihre Lippen waren vertrocknet, doch die Frau war glücklich in ihrem Leide. Einmal würde sie den Verlorenen wiederfinden."

Irinka Boburin nickte aus tiefem Sinnen.

"Die Nacht ist hart", flüsterte sie kurz, "und der Mensch beugt sich unter ihren Gewichten".

Sie stieg leise auf den Bootrand. Ihre geschmeidige Silhouette wuchs im Abenddämmer wie eine Heiligenstatue. Ein holder Bann ging von ihrer Erscheinung aus. Die Wasserfläche vermischte das Bild mit dem schwachen Blinkfeuer der Sterne, die da und dort neugierig auf das Feld des Himmels liefen und den letzten Seufzern der versunkenen Sonne nachschauten. Ein Hauch von Kalmusgewürz schwebte in der Luft. Durch das Schilf der Uferwinkel raschelten verspätete Enten.

Ein dumpfer Schmerz betäubte Hilbert. Seine Lippen kräuselten sich mit der Absicht, allerlei Widersprüche zu formen.

"Der Mensch ist frei", wollte er sagen. "Und doch muß er durch Nacht und Elend. Aber du — du stehst am fernsten Ende meiner Welt."

Aber sie hatte doch so versöhnend gesprochen: "Mit dem Abend versinkt alle Feindseligkeit."

Eine Mattheit sondergleichen überwältigte ihn, seine Sinne versanken, seine Seele spann auf traumhaften Pfaden.

Was hat er alles geträumt in diesen flüchtenden Sekunden! Ein Lied hat ihn aufgeweckt wie ein fragenhafter Geist, solch eines jener leichten Lieder, wie sie fahrende Balalaikaspieler durchs Land tragen.

Nun wußte er es bestimmt. Frei von den Kräften wirksamen Lebens, glitt dessen ernste Bedeutung von ihr ab.

Hätte er aber gesehen, wie ihre Blicke den leichten Versen zum Trotz auf ihn zusammen, er wäre aufgestanden mit leuchtendem Auge: „Wir sind zwischen Anfang und Ende, Menschen, aber wir sind es, um Hemmnisse zu überwältigen, die über das Ende gehen. Trinkä, du wirst mein Kamerad werden.“

So aber verrannen seine Gedanken in allerlei Beklemmtheiten, bis das Boot knirschend in die Ufertiefen von Pojenka stieß.

* * *

IV.

Surreniz.

Als das Schloß seine Mauern durch das Laub des Parkes preßte, horchten Trinkä und ihr Begleiter auf. In der Halle mochte jemand Flügel spielen. Als sollten einem überaus schönen Tage die letzten Lichter gelöscht werden, so behutsam schwer fiel die Musik in den Park.

Trinkä blieb einen Augenblick stehen und flüsterte zage, unverständliche Laute. Es war etwas vor ihr aufgestiegen, was sie mit großer Sorge erfüllte, und dieses Gefühl minderte sich nicht, nachdem die beiden die Schwelle der Halle überschritten.

Das schlummernde Friedhofsdunkel der Trauermarschsonate lag noch im Raum, obwohl Herr von Boburin bereits das Finale eingesetzt hatte, in dessen Spiel er sich so verfiel, daß er die Eintretenden nicht merkte.

Hilbert wandte sich, da Trinkä in der Mitte des Saales mit ungeteilter Aufmerksamkeit verblieb, durch eine der hohen Fenstertüren, die zur Veranda führten und einen umfassenden Ausblick über den im unsicheren Glanz der Mondsichel schlafenden Staroseljer See gewährten.

Der junge Künstler lehnte über der Brüstung. Er spürte das Gespaltete seiner Sympathie, die Macht unruhigster Gefühle. Sie schienen in der Mitte seines schwebenden Daseins gebunden, das Heimat und Fremde wie an langen Fäden hielten und regellos bewegten.

Die Sekunden, die hinter den Tönen der Sonate gingen, bedrückten Hilbert. Aus der Beengtheit streckte seine Seele die Fühler aus. Seine innersten Triebe wuchsen in früher erlebte Gebiete. Ins Sommerlicht wuchsen sie, wo das Haus seiner Kindheit schief. Still schief es unter dem zitternden Dach der hohen Pappel. Die Drähte an den Hochspannmasten klinkerten ab und zu so eigen verschlossen, als sollte ihre geheime Kraft in einem unbewachten Augenblicke herabspringen und mit langen Beinen durchs Land rennen und angstvoll quäken: „Licht, Licht! Ich bin das wahre Licht! Aber rührt nicht daran! Ich töte Euch!“

Unbekümmert rauschten die Pappeln über dem tiefen Gartenzaun. Da stand gewiß die Lise Eschöpe. Aber sie lächelte nicht. Er hätte sonst trotzig mitgetan. Die Lise wendete mißbilligend den blonden Scheitel und weinte und weinte so herzerbrechend.

Da schüttelte er das Bild aus seiner Erinnerung wie welkendes Laub.

Auch die letzten Klänge der Sonate waren versprüht. Trinkas flog zu ihrem Vater, barg ihr Antlitz an seiner Brust und flüsterte: „Vater, was spieltest du? Dein Spiel war erschütternde Sprache.“

Sie sagte noch mehr, aber Boburin verstand offenbar nicht alles. Er erkundete schließlich, ob sie schon lange in der Halle weile.

„Nicht lange, aber doch so lange, um zu verstehen, daß es wie ein Boneinandergehen war, Vater. Noch nie hörte ich dich so spielen.“

„Torheit, Täubchen! So voll Lust und zufriedenster Gefälligkeit war mein Herz.“

Boburin streckte Hilbert die Hand entgegen: „Es ist heute einsam bei uns, mein Freund, und Sie werden vermutlich unser einziger Gast bleiben, wenn nicht Streicher und der Tartar noch erscheinen. Ich freue mich sehr über Ihr Hiersein.“

Unter Trinkas Händen summite der Samovar. Die Diener hängten in die Verlaubung der Fenster bunte Lampen, an die von draußen der kühle Hauch der Sommernacht stieß. Ein Wirrwarr von berückend schönen Farbtönen spielte auf dem Parkett und verflüchtete an den Wänden der Halle mit dem Hin und Her der horchenden Laubschatten.

Boburin befand sich in einen wunderbar zagen Zustand. Sein ganzes Selbst schwebte wie auf langen Blumenketten, die sich über sprudelnden Wassern dahinsflochten.

Auf dieses zarte Dahinschweben trat Alois Streicher, mit einigen Phrasen in die Halle tänzelnd. Traten auch Skarren und Fränkel.

Der Kreis der Gäste füllte sich mit dem Erscheinen des Tataren und einiger Russen und Polen, die die Künstler bisher noch nicht in Pojenka gesehen, und die ihnen als Gutsnachbarn vorgestellt wurden. Was aber Boburin für seine Stimmung befürchtete, traf wirklich ein.

Der Samovar verbrodete und noch immer schürfte die Unterhaltung in dem Schutt der Alltagsereignisse. Die verzweifelte Freundlichkeit des gütigen Gastgebers spürte die schwanke Brücke vom Strudel erfaßt, sah sich selbst an trockenes Ufer gesetzt, einsam, inmitten lauter Gespräche. Bäuerliche Berufsorgen und Jagdschwindel, Gesellschaftsklatz und hohe Politik verbissen sich ineinander. Und — gütiger Himmel! — der sanfte Fräntel, der für derlei Angelegenheiten nie etwas übrig gehabt, sprach brav auch seine Ansichten aus, freilich von „höheren“ Gesichtspunkten. Es versteht sich: die Diener hatten den Tisch bereits mit schön geschwungenen Rännchen beschwert.

Plötzlich hob Herr von Boburin erleichtert die Stirn. Augustin Meister war aus Skwira zurückgekehrt, und, obwohl dieser zunächst nicht in der Stimmung schien, tieferen Problemen nachzugehen, so empfand doch der Schloßherr, wie die Brücke seines Gemütes wieder leicht übers Wasser stieg und, wie er sich geborgen fühlte in ihrem schwebenden Ranken.

Meister warf leise zu Hilbert hinüber: „Es war doch sehr wüß. Der Geiger ist zu seinem Glück ein Schmetterling. Sie kommen gewiß noch nach.“

„Auch Cechinski?“

„Nein, der nicht, der kann nicht.“

„Hausenmaler, Hausenmaler“, wälzte es sich in Hilberts Überlegen. „Bist du wirklich noch der Schmetterling von einst? Ist ein anderes Bild an deinen Blicken vorübergegangen oder hat der Wein in Skwira lose Gedanken über deine Lippen gerollt. Ich fürchte beinah, du hast viel von deiner früheren Offenheit eingebüßt.“

Da verschob aber auch schon die Stimme Irinkas seine Gedanken. Sie befand sich mit Meister in einer ästhetischen Auseinandersetzung über die fünfte Variante der Trauermarschsonate.

„Glauben Sie“, fragte sie erwartend, „daß aus diesem Satz so etwas wie Scheiden und Meiden spricht?“

„Beethoven hat seine Empfindungen nicht planlos verstreut“, erwiderte Meister. „Er führte auch des Daseins Traurigkeit auf eine

gesunde Linie zurück. Lauschen Sie dem Schlußteile irgend eines seiner Werke! In all der Bangigkeit wird es Sie wie der warme bestimmte Händedruck einer wiedersehensfreudigen Seele erfassen. Das ist das Zeichen wahrer Kunst, die Versöhnung ist."

Irinka nickte halb nachdenklich, halb zustimmend, und Meister überflog mit einem Blicke die Anwesenden.

"Erinnern Sie sich des Rondos aus der Sonate pathétique?" fragte er leise.

"O bitte, spielen Sie!" bat sie flüsternd.

Meister setzte sich an den Flügel, die Gespräche verstummten in der Beseelung der Töne. Herr von Boburin brachte sich leise in die Nähe des Spielenden, und, als dieser geendet, schüttelte er ihm bewegt die Hand.

"Wie merkwürdig", wendete sich Irinka zu Starren, "daß mich das Rondo der Pathétique mehr zum Mitgehen nötigt als das Finale der Trauermarschsonate! Vielleicht ist es ein besonderer Geist, den ich nicht kannte, der aber nun nach Herrn Meisters feinsinniger Erklärung seine Macht entfaltet."

"Ich glaube, diese Macht zu ahnen", entfuhr es Starren trocken. Irinkas Seele war doch auf den gefällig schönen, leichtherzigen Ton gestimmt. Ein bißchen Schwärmerei war ihr eigen und im vorliegenden Falle gewiß auch ein Untasten an Hausenmalers Heimat. Hausenmaler hatte doch oft genug von Irinka geschwärmt. Und in seiner Heimat rauscht das Laub unter lieblicher Luft, dort werden die Festtage vertanzt mit gewichtigen Tänzen, dort gilt der Humor noch etwas. Warum soll man nicht aus den Dingen immer das Angenehmste schöpfen?

"Darf ich erfahren?"

Starren räusperte sich etwas. Der gelehrte Ton stand ihm schlecht.

"Das Rondo ist die Krönung der Stimmung. Ist der Ausgleich zwischen Episode und Lied. Das Rondo der Pathétique verklärt und mildert vielleicht die starken Striche des Allegro und verstärkt auch wieder den Sehnsuchtsruf im Adagio. Aber darf ich bekennen? Es kamen Tage, wo mir das Rondo als — Tanz erschien, als idealisierter Bauernschritt im Fiedelrhythmus, besonders gegen die Mitte zu. Heut auch hatte ich dieses Gefühl."

Irinka verstand. Indem sie mit flüchtigem Aufschauen zu Hilbert forschte, schüttelte sie leicht das schöne Haupt.

"Solch ein Tanz mag schön sein. Allein ich zweifle, ob Beethoven ihn empfand. Doch, wer kann das nachprüfen? Schließlich ist alles

ein Tanz auf Erden, bald ein rascher, bald ein langsamer, verschlingend, flüchtend oder stockend, still. Viel eher denke ich es mir so: man wandelt auf dunklen Straßen, die Seele ist leicht bewegt, das Zagen kommt, die Bangigkeit des Kindes, wenn die Dunkelheit nicht weichen will. Endlich — ein breiter Lichtraum . . ."

Silbert merkte überrascht auf. Knüpfte Irinka an jenes Gespräch auf dem See an? Er war überzeugt, daß man die Nacht teilen müsse durch Kraft und Kampf. Irinka aber hätte sich durch freundliche Zufälle aus den Bedrängnissen des Lebens befreien mögen. Sie sprach nicht von Sorge und Leid. Später hat er erfahren, daß sie sehr oft sich mit Leid und Sorgen beschäftigt.

„Symphonie ist eben das Leben der Menschenseele“ warf Starren hin. „Die verschiedensten Kräfte greifen ineinander zu wechselvoller Musik. Doch mag es sein: das Ende ist der heitere Ausdruck.“

„Der Lichtraum“, wiederholte Silbert flüsternd. Seine Gedanken verketteten sich mit der Frage: „Und dann . . .?“

„Wer kann, was in fernster Zukunft liegt, begreifen?“ erwiderte Irinka und suchte ihm auszuweichen. „Zulezt muß wohl das Glück kommen.“

„Das Glück?“

„Das Glück.“

Etwas wie daherschwebender Trost lag in ihrer Antwort, daß er hätte aufspringen müssen, um ihr zu danken.

Hinter ihnen rührte sich einer unwillig. „Trübsinniges Geschwätz“, murmelte er, denn ihm schwebte der nächste Pirschgang auf den Bären vor. Das schneidige Dran und Drauf seiner Meute und allenfalls ein Lautenlied belustigten ihn weit mehr als übersinnliche Anwandlungen. Es war Surrealist.

Herr von Boburin hatte Augustin Meister seine Anerkennung ausgesprochen.

„Ihre Komponisten“ sagte er, „sind in der Tat von weltbewegender Bedeutung. Die deutsche Musik ist unbesiegbar. Beethoven ist ihr Merkmal.“

Meister verbeugte sich leicht gegen den Gastgeber.

„Wäre Chopins Sprache — die wohlklingendste, die ich kenne —, der Ausdruck eines philosophierenden Beethoven gewesen, so stände Chopin wohl bei weitem höher als Beethoven. Musik ist nicht allein Offenbarung eines großen Willens, Musik ist mit der Offenbarung

zugleich Empfindung und Anregung, Chopin ist ein Kennzeichen des Menschentums wie unsere Klassiker."

Tränkel fügte hinzu: „Ich liebe die Eigenart, den Geist der seltsamen Kunst. Viel habe ich z. B. von Grieg und Rubinstein, von Tschaikowsky und den Meistern italienischer Neuromantik gelernt. Sie werden bei uns nicht minder geschätzt und bewundert als die heimischen Naturalisten."

„Ihr Deutschen seid doch die gerechtesten und uneigennützigsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe."

Damit erhob sich Boburin und leerte seinen Becher. Die Slawen nickten beifällig, einige unter ihnen grinsten wie gütige Teufel.

Augustin Meister schwang den liebenswürdigen Worten des Gastgebers eine kurze Entgegnung zu, die etwa so schloß:

„Wenn die Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit unser Lob ist, dann, meine Freunde, trinke ich auf das Wohl des besten Deutschen."

Jubelnd stimmten die Freunde bei: „Heil dem Schirmer der Kunst!" und umringten Herrn von Boburin, dessen anfängliche Verlegenheit unter der stürmischen Huldigung seiner Gäste gewichen war. Er reckte sich mit sieghaftem Lächeln, ganz der Soldat, als der er früher mit Leib und Seele dem weißen Zaren ergeben gewesen und rief:

„Russe durch meine Heimat, Gott weiß es! Mensch aber durch das Gebot des Lebens und der Menschenliebe! In diesem Punkte gleichen wir uns."

Es entstand eine lange, bedrückende Pause, als wäre jedem aufs Herz gefallen, zuviel gesagt zu haben. Surronek, der Tatar, flüsterte Skarren zu: „Wenn ich nicht irre, verkehrte er in seiner Jugend viel mit dem Weissen von Jasnaja."

Der Abendwind raschelte an das Laub der Fenster. Der Wiener Tenor trat an die Brüstung der Veranda und schöpfte tief den kühlen Atem der schlafenden Welt ein. Irinka wollte eben vorbei huschen, da fiel es ihm ein, daß die Nachtigall im Park von Pojenka wunderbar sänge.

„Die Nachtigall?" lachte Irinka kurz und spottend. Gerade ins Gesicht sah sie ihm.

Streicher erglühete ein wenig. O, die schöne Herrin war schlau. Sie fühlte aus seinen Worten den ganzen Menschen. Und doch hatte er sich's so prächtig ausgemalt, einmal mit ihr inmitten des Abendzaubers zu plaudern.

Hilbert warf einen verärgerten Blick zum Fenster hin.

Was für ein eitler Geck war der Wiener! Auf der Spitze des rechten Fußes wippend, die linke Hand leicht an der Hüfte gepreßt, während die rechte mit dem Augenglas spielte: so bot der Sänger das Bild eines vollendeten Salonhampelmannes von unglaublicher Lächerlichkeit.

„Die Nachtigall, die Sie im Park zu hören vermeinten“, erklärte Trinka ernster, als wollte sie des Österreichers Gedanken von sich streifen, „ist eine Gefangene. Ich kaufte sie in Potok.“

Sie hätte aber ein Lied gesungen, daß ihm nie wieder aus der Erinnerung schwinden würde, ein Lied, so schmerzhaft süß, blieb der Wiener hartnäckig. Ob in dieser Gegend kein solch herrliches Vogerl frei flöge. — Nein, gar keins, so merkwürdig das scheinen mag. — Dasselbe Lied hätte er nämlich schon wo gehört, fuhr Lois! spiegelstechend fort. — Wo, dies gewesen wäre. — „In Koschmina, gar net weit von Potok, wo Gnä'ste das schönste Vogerl Rußlands erstanden. Also dorthin ritt ich, auf einen Maulesel“, erläuterte der Sänger harmlos.

Starren unterdrückte einen plötzlich aufsteigenden Krampf in der Kehle, stieß Hilbert unmerklich an und murmelte halblaut: „Gar keine üble Gesellschaft für ihn.“

Allois Streicher verstand zwar nicht, obwohl er irgend eine Bosheit Starens ahnte, allein er ließ sich nicht beirren.

„Also auf einem Maulesel“, wiederholte er trozig. „Schaugn's, Gnä'ste, i komm bis an die Kartschma, so ist es — akkrat dasselbige Lied ist es, was das herrliche Vogerl gestern g'schwakt. In Koschmina dort sang's ein Schenkdeanderl.“

„Es ist erstaunlich“, unterbrach ihn hier Starren mit jenem sarkastischen Wohlwollen, das ihm nicht übel stand und gewiß nicht verlegend wirkte, „Sie scheinen die besten Wege zu wandeln. Zuerst Maulesel — dann die Schenke — zuletzt das Deanderl.“

„Spaßvoagerl!“ wollte ihn der Wiener schmollend abtun, aber es ärgerte ihn doch maßlos, zudem sich Trinka fichernd abwandte. Mit Lois's braver Erzählung war es vorbei. Tränkel versuchte jedoch, über das Peinliche der Stimmung hinweg zu helfen.

„Die Steppe hat ihre eigenen Gesetze“, sagte er trocken, „frei von vielen Rücksichten, die man der Gesellschaft schuldet. Da ist durch Zufall mancher wertvolle Sang aus dem Vergessen der Zeit gerissen worden.“

„Unsere Gegend ist reich an guten Volksliedern“, beeilte sich Trinka mit einem Seitenblick auf den Tataren zu be-

merken. „Früher spielte sie Herr von Surronik zur Laute. Jetzt aber“, fügte sie schelmhaft-ernst hinzu, „läßt er sich sehr, sehr bitten.“

Die Gäste bestürmten Surronik, und Irinka eilte schon mit dem Instrument herbei.

Surronik trat gegen die Mitte des Saales, ließ einige Akkorde über die Saiten wandern, und erzählte mit klangschöner Stimme, über die Laute gebeugt von den Helben der Ukraine, von dem pfeilschnellen Reiter, der einsam die Steppe durchjagt, von den räuberischen Kosaken und ihrer Sketsch. Sang von silberweißen Falken, die die Liebe aus dem Herzen der Menschen stehlen und in die Fremde tragen. Erzählte vom Tod der Einsamen und von den Fackeln der Schlachten. In reichen Farben malten die Lautenklänge bald leise verschleiernd wie der erste über die Flur fliegende Morgenhauch, bald in den straffen Rhythmen kriegerischer Erlebnisse. An den Fenstern schaukelten, von der Nachtluft bewegt, die Lichter. Dicke Falter torkelten um den Schein.

Unermüdlich lauschten die Gäste dem Tataren.

Auch Karl Hilbert stand ganz unter dem Bann der Lieder, obwohl sein Denken an den Grenzen der Ratlosigkeit nach Klarheit rang. Ein irrer Schmerz hielt ihn umfaßt. Er glaubte, Irinka hätte sich in den letzten Stunden in die kühle unnahbare Luft von ehemals gehüllt, um für ihn eine Unverständliche, Fremde zu werden. Und doch hätten ihm die wenigen Worte, die sie zuletzt in der Halle mit ihm gewechselt, gerade das Gegenteil beweisen müssen, wenn er selbst ihre Seele nicht eben zu fern und unerreichbar für sich gestellt hätte. So sah er fremde Wege und verband seine Sorgen mit bedeutungslosen Erscheinungen. Seine Blicke wollten Irinka nicht erreichen — aus unverständlichem Trotz, sie umklammerten starr Herrn von Surroniks malerische Haltung zur Laute, und wie an langen, schnellen Seilen huschte sein Überlegen zur gleitenden Musik. Er war ganz befangen.

Nach einigen Sekunden blinzelte er jedoch zur Seite, über die schweren Teppiche und die blizenden Raufdegen an den Wänden hinweg, hinweg unter den in schwerer Goldlast seufzenden Kronleuchter. Suchend glitten seine Blicke, heimlich suchend, heimlich fragend.

Aber wo war — sie?

Irinka!

Ein Schwirren und Brausen, trocken und seelenlos, vermischt mit dem lachenden Jubel der Freunde, wie unendlich töricht hallte alles im Saal! Dazwischen schnitt die kernige Stimme des Gastgebers ein. Und dann fiel es wie dünne Splitter von den Saiten der Laute. Trinka — nicht — hier —. Was galt der Freundeskreis, in dem ihr Bild nicht strahlte?

Wie bunte Blumen wuchsen die Lampen in das nächtliche Laub, sehnfüchtig, in leidenschaftlicher Entfaltung. Ganz fern glaubte Hilbert eine feine Stimme zu hören. Sie klang schöner wie Nachtigallenklang. Sie glühte von verhaltener Lust, sie verhauchte aber auch wie ein Choral aus alter, strenger Zeit. So trügerisch zog diese Stimme herüber. Hilbert schmerzte der Kopf.

Der freche Tenor kokettierte mit dem Scherben im Auge. Pathetisch sumnte er, Hilbert beobachtend: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“

„Wer die Erziehung von Weiberhand nötig hat. Glückauf!“ warf Hilbert grimmig hin. Loisl pffte sich eins und trank mit der Grimasse eines unschuldigen Kindes Starren zu.

Je mehr die Diener des edlen Racheiters schenkten, desto mehr flüchteten die kleinlichen Daseinsorgen in den Schoß freundschaftlichen Verzeihens. Ihren Höhepunkt erreichte die Stimmung, als Hausenmaler plötzlich über die Schwelle schritt, leicht, gewandt, feck, vielleicht etwas gemacht feck, und Swetschkowsky den feisten Piskonoff Strubinskojek mit feuchtblinzelnenden Blicken in die Halle führte. Der Geiger war von übersprudelnder Fröhlichkeit, aber über das „Woher“ gab er keine Auskunft. „Es war arg, es war sehr arg“, beteuerte er nur lachend, und Swetschkowsky verzog bei diesen Worten bewundernd den Mund.

Auch auf Hilbert übertrug sich eine leichte Betäubung. Aber da er an dem tapferen Rammenschwung seiner Nachbarn nicht in demselben Maße teil hatte, kamen die Schimmer reinerer Gefühle über ihn. Worte der Begeisterung wurden getauscht.

„Wir sind und bleiben ewig Brüder“, rief der Moskauer Professor und küßte Starren auf die Wange, „unser Herz ist gut, und unser Land ist mächtig. Euer Herz ist ebenso edel, und euer Land ist reich. Warum sollen sich die Völker nicht lieben? Ewige Treue schwöre ich euch!“ Dann weinte Swetschkowsky.

Der Tatar sann vor sich hin, schüttelte sich nach einer Weile wie aus Träumen, lugte listig zu Hilbert und nickte ihm dann lächelnd zu.

„War heut schon böses Wetter?“ fragte der Lautenspieler leise ausholend, indem er sich neben den jungen Deutschen setzte und den Zeigefinger unmerklich gegen den Wiener hob. „Oder ist dem da eine besonders große Spinne übers Herz gekrochen?“

„Was weiß ich“, wehrte Hilbert. „Wir alle sind den Launen unterworfen, der eine mehr, der andere weniger.“

„Streicher ist einem Liede unterworfen“, berichtigte sacht der Tatar, „und dies ist es. Hören Sie!“

Herr von Surronik spannte Fingeranschlag und Stimme zu leisester Süßigkeit, doch so, daß seinem Nachbar unter dem durcheinanderschwirrenden Wortrausch der anderen kein Ton verloren ging.

„Ah!“

Hilbert legte die Schläfe gegen die Töne.

Es war dasselbe Lied, das ihn vor einiger Zeit in kühler Abendluft entgegengeslogen war. „Ach! czemuz w sercu smutno —“

War dieser Surronik ein Beobachter! Oder sollte der Tatar selbst sein Herz eingesezt haben?

Er spielte das Lied noch einmal wie aus einem schweren Traum heraus. Dann sang er fort: von einer Blume, die verdorrte, als sie der Heimat entwuchs, von einem Grillenfänger, der die Raft am Herd nicht kannte. Aus Liebe und Spott schmolz sein Sang zusammen, und er nagte sich beißend in Hilberts Gemüt. Aber der Lautenspieler hatte wohl die Jahre schäumender Jugendlust überschritten. Deshalb zürnte Hilbert nicht.

Die Lampen brannten tiefer, daß der Saal von schwülem Dunkelrot erfüllt wurde. Müde kreisten die Becher, und schwächer verhallte der Gesang der Freunde.

„Die Menschen können klein werden“, dachte Hilbert und schaute forschend über die Runde der sonderbar lächelnden Gesichter. Nur Meister, diese wirklich vornehme Seele, hielt sich über der Last zu viel genossener Fröhlichkeit.

„Wie dürftig macht uns die Erde!“ schraubte es sich tiefer in Hilberts Betrachtungen hinein.

Plötzlich bäumte es sich widerwillig in ihm auf. Er wußte nicht, wie er aus den Kreisen seiner Wahrnehmungen fortgeschneilt war. Als wäre sein Schritt von Stacheln gestoßen, stürzte er in die Nacht, die mit hohlen Baßflöten durch den Park heulte. Irr eilte er durch das Schwarze.

Am See sah er sich wieder. Der Sturm hatte sich ins Schilf versteckt, und das Wasser klebte zwischen dem Dufthauch der Steppe, nach Staroselje zu wie glattes, graues Eisen schimmernd, gegen den Park mit seinen Tiesen verwachsend. Über den Baumkronen schwang der Dämmer ein lichtgraues Harlekinskleid, ein Vogel trällerte unbeforgte Töne in die erleichterte Luft.

Hilbert wanderte in die Steppe hinein. Hinter ihm hämmerte die Frage: „Wo wirfst du deine Sehnsucht hintun?“ Sie hämmerte erbarmungslos, daß er glaubte, unter ihrer Gewalt müsse seine Seele zerschmettert werden.

Die Flut hoher Königskerzen, die ihn umfing, beruhigte ihn. Als wäre er ein großer, ahnungsloser Vogel, der sein Gefieder an dem befruchtenden, von den Blütenwogen perlenden Tau kühlte, querte er nun durch die Weite. Diese Tropfen, die die Wildnis in unausdenkbar schönen Farben durchglitzten, flossen wie die Tränen der Nacht zur Erde.

Aber es waren Tränen der Freude. Und das Leben streckte seine Fänge aus in ungezählten Rufen der Kraft und Liebe.

Hilbert reckte sich hoch auf.

Wie schön war diese Welt! Wie alles erlabend dieser kräftige Morgen!

Die Heimat war diese Wildnis freilich nicht. Durch das Wogen des Grases hüpfte, vom Horizontdunst gelöst, ein schwarzer Punkt. Er vergrößerte sich zu geschmeidiger Gestalt und sprengte in weitem Bogen vorüber. Zwischen versinkenden Hufschlägen wehte über das Zittern des Grasmerees: „Ach! czemuż w sercu smutno —.“

Eine kraftvolle Gewißheit beflügelte Hilberts Denken. Er war weit entfernt von Irinka, von ihren Anschauungen und Empfindungen, aber er fühlte ihren einstigen Besitz noch nie sicherer als jetzt. Er begriff: „Hier ist deine Heimat nicht, aber ein Stück deiner Heimat ist hier, vielleicht das wesentlichste, du mußt es erwerben und mit hinübernehmen. Zeige, wie groß deine Liebe ist!“

„Ach! . . . czemuż — —“ hauchte noch einmal der Horizont.

Hilbert kümmerte es nicht mehr. Er schüttelte die Traurigkeit in den Glanz des jungen Tages. Seine Seele schaute weit hin.

V.

Eine Hochzeit.

Auf den starken Schultern des Sommers lastete die Ernte. Pojenkas Gäste lockte er die Reste seiner dahingehenden Schönheit auszukosten.

„Wie wäre es mit einem Besuch der Stanizen?“ riet eines Tages Surronik.

„Das sind Tage“, meinte Skarren.

„Mehrere Tage allerdings. Aber auf Brizken mit schnellen Rossen?“ wandte der Tatar ein. „Und wozu haben wir die Eisenbahn?“

„So wollen wir die Juden ärgern“, schnaubte Pistkonoff lachend dazwischen, „wollen wir nebbich nach Potof gehen auf die Märkt, in d' Lauben zu Anschel Reiner, zu Manka Goldluft. Wollen wir nich Schnurre gereißt g'habt von Raftan, Tuch gereißt mit Zehne und Händ? Wolln wir nich keifen lauter scheine Sachen von Rippr o'r Megsch o'r leila Side und bemuschget die Leit? Wolln wir nich geleist von Mucha Schaje, den schmucken Jihd?“

Pistkonoff war ein ebenso drolliger wie feister Kerl, und seine derben Wiße machten stets lachen. Aber seinem Vorschlage pflichtete keiner bei.

„Kürzlich war Joseph Cechinski bei mir“, sagte Herr von Boburin. „Der Gute feiert in einigen Tagen Hochzeit und hat uns insgesamt eingeladen.“

„Der? Hat er sich dazu aufgeschwungen?“ erstaunte der Tatar.

Skarren lächelte malitiös: „Er hat seine Informationsreisen einstellen müssen?“

„Wieso?“

„Auch sanfte Hände drücken die stärkste Natur zum willigen Gehorsam hinunter. Cechinski darf nicht mehr“, raunte Swetschkowsky, und Pistkonoff ergänzte:

„Und dann ist es ihm nach seinem letzten Abenteuer in die Krone gefahren, daß ein gewisser Hausenmaler ihn unter den Tisch trank. Er verschwor sich darauf zu einem soliden Leben.“

„Also erscheinen wir“, lachte der Schloßherr, „so haben wir bei Cechinski gewiß ein Weltwunder bewirkt. Denn er hält uns für die sonderbarsten Sonderlinge. Er begreift es nicht, daß wir nicht mal nach Warschau oder wenigstens nach Lemberg hinüberbummeln, warum wir keine Zeitung lesen, um uns über alles Mögliche und

Unmögliche zu unterrichten, wie wir nur in den gemeinsamen Gebieten unseres Selbstes zu leben vermögen. Also wollen wir?"

"Das wäre nett", rief der Moskauer Musikprofessor mit verschleiertem Spott. "Wir könnten dem Guten zu seiner letzten freien Stunde einen Ohrenschmaus in der Kirche bereiten. So närrisch lustig er sein kann, er ist andererseits wie ein Lamm und läßt alles über sich ergehen, auch ideale Dinge. Nie kam ein böses Wort von seinen Lippen, wenn beispielsweise der Pfarrer von Staroselje den sonntäglichen Weihwasserwedel besonders schwungvoll gegen ihn richtete. Im Gegenteil! Hinterher grinste Cechinski und schlug drei Kreuze, und die Bauern flüsterten mit entleertem Blick nach dem hohen Gestühl zu: „Was für ein frommer Herr trotz allem!"

"Wenn seine Frau von fester Hand sein sollte", lachte Pistkonoff, die Gedanken des Professors weiterführend, „so haben wir natürlich die Pflicht, ihn in die neue Zeit einzuwiegen, damit das Kindchen erst allmählich erwache."

"Silbert erzählte uns schon manches Merkwürdige über Staroseljes wildschöne Umgebung", sagte Meister.

"Sie bringen mich auf einen Gedanken, verehrtester Freund", meinte Boburin, um nach einer Weile die Kette seiner Überlegungen zu schließen: „So hätten wir den Tag gut ausgefüllt."

"Denn wer weiß, wie lange wir Pojenkas Fluren noch durch-eilen können", stieß es sich mit einem Male von Swetschkowskys Lippen. Er sagte es ungewollt und bebend schnell, aus Ahnungen heraus, die ihm bei seiner letzten heimlichen Fahrt nach Potoč zu Anfang des Monats gekommen. Boburin hatte diese die Gastfreundschaft gewiß verletzende Äußerung nicht mehr gehört, da er Brinka begrüßend entgegengegangen war. Aber die anderen umringten den Moskowiten verständnislos und vorwurfsvoll zugleich.

"Aber Swetschkowsky!"

Der Professor krümmte spöttisch lächelnd den Mund und führte aus dem Zwilicht seiner Betroffenheit verdeckte Gedanken herbei.

"Was wollt Ihr? Ich bin oft auf Treppen gelaufen mit engen und breiten Stufen, über Lücken und wirre Winkel. Niemals habe ich mir ein Bein gebrochen. Aber die beste Treppe kann doch mal einstürzen. Dabei meine ich natürlich nicht unseren Aufenthalt hier, sondern das Leben so im allgemeinen. Versteht Ihr?"

Brinka hing sich schmeichelnd an Boburins Arm.

"Darf ich mit?"

„Es geht in die Gründe von Staroselje und darauf zu Cechinskis Hochzeit nach Skwira. Warum dürftest du nicht mit, Täubchen?“

Hausenmaler, der seit Wochen eine stillere Miene zur Schau getragen, nahm Hilbert unter den Arm. Im Park, als der Weg einsam geworden war, löste sich des Geigers Zunge.

„Hilbert, ich habe dir was zu beichten. Es ist eigentlich recht schlecht von mir gewesen, daß ich mich bei deiner Ankunft auf Pojenka so stellte, als hätte die Schloßherrin keinen Eindruck auf mich gemacht. Sie hatte es aber doch, und ich wollte damals nur Bewegungsfreiheit für mich. Zugleich überkam mich die Scham über mein Versteckspielen. Ich wußte nicht, wie ich mich zu dir stellen sollte. Nun ist es anders gekommen, denn der Teufel war in Skwira los. Ich schaute dort eine, wie ich sie noch nie gesehen. Die Schönheit der Herrin ist nichts gegen die der unbekannten Bekannten . . .“

Der Geiger zog den Arm aus den Hilberts, schwenkte ihn leicht und froh in die Luft, als wollte er zu einem forschenden Scherzo ansetzen und sang übermütig:

„Ein junges Mädel frank und frei
Kam über den Weg geschritten.
Ich dacht' mir, nun ist's einerlei,
Und bin vom Roß geglitten.
Und hab' sie — ei charmant — geküßt.
Doch hat sie endlich fortgemüßt.
So kam das bittre Scheiden —
Vielleicht kommt auch das Meiden.“

Hilbert lachte. „Das wird dir aber schwer fallen, mein Junge!“

„Es wird mir schwer fallen“, betonte Hausenmaler, „aber dieses letzte Mal nur. Denn ich will nicht mehr lieben. So was quält den Menschen nur und bringt ihn in Aufruhr. Bin ich erst wieder in Deutschland, so verheirate ich mich. Habe ich recht?“

Du hast nicht recht.“

„Doch, Hilbert.“

„Nein. Wer von der Poesie der Blumen zu leben gewöhnt war, erstickt an reifen Früchten.“

„Ich habe aber die Poesie satt, gründlich satt.“ Damit fuhr der Zeigefinger des Geigers quer über seine Kehle.

„Du wirst trübsinnig werden.“

„Ja was, Hilbert. In Skwira habe ich eine Dummheit gemacht.“

„Noch eine?“

„In Skwira guckten die polnischen Frauenzimmer zu Gurras Schenke hinein. Ihre Nasen verliefen vor Neugier platt mit den Fensterscheiben. Cechinski, nicht faul, läßt sie verhaften. Das heißt, er ladet sie herrlich leutselig in den verdrückten Tanzsaal, läßt Schnäpse bringen, und ich — nehm' Gurras Wirtel von der Wand und spiel auf.“

„Es kommt eben darauf an.“

Hausenmaler blieb stehen.

„Es kommt auf die Umstände an. Im Verlauf der Affereien stelle ich mich an die Spitze der Weibergesellschaft —, Cechinski mein Adjutant, und die anderen die Nachhut — und führe die Polonaise auf die Wiese hinunter. Schnaps gibt es wieder, Schnaps, als sollte ich für 1000 Jahre konserviert werden. Cechinski trinkt fest, brüllt zu den Juden hin, mit den Fingern schnaappend: „Ein Protokoll über Aufruhr!“ und zu mir lachend: „Du kriegst mich nicht unter, Freund Niemiec. Ich vertrage noch ganz andre Pazen.“ Ich hab ihn reden lassen, ich war hell bei Verstand, aber wie vom Bündel. Zuletzt ließ ich die Weiber in Reih' und Glied antreten, schwang mich auf Cechinskis Roß, zückte den Fiedelbogen und übte preussischen Parademarsch ein.

„Alber Hausenmaler!“

Der Geiger nickte. Sein Antlitz war einen Schein blässer geworden.

„Ich weiß, es geht um meinen Degen. Und es tut mir weh. Jetzt erst spüre ich es mit voller Gewalt . . .“

Nach kurzem Besinnen riß er sich empor: „Wenn etwas käme, Hilbert, etwas Großes, etwas Gewaltiges, was mich föhnen ließe.“

Hilbert streifte Hausenmalers Gesicht. Der Schmerz des Geigers rührte ihn.

„Armer Kerl! An den Wegen des Lebens stehen genug Opfersteine.“

Hausenmaler ergriff krampfhaft Hilberts Arm: „Steine der Pflicht. Es müßte ein Kampf kommen. Der Friede auf Erden ist sowieso ein faules Ding.“

„Mal' den Teufel nicht an die Wand, Hausenmaler! Schwere Zeiten darf man nicht wollen. „Friede auf Erden! Nicht Glanz, nicht Macht, nicht Ruhm, nicht irdisches Gut ist es, was wir suchen, wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem Einen, dem höchsten Gute, dem Heile unsrer Seele.“ Ich weiß nicht, wie es kommt, daß die Worte des Kaisers seit einigen Tagen eine geheime Macht über mich entfalten.“

„Du sprichst wie von einer Kanzel, lieber Hilbert. Ich fange an zu wissen. Die Russen sind tückisch, Boburin ausgenommen. Es geht etwas vor. Warum fährt dieser Swetschkowsky so oft nach Warschau?“

Mit dem Nahen des ersehnten Ausfluges nach Skwira stellte sich eine merkwürdige Unruhe in der Künstlergemeinde ein. Als lebten sie alle zwischen unsichtbaren, rollenden Gefahren, die sie gegeneinander zermalmen müßten, so flügelnd zage irrte ihre Zuneigung. Jeder, der eine mehr, der andere weniger, schritt wie in unheimlichen Schicksalen gehüllt den Kreisen kommender Stunden entgegen.

Einer freilich wußte mehr. Der dachte an allerlei Gerüchte, die sich schon in die Abgeschiedenheit Potock's verfangen hatten.

„Swetschkowsky!“ rief Pistkonoff dem Kopfhänger zu und versuchte die Sprühglut seiner Wiße. Aber sie verpufften wie bleiche Rauchwölkchen, und, hätten Starren und der Geiger ihre Fröhlichkeit nicht spielen lassen, so wäre die Unterhaltung der Gesellschaft bald auf müden Gleisen geraten.

In diesen Tagen waren Boburin und seine Tochter nach Krakau gefahren. Hilbert hatte sich ihnen anschließen dürfen.

Die Nacht der alten Stadt kam über die Reisenden. Sie bestiegen den Wawel, beteten im Dom, standen mit Ehrfurcht vor den Gräbern der Könige und fühlten die Flügel einer verschwundenen Zeit wie einen Traum über sich schweben, daß sich die Erstarrung aus dem alten Gemäuer löste.

Während Boburin Geschäfte zu erledigen hatte, betrachteten Irinka und Hilbert die Bildergalerie in den Sukiennicen, dann schlenderten sie am Florianstor vorüber die Promenade entlang.

Irinka deutete auf das Theater.

„Streicher hat hier einmal gewirkt. Er sagte, hier wären die glücklichsten Tage seines Lebens gewesen.“

Es gab ihm einen Stich, daß sie von Streicher sprach. Er schwieg. Irinka lächelte.

„Sie können ihn wohl nicht gut ausstehen?“

„Ich kann mir kein Bild von ihm machen. Ich weiß nur, er bewegt sich in Superlativen.“

„Ein klein wenig eingebildet ist er zwar, aber doch ein guter Kerl.“

Sie bat ihn, ihr über seine Heimat zu erzählen.

Da befiel ihn ein großes Weh. Wenn er an die Heimat dachte, mußte er auch an das Scheiden von Pojenka denken. Das kam sicher einmal.

„Sie müssen nicht so traurig sein.“

Ihre Hand streifte leicht die feinige.

Das machte ihn froh. Die Bilder, die er von daheim entrollte, waren so schlicht und entzückend gezeichnet, daß Trinka sagte:

„Ich möchte zu gern einmal Ihr Dorf sehen. Vielleicht kommen wir im nächsten Sommer hin.“

„Bestimmt?“

Er streckte ihr bittend die Hand entgegen, in die sie lachend einschlug.

„Natürlich nur, wenn Vater die Reise mitmacht. Aber er wird mir wohl meinen Wunsch erfüllen.“

Auch von Lise erzählte er.

Da ward das Mädchen an seiner Seite so eigen versonnen.

Die beiden gingen über den Markt zurück und trafen zur festgesetzten Zeit an der Marienkirche Herrn von Boburin, der ihnen für morgen die Besichtigung der Bergwerke in Aussicht stellte. —

Fahrendes Volk lagerte im Hofe der Werke. Sie waren zur Arbeit unter der Erde angeworben, hatten es aber vorgezogen, in Gottes Licht und Luft zu fideln, zu blasen, zu singen und zu tanzen.

Ehe sich Hilbert versah, fühlte er sich am Ärmel gezogen.

Der Künstler starrte in ein uraltes Gesicht. Es war dieselbe Alte, die ihm in Kroischwitz prophezeit hatte. Ein unangenehmes Gefühl stieg in ihm auf.

Trinka lachte.

„Eine Wahrsagerin. Hätten Sie Lust, in die Zukunft zu blicken?“

Die Alte nahm die Hände der jungen Leute, legte sie ineinander und murmelte:

„Weit, weit flog ein Pfeil,
Flog mit Eile,
Huschte über Zeit und Raum,
Band im Schlachtenungewitter
Herzen — zwei —
Im Traum.“

Errötend wandte sich Trinka ab. „Cechinskis Hochzeit“, sagte sie verwirrt.

Auch dieses Mal verschmähte die Zigeunerin das Geld Hilberts.

Auf der Rückreise nach Pojenka fragte Trinka, ob er noch so große Sehnsucht nach der Heimat hätte.

Er schüttelte das Haupt.

„Aber es gefällt Ihnen nicht mehr recht bei uns?“

„O Fräulein Brinka!“

Da lächelte sie glücklich in sich hinein.

In Staroselje fand Hilbert einen Brief seines Onkels vor.

„Lieber Karl!

Ich muß nun auch endlich mal schreiben. Es ist immer noch nicht dazu geworden. Wegen der Arbeit. Bei uns geht's lala. Die Lise ist munter und läßt grüßen, desgleichen die Eltern. Denke Dir, der Vater ist Schöffe geworden. Er ist aber auch höllisch gescheut. Vielleicht schicken wir ihn noch einmal in den Kreistag. Die Ernte ist soweit gut. Bloß, daß 's zuviel in den Halm geht. Und da wird's wenig körnern. Desto besser kommt die Ernte fort. Die geht aus sich raus wie'n Zeppelin. Man erschrickt ordentlich. Ich denke schon hin und her. Damit sie mir nicht vorm Schlachten plakt. Die Speckschwarten am Bug! Kolossal! Wie sind denn bei Euch die Schweine? Eichelmaß schlägt ja besser an als die fortwährende Stallfütterung. Ich will bestimmt in Polen Schweine kaufen. Da verbinde ich gleich die Tour mit einem Besuch bei Dir. Du lebst wohl wie ein kleiner Herzog? Kannst Du gut polnisch? Ich habe mir schon einen Sprachführer gekauft. Schließlich ist es ja genug, wenn man spricht: To mi sie podoba oder nie podoba. Ich leg mir natürlich den guten schwarzen Anzug an und den Kronenorden vierter. Denn man will schließlich doch nicht allzusehr von der Gesellschaft abstecken. Du kommst doch erst in vier Wochen?

Es grüßt Dich von Herzen

Dein lieber Onkel Tschöpe.“

Lises Nachschrift: „Glaube es nicht, Karl! Onkel schreibt bloß so. Er käme ja kaum bis Oppeln. Der ist Kroischwitz zu sehr gewöhnt, und wir könnten ihn in der Ernte nicht fortlassen. Besten Gruß. Lise.“

Hilbert legte den Brief beiseite.

„Der Onkel ist gut und ich wünschte ihn mir wirklich her.“

Der See strich seinen Spiegel leicht bewegt gen Staroselje. Ein angenehm warmer, wie mit tiefblauen Tüchern umhüllter Himmel wölbte sich über dem Wasser und drückte die schneeweißen Wolkenflügel traumhaft schwer gegen seinen Scheitel. Es ging zur Hochzeit.

Herr von Boburin konnte sich zu seinem Einfall beglückwünschen. Dieses prächtige Wetter! Wie glücklich die Gesichter in den Booten

glänzten! Selbst Swetschkowsky atmete befreit. Wie Möwen huschten die Segel über den See.

Drinka schaute entzückend aus. Noch nie hatte Hilbert sie so reizend und begehrenswert gefunden. Und er hatte sich doch so oft mit ihr beschäftigen dürfen! Vielleicht bewegte ihn die Nähe drohender Ungewißheit, denn gerade im Angesicht maskierter Feindlichkeit wächst mächtig unser Verlangen nach ersehntem Besitz. Die Antworten, die Hilbert aus ihrem Wesen bisher nicht zu schöpfen vermochte, suchte er törichterweise an Äußerlichkeiten festzustellen. Da er jedoch eine tiefgründige Natur war, mußte diese Methode des Erkennens scheitern. Aber es reizte ihn heimlich, immer wieder jeden Zug ihres lieben Gesichtes, ja jede Faser ihres Kleides zu sondieren.

Wie seltsam spielten sich in sein Betrachten die Gegensätze ihrer Kleidung! Eine blaue Niederjacke, mit Münzenkettchen geschmückt, formte sich dem zarten Busen an, ein enger, aber nicht beengender Rock hielt die edle Gestalt umhüllt. Das süße Antlitz lauschte unter dem zu einem Turban geschlungenen bunten Kopftuch wie unter weicher Krone.

An der Staroseljer Seite verließ die Gesellschaft, fröhlich schwachend, die Boote und durcheilte die schweren Waldmassen, die sich nach kurzer Zeit zu einer einsamen, von Buchen und blauen Tannen verdunkelten Aue öffneten. Ein klares steinbesätes Wasser kühlte sie und tausende von blauen Blumenbüschen versenkten ihre Schönheit in das unruhige Murren des Baches. Dort, wo der Wald die Ufer zu seinen Höhen emporzog und ins Sonnenlicht setzte, erschien das farbige, duftende Wogen der Auenkräuter in reicher, packender Wildheit. Ab und zu streckten Felsen ihre sonderbaren Gestalten aus den Waldgeheimnissen und vertieften die Wirkung des eigenartigen Naturbildes.

Aus einer Lichtung schimmerten die hellgetünchten Mauern eines Meiergutes, von der zitternden Helligkeit hoher Silberpappeln überwogt. Es war eines der vielen in dieser Gegend, die dem guten, heut nun zur Ruhe des Bebestandes zu bestattenden Geshinskij gehörten, wie Piskonoff bemerkte. Neben dem Gute sonnte sich Hütte an Hütte, rotbemüht und von Dungwällen umzogen. Eine Harmonika stampfte zerrend, dazwischen sägte ein schwindstüchtig dünner Fidelton. Gewiß begann das Gefinde schon das seltene Fest zu feiern. Wie mußte dem Himmel für alle Gaben gedankt werden! Für die Bösen wie für die guten. Roggenwasser

war zu leicht gegoren, zu säuerlich, zu unfein und elend. Heut durfte man schon einige Gläschen Urrak trinken.

Pojentas Künstler lagerten zerstreut an Bach und Baum. Irinka, die sich von der Gesellschaft gelöst hatte, war das steinige Wasser hinauf gestiegen, bald einem einsamen Vogel nachspäend, bald ihre Blicke in die satte Pracht der Ufer tauchend, und, während nun die Urme in die blauen Becher der Vergißmelnichtbüsche griffen, einen Strauß zu winden, sah sie ins Wasser und lächelte verstohlen. Dort schwamm ein Bild an, zögernder als die Wellen und doch so bestimmt nahend. „Er“ war ihr gefolgt. Ihr Herz klopfte, daß die Münzen am Nieder leise klirrten.

„Warum so still, Herrin?“ fragte er mit besorgtem Vorwurf. Sie sah freundlich zu ihm empor.

„Weil mir der Wert des Lebens in der Stille zum Bewußtsein kommt.“

Er sann nach. — „Sie können doch recht haben.“

Die Worte trieben sich aus seiner Beklemmtheit wie langsam fegende Staubwolken von einer Straße.

„In den Geräuschen des Lebens entgeht einem zu oft seine Bedeutung“, fuhr Irinka fort, „aber man kann nicht gut dauernd auf einsamen Inseln rasten. Das Leben ist einmal ein Kampf. Insofern mag auch Ihre frühere Meinung die rechte sein. . . . Der ganze Mensch ist Kampf“ drängte es sich nach einer Weile von ihren Lippen. Sie senkte wieder ihr Haupt zu dem feuchten Blumenhügel und wieder klirrten die Münzen.

Ihn überkam ein solch gesichertes Gefühl, daß er sich frohgemut ihr gegenüber auf einen Stein setzte.

„Der ganze Mensch ist Kampf“. Er versiegelte gleichsam die Grundsätze seiner innersten Natur mit der Wiederholung ihrer Worte. „Nicht ein Atom ist Ruhe. Ruhe will nur die Sehnsucht aus Zweifeln und müden Seelen heraus. Ich glaube, selbst die Steine stehen fest, weil ihre Teile kämpfend sich binden.“

„Mein Freund“, versicherte sie leise und warm, „meine Zweige wachsen doch noch in Ihre Welt.“

Sie sah mit dankweiten Augen zu ihm auf.

Wie ihre Seele ihm entgegenging! Das freute ihn unsagbar. Und daß sie ihn Freund nannte! Über Hilbert legte sich der Sonnenschein einer seltenen Feierstunde. Er fühlte: Dieser Tag muß dich mit ihr verbinden.

„Ich möchte Ihnen etwas erzählen, teuerste Herrin! Bei uns zu Lande geht die Sage vom Dornröschen. Das liebe Mädchen fiel, von dem Fluche eines bösen Weibes getroffen, in tausendjährigen Schlummer, und mit ihr schlief die ganze Umgebung ein. Eine Dornenhecke wucherte über das Schloß. Wer in seine Stille zu dringen versuchte, das Mädchen zu erlösen, kam um. Viele Ritter hatten ihr Leben gelassen.“

„Und wodurch wurde Dornröschen befreit?“

„Als die Zeit gekommen —“

Sie unterbrach ihn: „Es lag also an Gesetzen, die außerhalb der bestimmenden Kraft der Befreier wirkten?“

„Es lag auch an solchen. Aber kein Schwächling hätte sie meistern können. Der rechte Ritter mußte erscheinen.“

„Was tat er?“

Er zerhieb die Dornen mit seinem Schwerte, schritt über die angstvolle Leere des Schloßplatzes, sprang die dunklen Gänge empor zur Turmstube —“

„Und dann?“ — Ihre Gedanken waren seiner Erzählung mit Spannung nachgestiegen.

„Er — küßte sie.“

Trinka Boburin versteckte ihr erglühendes Köpfchen in den blauen Strauß. Plötzlich sprang sie auf und lachte verwirrt.

„Sind die Ritter in Deutschland selten, oder gibt es dort viele Träumerinnen?“

Sie schwieg hilflos und raffte ihren Strauß in den Arm. Kaum wußte sie noch, was sie gefragt. Außerdem störte das Dazwischentreten des Tataren, der den aufgeräumten Wiener am Arm schleppte, das Spiel der zueinanderstrebenden Gedanken. Mit bewölkter Stirn streifte Surronik den Begleiter Trinkas, forschend, stolzer als sonst, während sich Alois Streicher mit gespreizten Worten in das unterbrochene Gespräch wand.

Herrn von Cechinskis Freude war über alles Maß bewegt. Daß ihm die Künstler von Pojenka, dieses souveräne Völkchen, die Ehre ihrer Gegenwart antaten, konnte nicht hoch genug angeschlagen werden. Aber nun sollten sie dafür auch anerkennen, was alles ein tüchtiger Wirt zu leisten imstande ist. Alle Wetter! Heut würden die Balken biegen vor Lust. Etwas besseres als Tokayer und Rachtier gab es nicht auf der Welt, und der Küchenmeister, eigens aus Moskau bestellt, schmalzte in einem fort. Und

das feurigste Zigeunerblut Polens sollte Himmel und Hölle zusammenspielen. Die verstehen nämlich das Handwerk auch, Ihr Herrsche-
 Cechinski ertrank fast in den Taumeln seines gebenden Herzens.

Eine bunte Gesellschaft durchwogte in der Duldung zusammengeratener Eigenarten den Festsaal. Die Damen, besonders Trinkas junge Freundinnen aus der Umgegend, prangten theils in der Kostümierung der Heimat aus bewußter Würdigung der Gebräuche, theils hatten sie einen mehr oder minder guten Geschmack in einer Veränderung des Anzuges nach westeuropäischem Muster be- fundet. Viele aber offenbarten den elegantesten „Chic parisien“ und unterbrachen mit dem feierlichen Schwarz der Herren die langen Zeilen der Gäste in unbestimmten Massen. Die von Pojenka be- bewegten sich in ungezwungener Gewandung. Die Uniformen einiger Offiziere verloren sich in dieser weichen Buntheit, die mit der ver- führerischen Ausgesuchtheit der Festeinrichtung, mit den Blumen, die den Saal betörend füllten, zu einem einzigen Bilde rau- schender Freude wuchs, durch das die Diener bogen und huschten. Von dem Dunkel des Saalbalkons wob die verhaltene Glut der Kapelle. Bald setzten feurigere Klänge die Herzen in aufrichten Gang.

Der Wirt hielt, was er sich gelobt. Überraschungen stürzten sich auf Überraschungen. Die Untertanen von Skwira brachten ihre Wünsche mit den Gaben von Salz und Brot und mit der demüthigen Begehrlichkeit dienender Naturen dar. Der Gouverneur selbst war auf ein halbes Stündchen zu Gast erschienen und hatte dem glück- lichen Bräutigam den ersuchten Verdienstorden und die Ernennung zum Friedensrichter mitgebracht. Cechinski glänzte neben der Frau seiner Wahl wie ein gewaschener Engel.

Hilberts Tischdame, die sehr gesprächige Frau eines Fabrik- besitzers aus Tula, schwärmte fort und fort vom Berliner Tier- garten, vom Thorner Pfeffertuchen und Goethe und erkundete in der sonderbaren Mischung deutscher und russischer Idiome, ob Schiller und Kozebue bessere Opern komponiert hätten als Böcklin und Glinka. Sie hatte sich in ihrer Jugend sehr viel mit Kunst beschäf- tigt, sehr viel.

Das war eine Dame von Bildung!

Mit Böcklin wäre es nicht weit her, befriedigte Hilbert die Wissensdurstige, und Schiller sei nur ein kleiner dürstiger Vi- tualienhändler gewesen, dessen Gemälde kaum der Besprechung wert wären.

O, daß Irinka Boburin neben Strubinskojek zu sitzen gekommen war! Sie schien sich gründlich zu langweilen, denn sie schickte mehr als einmal ihre Blicke durch den wogenden Blütenschmuck nach seinem Platz.

Die Tafel neigte sich dem Ende zu, die Musik spielte verlockender, da und dort gab es eine kleine Aufregung. Man hatte einzelnen Herren, ein, wie es schien, eiliges Telegramm zugesteckt.

„Spaß! dieser Wisch!“ lachte einer, der gegenüber dem Popen saß und warf dem das Gelesene zu.

„Alja — —!“

Der Pöpe überfuhr, die Augenbrauen hochziehend, die Schrift mit spitzem Fingerzeig.

Swetschkowsky schob blaß in die Höhe und spülte den Rest seines Weinglases hinunter. „Ich komme“, rief er und sank erschöpft in den Stuhl zurück, während der Tatar über seine Schulter spähte und bedeutungsvoll die Lippen spitzte, als wollte er seiner Meute pfeifen.

Piskonoff Strubinskojek wiegte die Blicke über dieses Treiben hinweg, und als sie sich mit denen des Musikprofessors kreuzten, tippte er vorwurfsvoll auf die Stirn. Aber auf Irinkas Erkunden antwortete er nur ausweichend.

Eine leise Unruhe bemächtigte sich der Hochzeitsgäste. Die Gespräche ermüdeten wie die Lichter der Sonne im Angesicht nahender Gewitter. Jedoch unter der Pracht des Festes, unter der angestachelten Musik der Zigeuner, dem von außen in undeutlichen Lauten hereinwogenden Festlärm der Gutsinsassen und dem wiegenden Ineinanderwirbeln der Tanzlinien verschlugen sich die zagen Gefühle, ohne ganz zu schwinden.

Vergebens suchten die deutschen Künstler nach einer Erklärung. Es erfaßte sie die Flucht dieser naiven Seelen vor Unerkanntem um so mehr, als sich erst vorhin Swetschkowsky und Piskonoff Strubinskojek plötzlich verabschiedet hatten, angeblich, weil ihrer in Moskau wichtige familiäre Angelegenheiten harrten. Auch der Tatar hatte sich als krank entschuldigen lassen.

Ein dumpfes Brüllen rollte durch das Fideln und Spinnen der Ballmusik und störte auf einen kurzen Takt den Rhythmus der Freude.

„Was war dies?“ fragte eine feine Stimme hinter Hilberts Stuhl.

Der Deutsche wandte sich rasch um und sprang freudig auf.

Irinka stand vor ihm.

„Ein Freudenböller! Was sollte es anders gewesen sein?“ beruhigte er sie. „Cechinskis Leute sind aufmerksam.“

Sie war blaß und traurig.

„Warum fühlen wir diesen Schlag wie von einem Hammer, der aus ferner Welt in unsere Tiefen faßt? Diesen bestimmten schreckhaften Ton, der uns aufrüttelt? Und ich lachte, und ich möchte jetzt wieder lachen über — Ihre Torheit, Hilbert. Die Bauern sind doch längst berauscht, das ist einmal so in unserem Lande. Es scheint hier alles berauscht, nicht sie schossen Freudengrüße.“

Ein schwaches Lächeln zerstreute sich auf ihrem Antlitz.

Er verbeugte sich und bat um ihren Arm, und als sie sich im Wogen der Tanzenden befanden, meinte er: „Jedes Menschenherz hat einen Winkel, in den es seine Ängste zurückschiebt. Aber sowie man die Grenzen der Einsamkeit überschreitet, strömen die Gegensätze des Daseins in unsere Seele und bringen unser Gleichgewicht in Unruhe, und hoch und tief sinken wir wie die Welle des Meeres.“

„Ich glaube es gern“, erwiderte sie. „Man hört und kann nicht fassen, was man hört. Der erzählt das, der andere jenes. Würden Sie glauben, was Herr von Ruby berichtete? Es seien jetzt sehr viele Soldaten zu einer großen Übung einberufen worden, viele Zugstrecken wären gesperrt. Man wolle die Manöver kriegsmäßiger als sonst durchführen. Ruby erzählt dies in jedem Jahre — Manöver sind sein Lieblingsthema — und er knüpft daran manche Besorgnisse. . . . Warum werden überhaupt Soldaten gebraucht?“

Er hielt Irinka einen Augenblick in stillem Überlegen. Seine Hand zitterte etwas. So gingen sie in dem Gewoge der Tanzenden wie einsame Spaziergänger auf und ab.

„Ja, warum werden sie gebraucht?“ wiederholte er verstört und überdachte, warum er ihr vorhin nicht sagen gemocht, daß seine Phantasie den vermeintlichen Freudenböller der Staroseljer Untertanen zu dem schmerzhaften Brüllen einer Kanone erweitert hatte.

Irinka plauderte unterdessen weiter: „Man hört viel und kann es nicht fassen. Piskonoff soll . . ., o wie ich mich fürchte, Hilbert“, unterbrach sie sich und preßte leise seinen Arm.

„Nicht fürchten! Vertrauen haben! Was soll er, Irinka?“ fragte er teilnehmend, sich zu ihr niederbeugend.

„Sieht man es ihm an?“ hastete sie. „Späße macht er, nichts als solche. Wenn er bei seinen Freunden in Moskau sitzt, werden die nächsten Prognosen besprochen. Er soll sie auf dem Gewissen haben.“

„Wen?“ erschrak Hilbert.

„Die Juden!“

„Er soll, Trinka!“

„Warum vernahm ich den lächerlichen Knall und hörte doch das Wimmern Unschuldiger?“

Angstvoll horchte sie durch das Rauschen des Festes. Er ergriff besorgt ihre Hand.

„Worte umschleiern unsere Wahrnehmungen, Herrin.“

Aber vor den erschienenen Masken wankte doch die erzwungene Gleichgültigkeit. Er konnte nicht beruhigen. Seine Gedanken erhoben sich wie auf gigantischen Leuchtern und schauten weithin.

„Und was halten Sie von jener Nachricht aus Sarajewo?“ fragte Trinka zitternd.

„Aus Sarajewo?“

Die Flammen seines Erstaunens vergrößerten sich. Als sollten sie die Welt überleuchten, so weit schienen sie ihm.

Trinka Boburin rang zagend die Hände.

„Ich selbst hörte erst vorhin dieses Furchtbare. Man spricht allgemein darüber. Und man spricht noch mehr. Daß es gut so gekommen wäre, denn der Thronfolger sei ein gefährlicher Mensch, Rußlands grimmigster Feind.“

„Welcher — Thronfolger? Franz Ferdinand, der Österreicher? Der Freund meines Kaisers?“

„Franz Ferdinand. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß es sich um ein niedriges Verbrechen handelt, das um so mehr zu verurteilen wäre, wenn es sich bestätigen sollte, daß die Frau des Thronfolgers mit erschlagen worden ist.“

„Ein Mord? — — — Trinka —, das — das — ist — ja doch — törichtes Gerede — ganz töricht —“

Er stammelte betroffen und atmete schwer. Willenlos und in schlaffer Bestürzung ließ er sich von ihr durch die brausenden flimmernden Kreise zu seinem Plaze geleiten. Er faßte nicht ihre teilnehmenden Worte, er sah nicht ihre feuchten verängstigten Augen. Erst als sie zaghaft ihrem Vater entgegenschnitt, merkte er auf.

Die Wirbel hatten sich geglättet, die Musik war schwächlich herabgesunken, man fühlte unter dem verlöschenden Weben einen bebenden Mazur, hier und da hüpfte noch ein Paar durch die schwüle Luft.

Ganz oben am Saalende schob sich plötzlich wie ein finsterner Schatten der bärtige Pope. Aber merkwürdig! Seine Lippen lächelten.

Auch die letzten Tanzenden huschten nun zurück. Wie in Erwartungen lauschte der Saal.

Der Pape trat einige Schritte gegen die Mitte und begann mit leiser, verkniffener Stimme zu reden. Allmählich schwellte die Flut seiner Worte. Er sprach ungefähr folgendes:

„Ein Stern fiel vom Himmel. Der Stern teilte die Nacht, und sein Licht ging bis an die Grenzen unseres heiligen Reiches.

Woher kam der Stern? Wem weist er die Wege?

Herodes wollte den lieben Heiland ermorden. Da schickte Gott seinen Stern und erleuchtete weise Menschen.

Brüder, höret es! Auch Rußland ist in Gefahr. Und ein neuer Herodes steht an seinen Grenzen und lauert auf die Stunde mörderischen Einfalls. Habet acht, daß unsere Feinde zu schanden werden!”

Hier streifte ein giftiger Blick die Deutschen. Hausenmaler, der den Schwung des Redners nicht begreifen konnte, rief keck: „Zum Wohl!” und leerte das Glas.

Zornig hob sich der Kopf des Popen. Sein Bart schien wie vom Sturm gerissen, und seine Blicke schleuderten Funken der Entrüstung. Mit erhobenerer inbrünstiger Stimme, die ins Weinerliche schnappte, tönte es fort:

„O der Schändlichkeiten aller Anfeindungen! Beelzebub selbst kommt. Er kommt! Höret Ihr ihn, Geweihte Eures Gottes? Aber Rußlands Heiland ist wach. Der Herr wird die Feinde unter die Blitze Deiner Schwerter stürzen, o Väterchen. Er wird sie verdammen, die römisch-katholischen Heiden, die gottlosen Evangelischen, die Ju—u—den. O, schon naht die Stunde des Strafgerichts.

Spione gehen im Lande umher und wollen den Heiland fangen, Verfluchte des Herrn, Verächter Deines Namens. Sie betören Dich mit den Tönen der Hoffahrt, und der sie behütet, ist der leibhaftige Antichrist. Bewahret Euch vor ihm!”

Er schrie die letzten Worte füstelnd und heiser und schloß:

„Gott schütze sein heiliges Land, Dich, Batjuscha, Väterchen, und die gütige russische Kirche, unsere Mutter!”

Betroffen, doch dem Zwange der Gewohnheit folgend, stimmten mehrere Gäste dem Redner zu. Herüber und hinüber wogte wieder die Bewegung des Festes, aber ein bitteres Murmeln beschwerte seinen Fortgang. Aus dem Gewühl stieg Boburins edle Gestalt dem Popen entgegen. Wie es den Deutschen schien, wollte er zu einer

Entgegnung ansehen, allein er verlor sich zwischen den Erregten. Vielleicht hielt er es für klug, seine Gäste nicht größeren Gefahren auszusetzen. Worte entzündeten sich und flogen, von Haß getragen, von Mund zu Mund. Darüber schwirrten die Klänge der Zigeuner wie Hornissen.

„Weißt du es schon?“ „Es ist nicht möglich!“ „Krieg?“ „Man möchte uns vernichten.“ „Du kennst ihn doch!“

Cechinski machte sich mit betretener Miene an den Schloßherrn von Pojenka heran und entschuldigte sich hilflos: „Du siehst, Boburin, ich vermag nichts, ich wolite . . . ich könnte ach, ach, ach was ich mir denken konnte, allein . . . Du siehst, Freund Boburin, es sind Leute, richtig genommen, Leute von wenig Bildung.“ Dann stotterte er noch etwas. Erwartungsvoll und kraftlos stand er da.

„Schon gut, Cechinski“, beruhigte ihn Boburin, „laß dir dein Vergnügen nicht stören. Gehab dich wohl!“

Die von Pojenka verließen stolz und trotzig das Fest.

* *

VI.

Nachtsymphonie.

Die Hochzeitslichter webten geisterhaft irr in das langsame Schreiten der Waldnacht hinein, Gestalten erhoben sich, zusammenlaufend und wieder auseinanderfließend, einsame Gesichter stellten sich über den Weg, mit ungeduldiger Warnung schoben sich die Wipfel von den lichterem Wegzeilen weg. Die Mondsichel winkte wie der gekrümmte Finger eines Greises durch die ungewissen Lücken und erhob sich erst mit jähem Fluge gegen höhere Lüfte, als der See sein müdes Erbrausen in das kühle Dunkel mischte. Nun schien die Musik von Skwira, die sich immer flacher und unbedeutender in die Gründe geknetet hatte, hellischallend über den Wald geworfen, kroch aber nach einigen Schritten zu einem erstickten Dudeln zusammen.

Die Gesellschaft hatte stumm ihren Weg genommen. Jeder war mit sich selbst beschäftigt. Unterwegs bemerkte Boburin:

„Ich hielt es für das Geratenste, meine Freunde, etwas zeitiger von Skwira aufzubrechen, als wir alle anfänglich wohl vor hatten. Die Erklärung dazu möchte ich Ihnen noch heute in Pojenka geben. Denn es muß rasch gehandelt werden.“

Er sprach rauh und, wie es schien, mit gequältem Ton. Zerstreut verfingen sich die daran geknüpften Gespräche wie zerhackte.

Herbstmelodien. Man schwieg bald und sann weiter in die steglosen Fernen der nächst kommenden Zeit. Auch der See nahm kein Ende wie die Nacht, müden Fledermäusen gleich flarrten die Segel, oben die klaren Funken torkelten gleichmütig in die schluckenden Finsternisse.

Kammer an Kammer schachtelte sich und bannte in ihr schwan-kendes Durcheinander die Heimkehrenden.

War, was man unter den Schritten fühlte, immer noch Wasser? War es Wogen und Wiegen? Der Rest eines heiter begonnenen Festes? Man befand sich doch bereits vor hängenden Stamm-massen. Oder strebten die Riesen im Park von Pojenta als halb erstarrte Säulen, die, wenn der Morgen seinen Zauberstab hob, zu-sammenfließen müßten wie tausend Bäche gen Staroselje? Stand das Schloß noch fest gefügt? Oder zerfiel es unter den Schatten des Nachtlaubes? Jahrzehnte werden in einem Augenblick unschein-bar, alles wölbt sich zu geheimnisvollen Höhlen.

„Wie lange schlief Dornröschen?“ flüsterte Irinka, als sie der gramvollen Stille des Schlosses zuschritten.

„Tausend Jahr und mehr“, erwiderte Hilbert dumpf.

„Tausend Jahr“, wiederholte sie, „tausend Jahr —.“

Nach einigen fassungslosen Augenblicken fragte sie unvermittelt:

„Glauben Sie denn, Hilbert, daß wir im Lichte stehen und unserer die Befreiung hinter dunklen Einsamkeiten wartet, um uns zu geruhigen Höhen zu führen?“

„Ich muß es wohl glauben. Ja, ich glaube es.“

„Sie müssen? Spüren Sie die Mächte um sich —?“

Er lachte bitter und stoßend, als wollte er seine Gedanken zer-reißen:

„Daß das Licht auf uns wartet —, es muß mich schon hin-bringen, denn die Finsternisse sind so dick in meiner Seele auf-geschichtet, daß . . . daß wohl alles Freundliche, was mir begegnete, Trug sein mag. Ich habe es vielleicht nie erlebt.“

Sie nahm seine Hand. Das Zaghafte und Ungenaue seiner Erkenntnisse erschütterte sie. Ihre gütige Seele suchte Trost für ihn.

„Sie h a b e n es erlebt, Hilbert. Nur entfernten sich Ihre Wege, höher und immer höher steigend, von den äußeren Dingen dieser Welt. So wurden Sie einsam und — unzufrieden. Und plötzlich sank alles in Unbegreifliches zurück, in denen es wühlte und tobte von feindlichen Gewalten. Sie fühlten sich aber auch oft genug so leicht hinnehmend, so leicht gebend. D a r a n mußten Sie fest-

halten. Auch der Abend ist notwendig, er soll beruhigen. Er muß die Blumen schließen zu neuer Entfaltung für den Tag. Hätten Sie das Dasein verklärend auf sich einwirken lassen, ohne allzu hoch zu steigen!"

Sie schwieg.

"Irinka, ich habe oft geträumt, daß es auch ein Leben sei, im Grase zu liegen, von Sonne und Himmelsblau aufgesogen zu werden unter den Gesängen eines fröhlichen Vogels und dem Geleit langsamer ernster Wolken. Aber stets schüttelte ich das Träge dieser Empfindungen ab. Meine Natur verträgt es nicht. Die Welt darf mich nicht übertölpeln. Ich selbst muß meine Welt bauen und muß in dieser Welt zu leben versuchen. Und sollte ich auch darüber leiden. Meine Kraft —, aber was sind Kräfte?"

Das Letzte rang sich von ihm schmerzhaft los, und nun lag die Erkenntnis des ohnmächtigen Menschen in seiner Seele wie eine stoppelige abgemagerte Flur, über die der letzte Sonnenschein geht. Alle Herrlichkeit blühender Wünsche schien verslogen.

Irinka hielt noch seine Hand, als der Park sich neigte und aus der schwarzen Luft das Schloß bezwingend geisterte. Wie zu einem närrischen Menuett drehten sich die raumenden Silhouetten der Heimkehrenden um sie. Kurze herzliche Worte lösten sich. Einem lichten Wölkchen gleich entschwebte Irinka.

Herr von Boburin führte seine Gäste ins Zimmer.

Eine Viertelstunde nur dauerte die Unterredung, während dessen der Schlummer des Gutshofes unter dem unruhigen Klappen und Schellen von Pferdegeschirren und dem hastenden Hin und Her einiger Bediensteten litt. Ernst und fest reichten die Deutschen dem Schloßherrn die Hand zum Abschied. Wieder umfing sie alle der Druck der Nacht, aber ihren ziellosen Gründen glaubten sie sich doch entrisen.

Nur Hilberts Seele wankte. Die Freunde hatten schon die Wagen bestiegen. Er allein stand noch im Schatten des Schloßaufganges und starrte zu den zerflochtenen Spitzen des Parkes, über die die Mondsichel sprang. Aus den weichsten Tiefen des Laubes stieß sich der Traumruf eines Vogels, ein kühler süßer Duft von schlummernden Blumen flog herüber. Flüchtendes Steigen dehnte die Terrasse zu unbeengten Höhen, auf denen der bleiche stolze Herrschaftssitz wie eine umflorte Wolke sich ballte.

In der Mitte dieser Erscheinungen versank Hilberts Abschied von Pojenka.

Das Flüstern der Freunde webte nur noch gedämpft. Rief man seinen Namen? Wie aus ferner unüberbrückbarer Welt herüber? Des Geigers Lachen flüchtete hin und her wie lockender Fidelbogensprung. Ha! Der würde geigen! Aber auf Fiedeln mit Fleisch und Blut. In dem Alles und Nichts titanenhafter Ereignisse. Blutige Töne!

Wimmernde Flöten würden ihre Trauer hineinweben schmerz-
erstickt —.

Töne aus Stahl, lange, scharfe, würden unbarmherzig die Schwachheiten der Welt zerschneiden.

Im langsamen Marsch mag dann die Welt ihr verblutetes Dasein zu Grabe tragen.

Hört ihr die zerbrochenen Chöre unter Lindenduft und Cypressen? Den hellen Hahnschrei, der von bröckelnder Mauer stürzt?

Weiter zieht der Totenzug, andere zieht er mit sich in die Nacht, die noch niemand gesehen. — — — — —

Der Mond trägt sein letztes Licht in die Finsternis. Ein Vogel-
lied keimt. In hellere Schatten nagt der Morgen seine Spuren.

Plötzlich fühlte Hilbert zwei schlanke Arme um seinen Hals. Ein kurzes herzerbrechendes Schluchzen, ein warmer, brennender Druck auf seinen Lippen, dann war alles, alles ausgelöscht.

Hilbert taumelte zum Wagen.

Über der Höhe der zur nächsten Bahnstation steigenden Straße dampften die ersten Atemzüge des neuen Tages. Rosige Schleier entschlichen den lichten Gründen am Horizont, wehten empor, glühten und dichteten sich, und es schien, als hielten diese feuernden Mauern und Dächer, die von reglosem stumpfen Gewölk höherer Lüfte abgeschlossen wurden, den reinen Glanz der eigentlichen Sonne zurück. Aber es waren schon Ruinen, die rauschend zusammenfielen, durch deren Lücken die Sonne schmolz und herniedersloß über die schlafgestärkte Landschaft und sie übergoldete und weiter flog, weit zurück — bis auf die Zinne eines hohen Schlosses. Dort setzte sich die Sonne nieder wie eine erlöste Fee.

Ach, Pojenka! Du herrlichste, du größte und tiefste Welt dieser kleinen Erde! Über alles unvergessen sollen deine Stunden sein! Und wenn ich wiederkomme —

Hilbert sinnt in sich hinein, aus Ungewißheit befreit, aber in tiefe unfreie Schächte gestürzt. Er glaubt, verwunderte Blicke auf

sich wandeln zu sehen. Doch sind es die sanften Gluten, die dem besonnten Gezweig der Straßenpappeln enteilen. Blinkend hebt im grasdichten Graben das Hämmern der Grille an, wie ein wimmernder Blasebalg verweht hinter den Waldgittern das müde Heulen eines einsamen Wolfes.

Wieder verlieren sich die Stimmen um Hilbert. Erst als Fränkel den Geiger fragte: „Sollte das der Endtakt der Völkerverbrüderung gewesen sein?“, fuhr Hilbert auf: „Nein, gewiß nicht, nein.“ Hausenmaler aber ballte die Hände und sah blitzend in den Morgen.

Die Sonne rauschte steil den Himmel hinan wie der Flug eines starken Adlers. Über Täler und Höhen lag ein Blenden, als würden sie von gigantischen Fängen gehalten sein und sollten mit zum Himmel gerissen werden.

Was hatte Herr von Boburin gesagt?

„Über uns alle liegt die Zuversicht des Lichtes. Darum fürchten Sie nichts, meine Freunde! Doch eilen Sie in ihr Vaterland! Und sollten die Mächenschaften gewisser Kreise die Gemeinschaft Rußlands mit Deutschland zu zerstören trachten, so seien Sie versichert, es gibt Russen genug, die solchen Treibereien ein Gegengewicht zu bieten imstande sind!“

* *

VII.

Dem Weltbrand entgegen.

Über was sind Worte?

Leichte Spreu, die von den Stürmen großer Ereignisse fortgefedt wird, — Staub, der sich auf frischen Wiesen niederseht und die glänzenden Kreise der Blumen verdunkelt.

Einige Tage nach dem Abschied der Künstler knarrten die Türen im Waffenzimmer des Schlosses. Oberst Boburin schrieb sein Testament und dachte voll bitterer Wehmut der dahingegangenen Sommerwochen.

Inzwischen hatten die Deutschen den windigen Tenor in Wien abgeladen.

„G'schamster Diener, meine viellieben Herren und Gott b'füht Euch schon allesamt“, hatte er mit seltsamem Zucken um den Mund gesagt, „wann wir uns wieder schaun —“

Dann stockte er, klemmte das Monokel fester und lächelte schnoddrig.

Mit wehmütiger Scheu griff Hilbert nach der Hand des Österreichers. Ihre Blicke tauchten ineinander. Blichschnell ward es dem jungen Deutschen klar: „Das ist ja gar nicht der Geck von Pojenka. Loisl ist ein sonniger Bursche, zwar mit Dummheiten behaftet, wie wir alle, aber er ist nicht verschlagen, und er hat ein Herz, und er ist unser Bruder!“

Die gemeinsame Not hatte die letzten Steine der Feindschaft aus seiner Seele gewälzt.

„Aber so freut mich das! Wie mich das arg freut, Herr Karolus!“ jauchzte der Wiener. „Und wenn alles recht gut gehen sollte oder auch net, Schwamm drüber, Herr Karolus! Da vergessens mit den alten Narr'n! Gelt?“

„Nie“, brachte Hilbert mühsam hervor. Die Augen waren ihm heiß geworden?

Was sind Worte?

Worte sind viel. Worte bringen Versöhnung und Treue. Worte sind Taten, sind Kraft und Segen.

Es war eine solch heilige Gewißheit zurückgeblieben, als die Deutschen ohne den Wiener Freund weiterfuhren durch die ungeheure Begeisterung Österreichs nach der Heimat, die trotzig, mit flammendem Kraftbewußtsein den Ereignissen entgegenlebte.

* * *

VIII.

Heimatnot.

Der Krieg rüttelte brausend an den Grenzen des Vaterlandes. Dort, wo die Sonne allabendlich in unser Träumen hineintaucht, verdunkelte sich die Welt voll Haß und Habsucht. Dort, wo Morgenlicht und klare Winde uns grüßen, wälzten sich die rohen Gewalten der Halbkultur heran. Die riesenhaften Muskeln der Millionenheere umschlangen sich. Zwingend preßten Deutschlands Arme den entfesselten Leib der Gegner zurück. Weit in feindliches Gebiet hinein zückte das deutsche Schwert.

Das Lied von Nibelungenleid und -treue ward wieder einmal zur Tat. Deutschlands Bund mit Österreich galt dem goldenen Schätze des Menschentums.

Die Kämpen loften: Blut um Unterdrückung!

Und Martyrer erstanden, sanfte stille Martyrer, an die die fremden Henker Hand legten. Ostpreußens Jammer fuhr leise über seine Seen und Wälder — wie ein Lied befreienden Starkmutes erláuschte ihn das Vaterland —, Galizien ermüdete unter den Foltern der Eindringlinge, und das Elsaß wurde von dem Freiheitsstraum der Franzosen zertreten. Die deutschen und österreichischen Lande reckten sich erstaunt an dem Opfergeist der Brüder empor. Ein unschuldig Erschlagener erweckte Hunderte von neuen Rächern.

Die Schatten der Besorgnis zogen über Kopf und Herz der Schauenden.

Wie im Angesicht einer Gewitterwolke spähte Schlesien nach Ost. Seine kohlenberußte Stirn fing die ersten Schatten dunkler Verhängnisse auf. Doch der Donner verhallte weit ab, und die ersten Augen erhellten sich wieder. Über den süßen Fluren rührten sich treue Hände. Schlesiens Herz schlug mit Finkenlust, und blühend rauschten Worte und Lieder im Duft des ernteentleerenden Sommers. Knaben wurden dabei Helden und Mädchen mannhaft.

Wie stämmig wuchsen die Dörfer im Oderland in die Sorgen des großen Vaterlandes hinein! Wie leicht und keck und beruhigend lachten die Berge nach Österreich hinüber!

Und wieder stieg an der Grenzhut die Wetterwolke schwer, schwer sank sie und wieder erhob sie sich, und ein Grollen huschte über die Heimat wie ein verfluchter Klang aus Harfenbässen.

Vertiefter, sorgender blickte der Himmel, krampfhafter griff die Fruchtbarkeit über Höhen und Senken, sie festzuhalten. Die jungen Baumgänge schienen greis zur Erde sich legend, das Dorf zusammengezogen, wachend, in gespanntester Kraft mit der verhaltenen Glut der Begeisterung und den stahlfesten Blicken. Und in der Mitte stieg die Kirche mit erfüllender Andacht empor.

Du großer Gott, wie inbrünstig betete man zu dir!

Hunderte von Eisenbahnzügen stürmten durch die Flur. Bei Tag und Nacht verkettete sich Lied mit Lied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhail . . . Gloria Viktoria . . . in der Heimat gibt's ein Wiedersehn . . .“

Ein blondes Mädchenhaupt hob sich vom Gartenzaun, schicksalszufrieden. Ein kostbares Opfer hielt ihre Brust verschlossen. Als er gesagt: „Ich kann dir nicht gehören, Lise. Mein Dasein ist an einen rollenden Stein gebunden, dem ich folgen muß, — hatte sie lange in sich selbst gesucht, hatte eine weiße Rose vom Stock gebrochen

und sie ihm ins Knopfloch gesteckt: „Du wirst etwas gebrauchen, was dich hält. Ich will dich segnen.“ Ihre Hand hatte auf seinem Scheitel geruht. Ihre Hand war weiß und kalt.

Eines Tages ist die Jungmannschaft ausgezogen mit Kling und Klang und Lautensang. Über die grünen Wiesen sollte die Fahrt gehen. Alles feste stramme Burschen waren es.

Aber die Jungmannschaft ist weitergezogen. Da und dort hin. Der eine hat von Breslau aus geschrieben — einen Gruß, und daß er's nicht mehr ausgehalten hat, und sie möchten nur nicht etwa flennen, der andere von Liegnitz, einer von Trebnitz und wer weiß woher noch, sogar von Döberitz und aus dem Warthelager kamen später noch Karten.

Sie haben nach dem Feinde gelehzt.

Die Wolken stiegen schwerer. Man sah Blitze.

* * *

IX.

Die Schlacht.

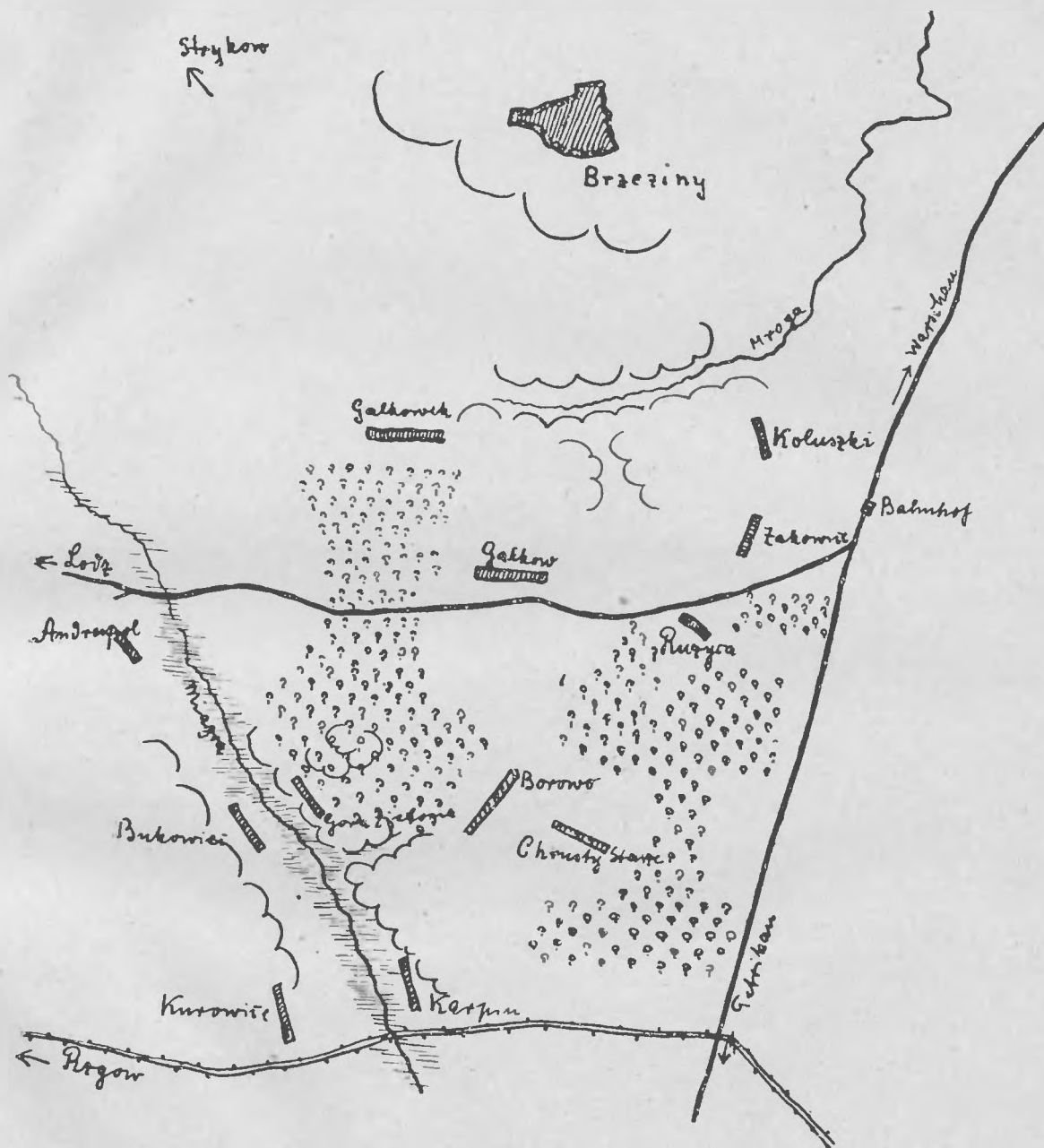
November 1914.

Der große russische Angriff gegen Posen und Schlesien war glänzend abgewehrt worden.

Schier Übermenschliches hatten die Alten vollbracht, die von der Pike auf Gediten, die Landwehr und der Landsturm nicht minder. Auch die Jungen waren nicht zurückgeblieben.

Die Lage auf dem östlichen Kriegsschauplatz war nun so günstig, daß die deutsche Heeresleitung mit dem Plane umging, die zweite und fünfte russische Armee bei Lodz einzuschließen. Starke Kräfte vom linken Flügel der Mackensenarmee schoben sich über Brzeziny und Koluszki nach Rzgów und Tuszyn vor, versuchten die vor Lodz stehenden Russen in die Stadt zu drängen, um mit der westwärts des Ortes stehenden Breslauer und Posener Kavallerie in Fühlung zu kommen. Sie gerieten hierbei selbst in die Gefahr der Umklammerung, denn die Russen zogen nicht nur über Warschau und Skiernitwie Truppen in Rücken und Flanke der Deutschen. Starke Teile der feindlichen vierten Armee rückten auch vom Süden an. Deshalb entschloß sich der verantwortliche Führer des 25. Reserve-Armee-korps, General Freiherr von Scheffer-Bohadel, zur Zurücknahme der Truppen nach Norden.

Der 23. November, dessen Schritte anfänglich durch eine sternenhelle Nacht gegangen waren, versteckte sein Haupt in den Nebel des frühen Morgen. Ein kalter Nord fegte von dem großen Walde von Galkow herüber und versuchte mit groben Stößen die flatternden



Juszt.

Nebelvorhänge zu zerreißen, um sie über die sumpfumuferte vereiste Miazga gen Kurowice zu bringen, so als wollte er den durchfrorenen, halbverhungerten und bis zur Todmüdigkeit verwachten Soldaten zum Bewußtsein bringen, daß ihrer trotz aller überstandenen Leiden die Leihentücher eines noch schicksalschwereren Tages harrten.

Gegen die achte Stunde brach die Sonne über dem First der waldbedeckten Hügel von Chruszty Stare durch das Grau. In das friedliche Strahlen tauchten die Bewegungen der Feinde. Als kröche eine riesige, vielhundertfüßige Spinne näher, um ihr Opfer zu umgarnen. Oben in der Luft kreiste eine Taube. Ihre tollkühnen Worte verhallten in der Höhe.

Die Deutschen hatten in der Straßenrichtung Rzgow-Karpin die Miazga um 10 Uhr überschritten, allen voran die Garde. Es war ein Marsch auf Leben und Tod. Viele gingen wie im Fieber den nahenden Ereignissen entgegen. Es gab Soldaten, die im stolpernden Dahinschritt hastig eine herausgerissene Seite ihres Gebetbuches überflogen, andere, die die grimme Zagheit durch Lachen betäubten und nichts von jenen hören wollten, die ihre Wehmut in traurigen Liedern vom Scheiden und Meiden versangen. Aber die meisten trotteten stumpf nach vorn.

„Meinen Sie, Kamerad, daß es heut einen schlimmen Tag gibt?“ fragte ein schwächlicher Bursche seinen Nebenmann. Seine Worte rückten wie die Blicke angstvoll unter dem Fortteilen auf dem öden, knochenhart gefrorenen Acker.

Der Angeredete hielt die Hand an die Stirn und beobachtete die Ferne. Er fühlte noch die wunden Stellen an den Fäusten, die, statt sanftere Werkzeuge zu bewegen, mitgeholfen hatten, eine Fuhrkolonne über die vereiste Furt der Miazga bei Bukowiec zu bringen. Der Wald von Galkow hob sich aus der Ermüdung der dahingegangenen Nacht, die Hütten von Gora Zielona in seine Hut nehmend. Aus Andreaspol stieg, der Flußrichtung folgend, plötzlich Gewölk, steif und bellend. Die russische Artillerie begann zu wuchten. Außerdem betörte die Ferne von Chruszty Stare den Blick. Das Spinnentier hatte sich verändert. Es stand ganz ruhig, wie eine Prozession von Kirchleuten, dürstig, unter quellenden Weihrauchwolken auf die Erhörung ihrer Bitten wartend.

„Meinen Sie es, Kamerad Hilbert?“ wiederholte der Schwächliche ungeduldig.

„Es ist möglich“, erwiderte der Gardist langsam. „Gebe Gott, daß es Tag bleibt!“

Der junge Kamerad erzählte brockenweise allerlei, aber am meisten von seiner Heimat. Er warf die Gedanken stoßend aus seinem Herzen, wie um sich von den Lasten der schweren Heimatssehnsucht freizumachen. Von seinem Gärtchen erzählte er, in dem er noch

vor einem halben Jahre junge Linden gepflanzt und ein Bänkchen unter Weingerank gezimmert, worauf sich's gut ruhen ließe. Er habe eine Braut, und sie wollten, wenn er wiederkäme, heiraten. Erzählte, wie gut und treu sie sei, und, daß er auch Freunde besitze, mit denen er Sonntags, wenn sein Kaufladen geschlossen, einen kleinen Skat spiele. Der Gemütlichste beim Spiel sei der Rudolf Alt aus Kostenblut, der bei den Ölser Jägern als Unteroffizier stand und nun ja auch zurückgehe mit dem Reserve-Jägerbataillon 22, wie er vorhin gehört habe.

Karl Hilbert hörte nur mit halbem Ohr. Er wußte es ja: Das Leben hält immer an den gleichen Punkten. Auch bei diesem Schwärmer machte es keine Ausnahme.

Um 12 Uhr mittags trat die Gardeinfanterie zum Angriff an. Als Marschziel hatte ihr der Generalleutnant Vitzmann den Nordrand des Waldes von Galkow bestimmt.

Im Rücken der todesmutigen Angreifer versank die Welt.

Der Boden bebt unter der Wucht der Leiber. Bajonette schimmern. Aus dem dichten Unterholz tauchen Sibirier wie braune Teufel. Das Röcheln der Sterbenden vermischt sich mit den Angstrufen der Flüchtenden. Von der Seite hämmern die Maschinen, prasselnd haut das Kugelhagel in den Wald und zersplittert unter dem Zwitschern der Kleingeschosse das Astwerk. Doch ob die Schrecken des Kampfes sich mehren, umso bestimmter fassen die Stürmenden hinein. Ungetüme Mörserstücke wuchten wie Eisenkoffer durch die Luft. Wie auf schwarzen Rauchwogen rollt das Schicksal. Fontänen von Staub und Erde blasen aus dem Boden.

Um ein halb vier nachmittags nahen sich die Deutschen dem hohen Damme der Eisenbahn Lodz—Warschau. Von Koluszki her schrillte in das Knattern der Kleingewehre das Maschinfeuer einer abgelassenen Lokomotive, um bald jäh zu ersterben.

Eine Angstwelle nach der anderen jagt in der Brust der Stürmenden, und, als wäre ihnen der Atem abgeschlagen worden, ziehen sie langsamer die Schritte nach.

Da geschieht etwas Seltsames.

Die Feinde verstummen. Hinter den nächsten Sträuchern heben sich waffenlose Hände. Wie zitternde Primeln aus feuchter Erde. Weiter hinten bemerkt man sogar ein weißes Tuch.

Die jungen Krieger zögern — die Gewehre senken sich etwas. Doch unvermutet freischt aus den vordersten Büschen eine Salve,

daß die ersten Reihen zusammenbrechen wie von Hagelblitz zerschmetterter Weizen.

Ist das ein gemeiner Gruß!

Mit wieherndem Lachen verschwindet der verlogene weiße Fehz, wie täppische Storchsprünge bewegen sich einige Granaten, und unvermindert braust die Schlacht in starken Stürmen hin. Mit unerhörter Tapferkeit, geschürt von der Verachtung über den unehrenhaften Feind, dringen die Deutschen, über die Leiber der gefallenen Kameraden steigend, vor. Kein Hurra treibt vor ihnen her. Nur die Rache feucht über der geröteten Erde.

Der schwächige Mensch an Hilberts Seite ist in Kniebeuge gesunken. Sein Kopf schlägt mit dumpfem Druck auf die Brust. Alde Gärtchen! Alde Braut und Freunde! Der Lärm geht über stille Seelen.

Hilbert spürt es kühl an seiner Seite streichen. Er fühlt aber auch, wie etwas Starkes an sein Herz faßt, wie es Schicksale schafft, wie es die letzten Hoffnungen aus seinen Tiefen wegräumt, wie es ihn fester als Glied in die starke Kette vaterländischer Verteidigung schmiedet. Hilbert fühlt den richtenden Gott in sich, voll Strenge und Beharrlichkeit.

Was für Tage der Reinigung und Selbstzüchtigung lagen vor den Schauern dieser Schlacht! Wie oft hatte er nur gefühlt: Du bist herausgenommen worden, du, Erde vom Heimatboden. Damit dort Raum werde für die Zukunft anderer. Hier aber soll ein Wall aus Massen entstehen. Ob lebendig oder tot, das gilt gleichviel. Aber ein Wall. Um die Zukunft anderer zu schützen.

Dann war es ihm wieder gewesen, als falte sich sein ganzes Wesen mit hunderten von Flügeln auseinander:

Wir sind ein Wille, wir sind ein Wunsch. Die im Lande und wir vor dem Tode. Wir müssen Erbarmen haben, einer für den andern. Das Leben ist ja so wenig.

Wie von großen Tröstungen gehoben fühlte er sich unter dem Zurücknehmen seines Ichs aus den Kreisen seiner Wünsche.

Wieder erlahmte das Geschützfeuer. Längst war nach hartem Kampfe der Eisenbahndamm überwunden. Ganz leer und scheinbar vom Feinde verlassen, zogen Ackerflächen vor dem Blick. Diese Flächen kühlten das entfesselte Herz. So wild hämmerte es nicht mehr.

Aber dort die Schanzen — regen sie sich nicht? Atmen sie nicht erbleichend wie die Haut von riesenhaften Schlangenkörpern? Nun versteift wieder jedes Erdklümpchen. Wie seltsam!

Hier und da zappeln verwundete Pferde. Andere irren wiehernd oder mit schmerzhaft geblähten Nüstern feldein.

Ein Adjutant sprengt von der Seite heran. Ob er etwas Neues, Wichtiges bringen wird?

„Die rechte Flanke muß zurück, feindliche Kavallerie, Dragoner und Kosaken bei Borowo, sonst gut, dafür. —“

„Wie?“ ruft der Leutnant ärgerlich, „wir zurück?“ „Ihr vor, und schnell vor und drauf!“ Schon sprengte der Adjutant der Waldschneise zu.

Vorwärts eilen die Deutschen. Die Fläche mit ihren verfluchten Blutmaschinen, die von den Uferhöhen der Mroga und aus Brzeziny wuchten, muß genommen werden! Koste es, was es wolle! Denn was hinter den Schlangenkörpern, deren Pulse wie tot ruhen, was hinter den geisterhaften Schanzen der hochgestürzten Äcker lauert, das ist der Überfall.

Schon versinkt der große Wald zur linken Hand, schon spähen die Häuser von Galkow in schnurgerader Linie in den Dunst des vergehenden Tages.

Plötzlich taucht vor den Stürmenden ein Russe auf. Kindjung. Man sieht es seinen Bewegungen an: Unsicher der Schritt, die waffenlosen Hände erhoben, als wollten sie zum Himmel fassen. So sehnsüchtig.

Ein Russe!

„Ein Verräter!“ springt es wie ein böser Funke von Kopf zu Kopf.

Aber ihr Herz ist weicher als ihre Absicht, und der Einsame dauert vielen. Der Leutnant selbst, ein toller Draufgänger sonst, winkt den Soldaten seines Zuges. Dieser Feind, dieser eine, soll nach dem Morden der letzten Stunden erhört werden. Weil er bittet —, weil er den Himmel bittet. Weil er denkt, er fände bei den Deutschen keine Gnade.

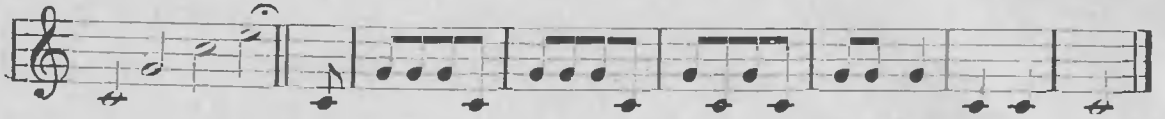
Hilbert hat den Russen nur flüchtig bemerkt. Weit aufmerksamer ist sein Auge auf die Vorgänge im Hintergrunde des Gefechtsfeldes gerichtet. Dort drängt sich etwas zusammen, und wieder auseinander zieht es sich. Schon längst ist die goldene Klammer der Sonne ins Gewölk gegen Lodz gesunken. Zauberhafter Mondschein streut sich über das dämmernde Nachmittagsfeld.

Hilberts Vermutung bestätigt sich schnell.

Das Gelände teilt sich. Kosaken schwirren aus seinem Schoß. Sturmgleich. Eine Feuergarbe fährt mit gräßlichem Miauen über

die Häupter der Getäuschten. Nun hüllt sie ein Tosen schier endlos ein.

Die Schlacht kocht! Die Schlacht wütet! Mordende Bässe! Trompeten klingen. Dann schmettern sie mit beißendem Vorwärtsdrängen. Die Luft kribbelt wie ein millionenflüssiges, schreckliches, chaotisches Tier. Klarer und erfassender steigen die Rufe auf.



Hilberts Vordermann bricht vornüber, ein stummer Klotz nur. Ein anderer schreit: „O Mut —“, da ist es auch auf ewig mit ihm vorbei. Der Tod trägt so manche Seele fort auf pfeisenden Winden. Jeder Schritt vergrößert die Ernte, jeder Schritt stachelt den Haß an. Dieser Haß ist alles. Bedeutet jedem das Gefühl einer Entspannung, obwohl er die Nerven bis zum Springen dehnt. Dieser Haß ist größer als berauschendste Liebe.

Nichts mehr kann den jungen wehrlosen Feind schützen. Nicht sein trauriges Auge, das suchend über die Scharen der Deutschen gleitet, nicht sein plötzlich in freudigem Jubel stockender Mund, nicht seine Arme, die sich öffnen wie zur Empfangnis eines hohen, über alles ersehnten Tages.

Der Russe ist ein Verräter und die Rache sieht nicht auf verführerische Zeichen. Sie sieht geradeaus! Einer taucht sein Bajonett in die Brust des der Rache Verfallenen!

Die Kameraden blicken hin und fauchen mit Schauern weiter.

Hilbert ist wohl verrückt geworden! Solch etwas Verrücktes sah man noch nie! Er, der den Verräter auf die Spitze des Messers genommen, heult wie ein Kind. Er hält den Russen, er küßt ihn, er wankt, der leblose Feind mit ihm.

Weiter — weiter! Nur nicht den Anblick dieses Grauenhaften, dieses Verrückten, der in der erstickenden Luft der Schlachtlur lacht!

Hilbert lacht wirklich, tief und blöde, dann schrill wie unter einem plötzlichen Drucke. Er nimmt den Gegner an die Schulter und schüttelt ihn. Die Augen des Fremden gehen merkwürdig still nach innen, und sein Haupt hängt müde nach der Seite.

Die Kameraden haben unter brausendem Hurra den Reiterblock zerschmettert, der sich ihnen entgegenstürzte, säubern die Dorfhäuser vom Feinde und stürzen sich wie Bestien auf die eroberten Geschütze. Entfernter klingt die Verfolgung. Rieselnd verrinnen die Töne des Kampfes.

Hilberts Angst dreht sich in dieses bebende Schwingen der Ferne taumelnd hinein. Er möchte es zu einem einzigen Klange binden, zu einem Rufe nach Rettung. Es soll Tag bleiben. — — — —

Menschenkraft ist stark. Aber die Erde ist stärker. Bewußtlos sinkt Hilbert zu dem getöteten Feinde nieder, auf den Lippen das Flüstern eines fremden Namens.

* * *

X.

Erkenntnisse.

„Bei Gott! Das ist seltsam“, sagte Hauptmann Semper und betrachtete die Gruppe vor sich.

Dieses Kind von Feind, in einer Blutlache gebettet, den Blick noch lächelnd zum Himmel geschwungen, opferfreudig wie Abel, der Erschlagene, — der Freiwillige in stierer Versunkenheit, das Haupt in den Händen vergraben.

Soeben hat einer von der Ambulanz gemeldet: „Der gefallene Russe ist kein Mann, sondern ein Weib, und der Soldat neben ihm läßt sich durchaus nicht fortbringen.“

Welches Erstaunen hatte Semper erfaßt! Und doch mußte er sich bei längerem Ueberlegen sagen, daß es in diesem Kriege Unmöglichkeiten nicht mehr gebe. Es war ja durchaus nichts Seltenes, daß sich Russinnen dem Troß ihres Heeres anschlossen. Oft zweifelhafter Herkunft, beutelüsternd, an die romantische Beweglichkeit der Marktenderinnen aus Landsknechtszeiten erinnernd, waren sie neben vielen anderen Umständen geeignet, den soldatischen Geist der Krieger zu zersetzen. Seltener verleiteten, abgesehen von den Angehörigen des Roten Kreuzes, edlere Absichten diese oder jene Frau zur Bereitstellung ihrer Dienste.

Hier aber lag ein ganz sonderbarer und seltener Fall vor.

„Das ist seltsam“, wiederholte Semper und neigte sich zur Toten. „Dieser edle Ausdruck! Diese Vornehmheit im Antlitz!“

Wieder und wieder las er die Blätter, die Hilberts Händen entglitten sein mochten und die gewiß der Getöteten gehörten.

„Die Flammen entzündeten sich. Die Welt brennt. Niemand will die Flammen löschen.

Mein Vater hat mich noch einmal in seine sorgenden Arme genommen, bevor er dem Brande entgegentrag. Er war ein ganz anderer. So einfach, so warm, so lieb, so unendlich lieb. Wunder-schönes, Freundliches aus verklungenen Tagen erzählte er. Aus seinen Kinderjahren. Er tröstete mich. Ich schmückte ihn mit Blumen. Wird er Menschen morden? Meine Seele schrie.



Der See liegt wie ein seidenes Tuch. Die Hütten am Strom schlafen. Den Wald von Staroselje sehe ich nicht mehr. Alles schweigt.

Schweigt auch mein Herz?

Ich muß fort. Die Einsamkeit tötet mich.



Großer Gott! Meine Ahnung! — Cechinski und Strubinski haben die Juden von Potok ermorden lassen. O Vater, komm zurück!



Surronik beschwor mich, in Pojenka zu bleiben. Er rollte den Fächer seiner berückenden Künste auf, Lieder ohne Zahl flogen hervor, aber es klirrte und schnarrte wie Geiseln.

Ich entfloh.



Hinter der Wegekreuze winkt die Stadt. Lauf zurück, Schimmel! Aber schweige! Ich finde meinen Weg.



Wohin — wohin? Ich weiß nicht, wohin. Ich spüre die Netze. Man will mich fangen — — —



Was ich einst vom Leben dachte, war eitel Trug. Meine Seele schlief nie. Sie wachte stets, und Sorgen füllten meine Wege. Ich wollte frei sein. Aber daß die Befreiung solche Pfade werde suchen müssen — — —



An diesem Morgen sprach Gott. Zwei Augen blickten vom Himmel. Diese Augen stehen vor mir, wohin immer ich mich wende. O Karl, Entfernter, Unvergessener!

Ich weiß wohin!



Aber, wo sind die Wege? Wo die Grenzen? Wo die Tore?
Wo bist du?



Rote Bäche und rote Hügel! Mich schaudert.



Seltfamer Mensch! Solltest du im Wüthen der Schlachten stehen? Solltest du? Du hörst mich doch —? Sprich! O sprich!

Ein großer Raum liegt zwischen uns. Vielleicht hört uns eine gütige Luftwelle.

Die Angst tötet mich. Sprich, o sprich!



Dunkler Lebensatem — — — —, brausende Wellen — — — —,
allein — —, Tausende von Soldaten! — — — — — — — — — —

Stumm hängt der Himmel über meiner Angst.



Mein Vater sah mich mit ungläubigem Lächeln an. Fast hätte er mich nicht erkannt. Dann ergrimmte er.

Er tobte. Er befahl mir, nach Hause zu reisen. Ich schwieg. Er flehte mich an, er weinte, er fluchte. Er — schlug mich. Mein Vater schlug mich. Ich aber flüsterte: „Du hast mehr Rechte als ich. Töte mich!“

Da hat er mich umschlungen, als sollte ich zerbrechen, und wir haben geschluchzt vor unnennbarem Jammer. Vater hat lange gebetet. Ich betete auch.



Keiner weiß, was mich bewegt. Nur du, Entfernter, magst die Tiefen meiner Seele kennen. Keiner würde es fassen. Sie würden mich zerschlagen. Sie würden mich kreuzigen. Die Liebe aber geht über die Gewalt dieser Welt.

Ich soll mich im Lazarett nützlich machen. Welche Barmherzigkeit könnte ich geben?

Haltet mich für unsinnig! Aber ich weiß, wohin ich will.
Ins Feld!

Vater, ich will dein Knappe sein.



Die erste Schlacht! Wochen waren vergangen! Was für Wochen! Ich bin so müde, so — sehr müde. Meine Flügel sind zusammengesunken. Kann ich noch fühlen?



Niemanden tötete ich —



Niemanden tötete ich. Vielleicht schmolz das harte Blei in Lichtesbläue zu schönen Schmetterlingen, die hinunterfielen in deinen Schoß. Kann ich noch fühlen? Tötet mich! O, tötet mich!



Ich will es meinem Vater sagen.

Ich will ihm sagen: „Ich muß ein Verräter werden.“

Mein Vater ist Oberst. Gut. So soll er kommandieren — —
O tötet mich! Sonst sterbe ich ohne Tod — — —



Am Ende meiner Kraft —

Es ist nur die Nacht, die mein Leben fest umschließt. Nacht ist Leid und Sorge. Und ich bin noch nicht am Ende. Etwas Großes naht.



Mein Leben ist vielleicht nur eine bange Stunde. Aber unbezwingbar groß ist mein Glauben und Hoffen. Wir werden uns wiedersehen, Stillen, Heißgeliebter, Mensch so ohne Worte edel. Und in die schönen Eichenwälder ziehen wir, von denen du einst erzähltest. Ich höre sie rauschen — —.



Meine Seele horcht. Du bist nahe, Trost und Hoffnung. Du bist so nahe — — —.



Ob ich es kann? Ob es gelingen wird?

Euer Kaiser ist gut. Ich werde niedersinken vor ihm im Staube.

Ich werde ihn bitten. Raum denke ich weiter. Nur dorthin, wo du weiltest. D e i n e Heimat ist die meine.



Wenn du aber getötest wirst — — —



Verstoße mich nicht! Ich komme zu dir.



Letztes Blatt:

Merkwürdiger Traum. Ich stand in einem Weizenfeld allein. Es wogte wie eilende Segel dicht heran und füllte sich um mich. Herbe Blumen dufteten an den Rainen. Und die Sonne glühte, und ich achtete nicht, wie hohl das Rauschen ward. Schicht sank um Schicht, fahler Schnitt, zerbrochene Blütenköpfe, ein fallender Himmel. Ich kauerte mich zur Erde. Schleier schwebten heran, Dünne, weiche, silberne Schleier. Ich wurde umhüllt — — —, ich wurde — blind. Blind war ich! Ich! Kann ich's begreifen? Ich wachte auf! Ich sah dich nicht. O namenlose Qual!

Hauptmann Semper blickte das Gelände hinab, wie es, in Busch und Wiesen sich teilend, immer neue Scharen des deutschen Ersatzes aufnahm. Der Kampf jenseits der Miazga schien zu ruhen.

Karl Hilbert regt sich, als hätte ihn jemand leicht gestoßen. Seine Arme fallen schlaff über die Knie. Sein Antlitz erscheint hohl und gemeißelt wie der Schädel eines Toten. Nur die Augen brennen aus ihm, verschleierten Fackeln gleich, auf die Verschiedene hinab.

„Arme Blinde!“ seufzt der Hauptmann, legt die Blätter zur Erde zurück, setzt sich aufs Roß und reitet still hinweg. Er kennt doch den Karl Hilbert. Der ist sein Freund, ein ganzer Mann und ein tapferer Soldat. Und was alles erträgt man nicht im Kriege!

Freilich, dieser Schmerz!

Hilbert hat den Kopf etwas nach vorn gezogen und schaut dem kerzengerade Davonreitenden nach, als halte der ihn an einem unsichtbaren Faden. Als der Reiter in der Mondluft zum wesenlosen Gebilde wird, spielen die Muskeln im Gesichte des Hockenden. Sie tanzen auf seinen Wangen einen sonderbaren Tanz.

Da muß er lächeln.

Er lächelt die vergangenen Stunden aus seiner Seele heraus. Trübe Fluten sind es, die hervorströmen. Und welche Mengen!

Und was wird alles mitgerissen! Heiliges, Schweres! Aber es ist auch, als halte die schwere Qual den Strom in festen Ufern. Er rüttelt wohl, aber er überflutet nicht. So ringen sich allmählich die letzten Erkenntnisse hindurch.

Plötzlich sprießt ein sonderbares Gefühl in ihm auf, knospend, sich entfaltend, süß betäubend. Alles lächelt an ihm. Er ist vielleicht ein volles Blumenbeet, und blüht auf, blüht ahnungslos — traumschwer — rankt und klimmt.

Hilbert klammert sich an seinem Gewehre auf und späht.

Wieder naht sich das Bewußtsein, wie ein holzharter Mensch, drückt ihm die Faust aufs Herz und fragt.

Soll er Wache stehen? Die Nacht wird kommen. Und wer weiß, ob die Freunde durchhalten.

Er muß Wache stehen! Hin- und hergehen wie das Pendel einer Uhr, bis der letzte Schlag getan.

Zum ersten Mal seit Wochen schleichen die Zweifel stumpf in die Zuversicht seines Soldatenherzens.

Er erschrickt.

Munitionswagen poltern in seiner Nähe vorüber, neugierige Gesichter stellen sich durch Augenblicke vor sein Denken. Das Schwagen fremder Menschen webt wie summende Hummeln. Sie ziehen weiter. Ambulanzen nahen, schwinden, kommen wieder, entfernen sich. Der scharfe Trab eines Reitereschwarmes hackt sich wie Spornhiebe in den Boden. Mit hochragenden Heu- und Stroh-
bunden beladen, fahren Bagagewagen träge an und pflanzen sich, die Aussicht ins Mrogatal teilweise sperrend, am Höhenrande auf. Wieder kommen und gehen wohl Hunderte von Menschen in Wehr und Waffen. Es scheint Hilbert auch, als gucken ihm zwei ganz nahe ins Gesicht. Er starrt sie wie ein Suchender an, der den letzten Lichtern nachhascht.

„A wird's net sein, der Karolus Hilbert“, sagt ein schlanker österreichischer Leutnant.

„Freilich ist er's“, betont der blonde Deutsche neben ihm und fragt hinüber: „Kamerad Hilbert?“

Als aber alles ruhig bleibt, reiten die Fremden weiter.

Hilberts Gedanken verwurzeln sich mit dem beginnenden Abend. Das holzharte Geschick, das vor ihm gestanden, ist verflossen. Keim um Keim sprießt aus den ringenden und sich reinigenden Vorstellungen der verwundeten Seele die Süßigkeit des Friedens.

Leise stimmt Hilbert ein fernes Lied an. Er singt von allem, was ihn einst bewegte. Die Verse fügen sich aneinander wie bunte Steine. Zuletzt aber löst sich zauberisch von den Lippen, was Surronik einst zur Laute sang: „Ach! czemu w sercu smutno —“, das Lied von der Sehnsucht eines traurigen Herzens. Mit diesen Tönen kommen endlich die Tränen.

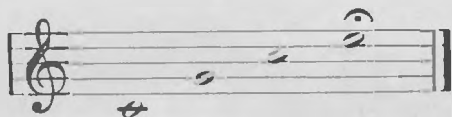
Plötzlich fliegt es wie kalter Sturm durch die verzehrende Wehmut. Er fährt mit langer Hand über die Stirn.

Weint seine Stirn auch. Die Fackeln in seinen Augen sinken zusammen. Er besinnt sich lange.

Trinka —. Sie wird frieren. O, sie ist ein so zartes Wesen, obwohl sie keiner Frau in Polen an Wetterhärte nachstehen würde. Aber der Krieg ist erbarmungslos. Er bettet auf kalter Erde.

Peter Hilbert hat seine Braut begraben. Das bleiche Gold des Mondes funkelte über der geöffneten Erde. Sein Mund ließ auf der kalten Wange des Mädchens die stummen Worte des Abschieds ruhen, und sein Herz wurde stark dabei, unendlich stark. Er hat nicht geweint, als er sie zu sich herauflächeln sah, als er Erde um Erde auf ihren jungen süßen Leib legte, als er noch einmal die Blätter las, ihres Lebens letztes Bekenntnis und sie niederlegte zur Erde.

Ein schmuckloses Kreuz aus dürrem Gezweig setzte er auf ihren Hügel. Dunkler Kanonendonner und das langgezogene magnetische Signal einer Trompete spielten zur letzten Ruhe.



XI.

Miserere nobis.

Der Abend sah mit kaltem Gesicht über das Schlachtfeld. Einige Bagagewagen, die gemächlich auf dem Hügel rasteten, streckten ihre Deichseln langhäftig und flimmernd hervor. Wie verwilderte langbärtige Riesenhäupter grinsten die Heu- und Strohballen aus dem Wageninnern. Gegen das bleiche Indigo der Firmamenthöhe hoben sich die Waldstücke massig ab. Der Westhimmel stand noch mit dem Schein einer feinen, gewölbten, grasgrünen Glaswand, ab und zu von dem Ferngruß der geschiedenen Sonne durchzuckt. In der flachen Mrogamulde glommen und glühten unter schwelem Rauch zahllose

Brandfeuer. Aus Lodz herüber tauchten die grellen Bünder der Scheinwerfer in die Nacht, die sich mit zahllosen friedlichen Sternen besäte.

Hilberts Blicke hoben sich zu den glänzenden Himmelspunkten.
Trinka!

Die Zähne klapperten ihm, und er drückte erschauernd das Gesicht auf die kalte Erde.

Trinka war gestorben. Getötet im Kampf! Im männermordenden Kampf!

Hier unten lag sie. Das war so selbstverständlich, als wären Jahre darüber hinweggegangen.

Oder träumte er?

Solche Abende voll schwerer Schönheit hatten ihn stets berauscht. Und sein Herz war schwer.

Ein dumpfer Donnerschlag verjagte die Zweifel. In der Nähe klappten einige Male unwillig Gewehre. Hilbert richtete sich langsam auf. Er war mit einem Male so groß und stark geworden, als hätte ihn eine unsichtbare Hand geheiligt. Die Kammern seines Bewußtseins öffneten sich. Die Außenwelt streckte ihre Fühler hinein und tastete und lockte, wischte und reinigte, baute und formte. Er spürte den frischen Luftzug der Nacht, sah über die zitternden Halme und die Buschsilhouetten zur Tiefe, und seine Qualen verflossen mehr und mehr.

„In die Schlacht!“ hämmerte sein Herz mit rauher Lust! „In Feuer und Tod!“ Ganz rein und klar sprach er es. Was sollte er hier?

Rasch wendete er sich nach vorn und lauschte fragend, aber niemand gab Antwort. Er lauschte angespannter, weil er vermutete, daß gewiß doch schon jemand vor ihm stände, den er aber nicht eher sehen würde, bis das erlösende Wort gesprochen.

Was für ein Wort!

Und es mußte gesprochen werden! Damit die im Tal nicht warten brauchten. Ein neuer Kampf stand gewiß bevor.

Hilbert untersucht das Gewehr und entsichert es. Er zieht die Schuppenkette des Helmes fester ums Kinn, er betastet seinen Anzug und zählt sogar die Knöpfe aus lächerlicher Besorgnis heraus, irgend etwas verloren zu haben. Schärfer hält sein Ohr gegen den Wald.

Wer sollte das erlösende Wort sprechen? Etwa er? Sollte er sagen: „Richte dich nicht! Dir wurde vergeben. Aber deine Stunde kommt?“

Nein. Das könnte er nicht! O, wenn die Vergeltung käme, wenn er diese Gewißheit hätte —, wahnsinnig müßte er werden vor Glück!

Da — was ist das?

Teilt sich das Gras?

Laufen die Baumstämme?

Geschah das seltsame — —?

Hilberts Augen glänzten, und seinem Munde entstiegen frohlockende Laute.

Also doch! Das Unerhörte naht. Die Schatten formen sich. Sie wachsen so groß. Nun sinken sie zusammen in menschlicher Gliederung, tastend, suchend.

Mit pochendem Herzen wartet Hilbert. Aber er richtet die Waffe. So wie er's gewohnt war durch Wochen.

Ein Fluch fällt an sein Ohr, und peitschend schlagen Flintenkugeln um ihn her.

„Stoj!“

Ein — zwei — — fünf Mann.

Russische Patrouille!

Das gibt Hilbert die Besinnung. Er legt an und schießt. Seine Hand zittert nicht, als er den ersten fallen sieht. Er durchbohrt auch den zweiten. Und wieder feuert er rasch hintereinander, obwohl ihn kaum einige Schritte von dem einzigen Überlebenden trennen. Der entreißt dem Deutschen das Gewehr und hält seinem wütenden Ringen lange stand.

„Sie sind“, rief der Russe plötzlich in gutem Deutsch, „ein ebenso tapferer Krieger, wie ich Sie als Künstler schätze. Leider sind wir hier nicht in Pojenka —.“

Mit todblasser Verwunderung wich Hilbert.

„Herr . . . Herr . . . von Boburin?“

„Ja, und Sie sind mein Gefangener“, sagte der Oberst schneidend kurz.

Hilbert gurgelte etwas Unverständliches.

„Folgen Sie mir!“ beahl Boburin.

Da erhob sich des Deutschen Stimme.

„Ich kann sterben . . ., ich will sterben . . ., ich will, hören Sie! . . . aber ergeben? — Ein Deutscher ergibt sich nicht!“

In dieser Entschiedenheit brach sich Boburins Befehl. Das war dieselbe kühne Sicherheit, die der junge Freund bei seinem

Aufenthalt in Polen oft genug bewiesen. Das war dieselbe Sprache, die er stets schon an Hilbert geschätzt hätte. O Pojenka! Du wonniges Land! Sie hätten sich umarmen müssen vor Wiedersehensfreude, anstatt die Worte nach den harten Gesetzen der Zeit zu messen. Aber so ist der Krieg! Aufgestanden war alles vom Knecht bis zum Fürsten, und das Vaterland galt bei Freund und Feind mehr als alles auf der Welt.

Herr von Boburin wurde eigen bewegt.

„Sie sind ohne Waffe“, sagte er noch grollend. „Denken Sie an unsere Freundschaft!“

„Jetzt sind Sie der Feind meines Landes. Und Sie müssen auch der meinige sein!“

„Es ist wahr“, bemerkte der Oberst ruhiger und blickte flüchtig auf das schimmernde Soldatenlager im Tal. „Ihr Deutschen wißt nach den Umständen zu unterscheiden. Ihr verfährt nach Recht und Sitte, und Ihr seid tapfer. Aber auch wir sind es. In Pojenka war nicht ein Mann, der zurückblieb.“

„Auch Irinka“ —, kam es verstört aus der Kehle des Deutschen.

Es klang zerbrochen. Doch Boburin hatte es gehört. Eine unheilvolle Ahnung stieg in ihm auf.

„Irinka? Sie zog mit mir . . . wir suchen sie —“, raunte er hastig. „Sie wissen vielleicht? Wo ist sie? O Gott, wo ist das Kind?“

Eine namenlos heiße Angst bemächtigte sich seiner.

„Ja —, wo —“, versuchte Hilbert zu sprechen. Der Oberst überhörte sein Stammeln.

„Jede Möglichkeit war erwogen“, sagte er langsam und mit horchenden Augen. „Wir alle sind Knechte des Krieges und Todgeweihte.“

Aus der Taltiefe schwang sich ein dumpfes Hornsignal auf wie ein Mahner zur Pflicht. Hilbert trat dicht an Boburin heran.

„Geben Sie sich gefangen, Herr Oberst!“

Der Russe fuhr trotzig auf: „Ich tu es nicht. Und selbst wenn ich Irinka sehen sollte, ich tu es nicht. Aber Sie, töten kann ich Sie nicht, weil ich Ihr Freund bin . . . O Gott, dieser Krieg!“ — er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Doch stelle ich Sie, bis einer der Meinen sich blicken läßt.“

Nach einer Weile drängte er bittend: „Was ist mit Irinka? Ich beschwöre Sie, Hilbert! Wo sahen Sie sie? Lebt sie noch?“

Der Deutsche schloß die Augen vor Schmerz und schüttelte das Haupt.

Da lief ein Schauer durch den reckenhaften Leib des greisen Mannes. Er bebte, wie eine Eiche bebt, wenn der Orkan bis an ihre Wurzeln greift. Er wankte. Sein Jammer war unbeschreiblich. Dumpf fielen die Worte von seinem Munde.

„Arme Irinka —, konntest in Pojenka bleiben, deine Heimat war dein Leben Sie starb — sie —“

Ein kurzer, erschütternder Aufschrei zerbrach erneut den Ausbruch seines Schmerzes.

„Wollen Sie mit mir fechten, Herr Oberst?“ schrie Hilbert wild. „Sie sind mein Feind, und Irinka war — —. Fechten Sie mit mir! Ich sehe keine Möglichkeit als die Klinge.“

„Hier!“ — der Oberst hatte an seine Brust gegriffen. „Durchbohren — — Sie — mich! Haha! Mein Leben was für ein Leben! Haha — — — ist ja — nichts — mein elendes Leben — ein Soldatenleben — hahaha! Nichts — — nichts!“

Er griff mit beiden Händen an die Stirn und fuhr mit ihnen wiederholt zu den Schläfen hin, pressend, als wären ihm die Lücken seiner trostlos einsamen Gegenwart bewußt geworden, und als wollte er sie nun durch den Druck der Hände zu nichts machen. Nach und nach verlor sich das krampfhaftes Spiel. Kalte Ruhe beherrschte seine Bewegungen. Seine Worte flimmerten mattem Silber gleich.

„Starb Irinka als tapferer Soldat?“

„Tapferer wie ein Soldat! Sie brach an ihrem Schicksal zusammen.“ Hilbert hatte schneidend geantwortet und deutete zur frischen Erdstelle.

Boburin schüttelte einige Male stumpf den Kopf.

„Hier —, du liegst gut — ja gut.“

Er kratzte eine Hand voll Erde vom Hügel und küßte sie. Es schien ruhig in ihm geworden zu sein.

„Sie taten ihr den letzten Liebesdienst.“

„Den letzten — Dienst“, stöhnte Hilbert.

„Kleine Irinka“, flüsterte der Russe müde, als spräche er zu sich selbst. „Sie starb —, eine Knospe im heißesten Brand der Welt, aber sie fiel wie ein Soldat. Würde ich die Kraft haben, an Irinka zu denken, wenn ich nicht annehmen könnte, daß sie ehrenvoll starb? Ach —, wir haben ja in den letzten Wochen uns mit nichts anderem beschäftigt als mit dem Tode. Immer, wenn die Sonne in den neuen

Tag schien, nahmen wir von neuem Abschied. Auch heut hatten wir Abschied genommen. Aber daß es so schnell kommen mußte, so schnell — —, so schnell —, und Sie, Sie sahen Irinka noch einmal?“

Der Kummer des Vaters schlug wie Peitschen auf Hilbert ein. Die Wahrheit mußte sich entfesseln. Es war das Härteste, aber es war das Beste. Der letzte Schmerz war der Tod, der Tod aber öffnete die Pforten zu einem friedvollen Dasein.

Hilbert wußte nicht, woher er die Worte nahm, hart und gemessen. Er sprach wie ein zweiter Mensch aus einer fremden Welt.

Boburin verstand ihn nicht recht. Deshalb wiederholte Hilbert.

Da endlich begriff der Oberst. Er starrte den Deutschen mit den glühenden Augen eines wilden Tieres an. Seine Gestalt schien geduckt, wie zum Sprunge bereit. Sein Gesicht, auf dem sich die spärlichen Strahlen eines Sternes sammelten, wurde breiter.

„Du hast sie gemordet?“ schrie er. „Du Hund! Du verfluchter Hund!“

Blitzschnell zog er den Degen, aber wie gelähmt sank sein Arm zurück. Er taumelte. Hilbert versuchte, ihn zu stützen, aber der Ruffe wehrte es ihm mit hohler Stimme.

„Es ist — gut — so. — O, was — sagte ich? Ja, es ist gut so —, es ist eine Wohltat Gottes. Wenn ich gewußt hätte, daß ein Roher mit ihrem zarten Leben gespielt. — Freund! Der oben führte deine Waffe. Ein unglückseliger Augenblick, ja ich — glaube.“ — —

Er hielt einige Minuten inne, dann koppelte er den Säbel ab und reichte ihn dem Deutschen.

„Nun, nimm meinen Säbel! Es ist keine Feigheit von mir. Ich bin ein alter Mann, der zu nichts mehr taugt. Und Irinka . . .“

Boburin schwieg lange. Dann, wie von einer plötzlichen Erleuchtung erfaßt, beugte er sich näher zu Hilbert und versuchte in seinen Gesichtszügen zu lesen. Mit einem Male atmete er schwer auf. „Es — wird mir etwas klar —, es wird mir klar“ —

Karl Hilbert hatte sein Antlitz schluchzend an Boburins Brust geborgen. Tröstend schlang der Oberst den Arm um die Schulter des Jünglings.

„Wir beide stehen hier allein, Mensch an Mensch. Niemand sieht uns als Gott. Der Krieg wird über die Welt dahinbrausen, und viele Herzen werden öde werden, nicht nur die unseren. Pöjenka wird zerfallen, und was kann Europa in hunderten von Jahren sein? Deutsche und Russen, wie erfolgreich könnten sie

das Evangelium der Versöhnung und der Liebe in die Welt tragen, wenn sie sich die Hände reichen würden zum großen Völkerfrieden! Wenn einmal erst der große Tag nahen wird, wenn alle Unbeständigkeiten ausgeglichen werden, dann ist die Erde zu klein, das Glück zu fassen, dann brauchen wir die Erde nicht mehr, dann, — o Tag, wann kommst du?“ rief er niederknieend und streckte die Arme sehnlich aus.

Was er weiter sprach, war wie das Murmeln eines Baches, der in heißem Sande versiegt. Aber seine Blicke arbeiteten rastlos an den Zeichen des Himmels.

Von den tiefsten Stufen des Morgatales aus baute sich die große Nacht auf. Sternenketten schier ohne Ende schlangen stumm über die tiefblauen Luftschichten, aus huschendem Gewölk winkte der Mond. Die Tiefe verschwamm im Schimmer der Feuer, die in den am Horizont ruhenden Wolken allerlei seltsame Figuren malten. Vereinzelt stiegen vom Fluß Dampfsäulen auf.

Dieses Schauspiel!

Hilbert spannte alle Fasern seines Körpers an. Er fühlte die Gewalt, die auf seiner Brust lastete, die ihn zur Erde zwingen wollte, zu der Erde, die sein Geschick barg. Aber aus dem Innern seiner Seele widersetzten sich andere Kräfte. Er mußte seiner Soldatenpflicht gehorchen. Alles, was er noch war, gehörte dem Vaterlande. Wie ein Wurm schlich sich das Pflichtgefühl durch die zerstörten Pforten seines Bewußtseins. Darüber rankte das schimmernde Treiben seiner Phantasie.

Dieses Schauspiel!

Boburin fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als hielte er nicht für möglich, was er sah.

Dieses Wunder! Diese Offenbarung von Macht und Herrlichkeit! Dieser Ausdruck von Schönheit und Pracht! Auf jedem Lichtfunken des Firmamentes stand gewiß ein Engel und lauschte. Dahinter dehnte sich Raum an Raum, und überall pulsierte das Leben der Vergangenheit in die Gegenwart über. Hier war die Ewigkeit, die nie erlischt. Hier war Musik, die alles verewigende Musik.

„Hören Sie, Hilbert?“

Der Deutsche staunte mit leichtgeöffnetem Mund in den Himmel.

„Ich höre“, hauchte er.

„Es ist der große Meister. Es ist Beethoven selbst. Diese Musik, o diese Musik!“ Nervös zupfte Boburin seinen Nachbar am Ärmel.

„Das Rondo der Pathétique“, fuhr der Russe ganz befangen in dem Bann seiner Phantasie fort. „Es wird ausklingen wie eine heitere Nacht.“

Seine Hände ahmten den Gang der Melodie nach.

„Wie eine heitere Nacht“, wiederholte Hilbert dumpf. Die Erinnerung warf Lichter in entfernte Tage.

„Ja, ja, sie hatte recht“, bemerkte er, ohne den Blick vom Firmament zu lassen. „Man wandelt auf dunklen Straßen. In den Häusern rechts und links das schlafende Leben. Hier und da ein trübes Zimmerlämpchen wie das Auge eines Erblindeten. Das wirft seinen Schein über die Stille. Die Nacht, — die Nacht will nicht enden — —, aber endlich kommt doch einmal die Helle, der blendende Lichtraum. Verklärt ruhen wir, alle Verheißungen erfüllen sich — —, da!“

Die Stimme des Deutschen zitterte.

War es möglich, daß er dies bisher noch nicht gesehen? Jetzt erst schaute er es.

Ein großer Stufengang, zur Höhe strebend! Hunderte von gefallenen Kriegern ziehen hinauf. Freunde und Feinde, Arm in Arm, von Engeln geführt. Zu oberst auf einem Thron sitzt Gott mit strengem Gesicht.

So hatte er ihn gesehen in der Schlacht —, in seiner eigenen Seele den Spiegel göttlichen Rechtes.

Ein Schauer rann durch Hilbert. Boburins Antlitz aber verzückte sich. Er faßte den Deutschen rasch beim Arm und flüsterte: „Ich sehe sie. Sie sieht gut aus. Sehr gut sieht sie aus. Die heiligen Engel schreiten ihr zur Seite. Trinka! Trinka! So höre doch, mein Kind!“

Wieder verfiel der Russe in langes Sinnen. Aber dann unter dem Druck der gewaltigen Geschehnisse streckte er seine Arme aus und sang mit leidenschaftlicher Inbrunst.

Er sang: „Erbarme dich meiner, Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit!“

Trinka wandelte zwischen den Sternen, ein Bild süßer Trauer.

Und dort in der Mitte saß Gott in seiner ganzen Furchtbarkeit. Hilbert wußte nicht, wohin er sein Gesicht wenden sollte. Mechanisch

fiel er dem Betenden in die Worte des Psalmes: „Nach deiner großen Barmherzigkeit und nach der Menge deiner Erbarmungen tilge meine Schuld!“

Vers um Vers wechselte. Immer schwächer, gedehnter, immer verhaltener, stockender. Als von Boburins Lippen die Worte verklangen: „Du wirst annehmen das Opfer der Gerechtigkeit“ —, hielten die Beter in langem Staunen inne.

„Gott schickt den Frühling, er schickt auch die Auferstehung“, sagte endlich Hilbert, und eine fröhliche Zuversicht huschte durch seine Worte. „Irinka wird sich freuen. Verlieren Sie sie nicht aus dem Gesicht, Herr von Boburin! Sehen Sie aber auch ihn? Wie ein herrlicher König thront er!“ Und leiser fügte er, wie von schwerer Angst befreit, hinzu: „Aber nicht mehr so ernst, so schreckhaft ernst! Da — Irinka wandelt langsam zurück. Sie ist bei ihm — — —, er lächelt —, er legt seinen Arm um ihren Nacken —, sie wiegt sich leise an seiner Seite hin und her wie ein Kind im Arme seines guten Vaters und schaut dabei hinunter, — und forscht — und ihr Antlitz ist heiter wie der Frühling, — und Gott — lächelt. Er lächelt!“

Die Tränen rannen aus Hilberts Augen. Boburin gab keine Antwort. Seine Wange lehnte an der kalten Wand des Grabhügels, als wollte er hinabhörchen und die harten Pulsschläge der erstarrten Erdkrumen zählen.

Da sang Hilbert noch einmal: „Du wirst annehmen das Opfer der Gerechtigkeit.“

Er sang es ohne Sorge, als wäre die Vergebung so selbstverständlich leicht zu ihm gekommen.

Ein Krachen und Toben ringsum störte ihn auf, doch gleich verfiel er wieder seinem Selbstgespräch.

„Er lächelt und steigt von seinem Altar, Herr von Boburin“, sagte Hilbert und faltete andächtig die Hände. Dann ging er unruhig hin und her, stand einige Male still, sah zu den Wagen und entzündete das Stroh, Wagen für Wagen. Und als es aufflamnte, rief er: „Huh! welche Schönheit! Würdig des Dienstes unseres Gottes!“

Der Oberst erwiderte nichts. Behutsam faßte ihn Hilbert an, um ihn aufzurichten, er war ungeduldig geworden.

„Wir können nicht liegen bleiben, Herr Oberst. Wenn der höchste Herr erscheint, heißt es auch da: Aus Gewehr! Was würde Irinka sagen? Sie war Soldat wie wir. Sie weiß es.“

Aus der Flußmulde, den Hügel hinauf, zwischen den Waldgittern stiegen wieder die Schlachten. Auch aus der Luft erbrauste es, als fielen fingernde Hände von den Schultern des Himmels mit großer Gewalt auf das Instrument des Schlachtfeldes. Trommeln und Maschinen wirbelten durch das Getöse der schweren Geschütze. Wie das Blöken furchterfüllter Opfertiere drangen die Sturmhörner durch die grauen Schichten. Auf der Höhe selbst quoll Licht in großen Bogen. Die Wagen bliesen die Flammen zum Himmel. Sengend leckte das Feuer auch zur Erde.

Der Oberst rührte sich nicht. Welche Kälte huschte über seine Glieder. Hilbert legte ihn müde an Irinkas Grab zurück und streifte liebevoll seine Stirn.

„Leb wohl, Freund und Feind! Ich will dir Hilfe bringen. Ich will die Stufen hinaufsteigen, ihm entgegen.“

Gierig langten die Flammen immer weiter und erfaßten auch die irren Hüter. Wie aus großen Weihrauchfässern rollte der betäubende Qualm. Hilbert versuchte, der zischenden Glut zu wehren. Als die Funken auf seinen Anzug hüpfen, schüttelte er verwundert das Haupt. Immer näher drang das Tosen der Schlacht. Wirre Stimmen griffen heraus. Es war wie ein Schwarm von Millionen von Bienen in blühenden Lindenväldern. Dann klang alles bald wie das dröhnende Pauken eines Tantams, von quiekenden Flöten durchbrochen, bald brausten die Chöre der Rache, stark und gleichmäßig.

Granaten stürzten geiergleich auf den Hügel. Tiefe Löcher rissen sie. Die Schlacht grub Gräber.

Hilbert stand kraftlos in den wogenden Flammen. Der Aschenschleier, der die Sterne verhüllt hatte, tanzte tiefer über sein Haupt hinab. Die Nacht sank in den keimenden Morgen.

„Gott, der Herr, lächelt“, flüsterte er noch einmal in Verzückung, da sprengte ein Feuerstrahl die Brust des Verbrennenden. Als letzte Zeichen der Zeit schlug das Brüllen der Mörserschlände an sein Ohr, und das Hurra der deutschen Kameraden erfüllte die Seufzer seines Niederganges mit dem Wonneshauer der Siegesahnung. Eine Musik wie von tausend brausenden Harfen ging über die Schlachtfelder. Hoch standen über der gesunkenen Asche die Lichter des Himmels, und der Segen des schicksalspendenden Gottes trieb die Sieger zu Ruhm und Ehre.

*

*

*

XII.

Ausflug.

Der Durchbruch nach Brzeziny war eine der herrlichsten Waffentaten deutscher Heere im Osten.

Am 24. November früh 3 Uhr wurde die Stadt von der dritten Gardedivision unter Generalleutnant Lizmann besetzt. Von Chruszki Stare, Ruzhca und Zakowice aus hatten sich in den kommenden Stunden auch die einzelnen Teile des 25. Armeekorps nach Brzeziny durchgearbeitet.

In der Heimat kündeten die Glocken Sieg um Sieg. Ihr Rauschen und Hämmern schlug auf die seufzende Luft der Lazarette, daß die Kranken sich in begeistertem Erstaunen aufrichteten, die Mundorgeln an die Lippen setzten und ihren Jubel und ihr Gedenken an die ringenden Brüder in das vielstimmige Beben schweben ließen. Draußen der Himmel war so seltsam blau geworden, daß man ihn glücklich anlachen mußte. Über den Dächern der Stadt, von Turm zu Turm, schwebten lange, seidene Wolken wie freudige Widmungsbänder: „Willkommen! Willkommen!“

Und ein Zeitungsblatt flatterte in die Auferstehungsgruft des Lazarettes, und ein Antlitz beugte sich darüber, den Kranken vorzulesen —, ein Antlitz, unter schneeweißer Haube, aus dem eigenwillig blondes Gespinnst lugte.

Mit einem Male schweigen die Lippen. Durch die Zeitung fährt ein Knittern. Das Augenpaar der Schwester steht in einem weißen starren Antlitz.

„Schwester Elisabeth, Sie haben mir noch nichts von Onkel Eschöpe erzählt“, sagt der Kranke ahnungslos. „Sind Sie müde? Sie sind wohl sehr müde. Da lese ich gerade auf der Rückseite des Blattes etwas von Brzeziny. Tolle Sache! Hat nicht der Hilbert auch bei Brzeziny mitgemacht?“

Fassungslos neigt sie das Haupt.

„Ja, Herr Hausenmaler.“

Ihr ist so eigen bewegt in diesem Raume, als müßte hier ihr Wesen gereinigt und verklärt werden in einem kurzen, erschütternden Ringen ihrer Seele. Das züngelnde Verlöschen der Harmonikatione spricht wie ein Choral zu ihr. Sie sieht durchs Fenster an den fatten Himmel und die langen seidenweißen Wolken, und eine Träne fällt auf das Zeitungsblatt.

„Was ist mit Hilbert“? fragt der Geiger erschrocken. „Bitte, bitte, zeigen Sie mir die Zeitung! Erzählen Sie!“

„Ein anderes Mal.“

Nimmt die Zeitung, geht rasch in den leeren Nebenraum und weint sich aus. Ein Gebet steigt die Straße ihres Leides hin wie ein Pilger.

„Mach ihn glücklich, mein lieber Herrgott!“

* *

In Pojenka gibt es keine Glocken. Aber die Linden rauschen und schlingen ihre Wipfel sehnsüchtig ineinander. Geheimnisvoll groß werden die Wälder, und die Wasser horchen und sagen:

Es waren einmal Menschen. Die lebten weit ab von dieser Welt. Ein Sturm kam und blies ihr Glückseligkeit und Leiden wie eine Staubwolke zusammen.

Was kann nach Jahren alles geschehen?

Wird vielleicht der Waidmann Surronik den Strom entlang reiten, ein wehmütig Lied auf den Lippen und die Erinnerung suchen in der forteilenden ungestümen Sicherheit des Wassers?

Wird vielleicht der getreue Diener von Staroselje in die hohle Kaulse rufen: „Herr, es ist — so — still. — Zu Gnaden, Herr. Ich bin es. Iwan ist es.“

Wird das Schloß vor den Augen des ruhelosen Sees versinken und die verwilderte Natur über dem hohen Bau triumphieren?

Vielleicht kommt einmal ein hagerer Mensch in den Park, allein und still, ohne Augenglas und Tanzschritt. Vielleicht wird er die Sommernacht über dem süßen Flötenschlag der Vögel lauschen, und, wenn das stumme Schloß seinen Zauber nicht lösen will, gehen, woher er gekommen.

Aber das Schloß wird seinen Zauber nicht lösen. Entrückt von den Trauern dieser Welt, hält es den Glanz des Friedens auf der Zinne gebannt. Und ob der Winter eifig ins Land gräbt oder der Sommer jubiliert, — stets blaut oben ein sonniger Lenz. Ein junger Musikant und ein Mädel halten sich im Arm und schauen über die Welt — — und —

Aber was sage ich!

Es sind zwei Wölkchen, die sich über dem Schlosse geküßt und hineinschweben in die Unendlichkeit.



Aus Paul Karl Kellers Dichtermappe

Du und ich.

Du und ich und ein kleines Haus Bilder stille: Der Laubenweg,
Droben im Winkel bei Tannen. Blauer Berg über Buchen —
Fenster groß, vorn und hinten hinaus, Stühle tiefe am Fenstersteg,
Hausrat braun, alte Rannen. Silbend in schweren Tuchen.

Gitter geschmiedet und warm geglüht
Um Ramin mit den Scheiten . . .
Du und ich und liebes Lied
Und zweieinsame Zeiten.

Wie auf einem Bild.

Wie auf einem Bild aus Niederland Hol, hol über! ruf ich von dem Steg,
Gorden sich die Bäume der Allee, Weil die Sonne in die Wolken sinkt.
Zieh'n die Wolken, von dem Ferne- Und der Ferge kommt den Abendweg,
brand Löst die Kette. Und das Ruder
Blau durchleuchtet, übern Binnensee. schwingt.

Windwolken.

Windwolken rahmen Abendröte ein. Ein neues, fremdes Licht, noch schwach
Drei Enten fliegen auf vom Busch- und schmal,
kanal. Weht Nachtwind her, verhängt und
Die Wipfel stehen schwarz und ampelklein,
federfein. Vom Monde ins erwartungsvolle Tal.

Sterne über den Wäldern.

Die ewigen Sterne leuchten. Sie wagen sich nicht zu rühren,
Die Wälder schauen sie an Wenn ein Stern den andern entfacht.
Mit Augen, dunklen, taufeuchten, Ich laß mich vom Zauber führen
Und stehen im Sternenbann. Und atme die reinste Nacht.

Komm, Herzgesell!

Komm, Herzgesell, wandern Hand in Hand
Dem Glück und der Sonne entgegen,
Hinauf, hinab das leuchtende Land
Auf goldüberschütteten Wegen!

Und laß uns singen das hohe Lied
Und schwingen mit duftenden Zweigen,
Vom Sonnenfuß mit Glanz überglüht
Und uns vor dem Frühling neigen.

Wir wollen treu seine Knappen sein
Und froh seine Farben tragen,
Und jauchzend ziehn in sein Reich hinein
Und Sither und Laute schlagen!



NEUES · LEBEN

W. W. W.

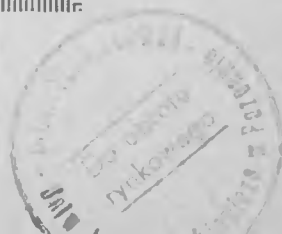
An Rübezahl.

Zu dem nebenstehenden Bilde.



Rübezahl, du Herr der Berge,
Elfen, Nixen, Riesen, Zwerge
Vor dir ihre Häupter neigen,
Nur die Menschen böß sich zeigen,
Wollen keine Lehrer, Priester,
Weder Fürsten, noch Minister.
Anstatt Hab und Gut zu mehren,
Blind sie all ihr Glück zerstören.
Arbeit hassen sie und Beten,
Üben sich im Rauben, Töten, —
Fluchen, tanzen, — ohne Sorgen
Leben sie von heut bis morgen.
Rübezahl, Herr und Gebieter,
Unser Heimat Schutz und Hüter,
Höre du mein heißes Flehen:
Deutschland nimmer kann bestehen,
Steigst du nicht zur rechten Stunde
Aus der Riesenberge Schlunde
Wieder auf die deutsche Erde.
Daß dort endlich Friede werde,
Faß die Bösen, nimm die Trägen,
Lasse sie in Ketten legen,
Halt sie fest in finstren Räumen,
Bis sie frei von Freiheitsträumen!
Lehre sie, daß Faule, Schlechte
Nimmer haben dürfen Rechte,
Daß als höchstes Gut auf Erden
Muß die Pflicht erachtet werden!
Lehre sie! Dann werden Schlote
Rauchen wieder. Bill'ge Brote
Füllen dann den leeren Magen, —
Aufgehört hat dann das Klagen.
Neues Leben, neue Zeiten
Mit dir durch die Heimat schreiten.
Rübezahl, o hör mein Flehen,
Komm und laß dich bei uns sehen!
Starke Faust ist uns von nöten.
Komm, sie alle sich sonst töten. —
Willst du nicht, du Starker, Weiser,
Dann schick schnell uns einen — Kaiser!

Wilhelm Wirbikfy.



An Gustav Freytag.

Von Paul Ruzer.

Ein Stockwerk, aufgetürmt zum andern,
Erscheint mir dein gewalt'ger Bau;
Wie gern doch mag ich mit dir wandern,
Wenn die Vergangenheit ich schau!

Dem nicht vergeblich hallt dein Mahnen,
Und nicht umsonst malst du dein Bild;
Wir fühlen, wie die tapfern Ahnen,
Von Freiheitsdrang uns heiß erfüllt.

So wie im Tropfensprüh'n hernieder
Das Farbenspiel steigt der Kaskad', —
So strömt dein Werk, und immer wieder
Drängt's mich zu deinem hellen Pfad.

So wie die Sonne aus der Wolke
Goldglänzend strahlt auf Wald und Flur,
So gabst du, treu dem deutschen Volke,
Tiefsehürend bestes Wissen nur.

Du hast mit Seheraug' durchdrungen
Das Dunkel der verrauschten Zeit,
Hast machtvoll deutschem Geist gesungen
Das Hohelied von Kampf und Streit.

Der Ahnen Kraftgestalten steigen
Vor'm Aug' uns auf in hellem Schein;
Und deiner Bilder prächt'ger Reigen
Begeistert uns wie alter Wein.



Der große Oberschlesier Gustav Freytag in seinen Beziehungen zur Heimat

:: :: :: :: :: :: Von Paul Ruzer. :: :: :: :: :: ::

Vielen hat dieser Mann ihr Leben berührt, und sie halten Haus mit Gedanken und Anschauungen, die er ihnen in die Seele gelegt, fahren täglich dahin auf den Gleisen, die er ihnen gezogen, und streiten und leiden um das Ziel, das er ihnen gesteckt; und wenn sie in Stunden heiterer Ruhe empfinden, daß von seiner Sicherheit etwas auf sie übergegangen ist, und wenn sie in Stunden der Versuchung eine Festigkeit erkennen, die der Verkehr mit ihm in sie gelegt, dann mögen sie sich fröhlich bewußt sein, daß sein Bild und Wesen in ihnen fortlebt und aus ihnen übergeht in ihre Nachfahren.

(Gustav Freytag in Karl Mathy.)

Auch in der Literatur und Geschichtsschreibung kann man vergleichende Höhenprofile unterscheiden und zeichnen. Auch da gibt es liebliche Alpenlandschaften mit besonnten Firnen, deren glitzernde Häupter der Strahl hellster, heißester Kritik niemals schmilzt, sondern die in ureigenem, ewigen Lichte glänzend sich zeigen und funkeln, wenn schon lange in den Zwischentälern des Epigonen- und Pygmäentums die Sonne eines kurzen Literaturtages erloschen und falterhaft versunken ist. Ein solcher Mann, der die Schultern seiner Zeitgenossen überragt, der, man könnte sagen, teilweise seiner Mitwelt, dem deutschen Volke, den Stempel seiner kraftvollen Wesensart aufgeprägt hat, ist unstreitig **Gustav Freytag**. Es wird immer für einen Gebildeten nicht eines gewissen Anreizes entbehren, eine dichterische Persönlichkeit zu werten, der Psyche in ihre geheimnisvolle Werkstatt der Gedanken zu folgen und nachzuspüren, wie sie sich von dem Grunde der übrigen abhebt. Es ist auch für jeden Forscher interessant, aus dem Ineinandergreifen der angeborenen Triebe, Talente und Neigungen, der Existenz- und Daseinsbedingungen die *Genesis und Bedeutung epochemachender Werke* zu entwickeln, wie der Naturforscher den Werdegang der unscheinbaren Knospe zur hoffnungsvollen Blüte und begehrliehen Frucht mit inniger, seelischer Anteilnahme zu verfolgen, wie der Bergmann in den dunklen Schacht hinabzusteigen, um das goldhaltige Gestein zu Tage zu fördern, wo es, an die Oberfläche gebracht und von allen Seiten betrachtet, um so heller glitzert, als herrliche Augenweide aller. Ohne Kampf kein Preis. Auch eine Dichterlaufbahn ist beschwerlich, wenn anders sie aus der weitschichtigen Mittelsphäre zum befeligenden Aufstieg nach oben führen soll. Wenn aber je auf einen

Dichter das Napoleonische Wahrwort Anwendung findet: „Das Genie ist der Fleiß“, so ist es sicher und verdienter Weise unser lieber Landsmann mit seinem gesunden Realismus und idealen, edlen Dichtergemüt, der gleich einer Geißblattranke sich mählich und mühsam am steilen Stamme wand, bis sie luft- und lichtatmend und sehnsuchts-trunken die Höhe erklimm und dort ihre Blüte beseligt der Sonne erschloß.

Es drängt sich uns ganz von selbst die Frage auf, was speziell Schlesien und Oberschlesien als erste Staffel im Werdegang des Dichters bedeutet und welche Beziehungen er zur Heimat gehabt hat. Wie Freytag selbst es anläßlich eines Besuches in Breslau ausgesprochen, hat am wohlsten er sich unter seinen Landsleuten gefühlt. Des Dichters ureigenstes Wesen wurzelt ja in der Heimat, sie bildet die Folie, den Grundton seines Schaffens, den Hintergrund seiner Gestalten und Bilder. Seine Werke atmen bodenständigen Erdschollengeruch. Zur Heimat ziehen geheimnisvoll die Zaubersäden, klingen wie fern verhallende Kirchenglocken, die wie ein unaussprechlich Heimweh durch die Seele zittern. Zur Heimat zieht es ihn hin mit ihren tannenduftenden Höhen, dem taufrischen Grün, den saftstrozenden Niederungen und hochgegiebelten Häusern. Nicht als wilder ungefesselter Sturzbach flutet indes seine Heimatstunft dahin. Unmutvoll und majestätisch erhaben gleitet sie vielmehr durch sanfte Wiesengründe als geruhigter Landstrom mit Ebenmaß, behaglich, in glitzernder, breiter Fülle. Die Heimatkunst darf man nicht so verstehen, als ob jedes Dörflein seinen eigenen Poeten haben und züchten müsse. Aber dort, wo in den Werken die kulturelle und landschaftliche Eigenart des Gaues sich widerspiegelt, dort wird man diese Kunst als echt und ursprünglich empfinden. Sie klingt uns entgegen in Haller und Hebel, Reuter und Storm, Plazengruber und Rosegger, Holtei und Hauptmann, Keller und Philo, Seeliger und Barsch, Eichendorff und Stehr. Den Einfluß, den Freytag als Poet, als Forscher und Politiker auf unser ganzes nationales Leben ausübte, ist so bedeutsam, daß es fast gewagt erscheint, ihn für einen Einzelgan eigen machen zu wollen. Und doch ist dem so. Wo immer auch die sich von seiner Meisterhand geschaffenen Bilder abrollen, im Thüringer Wald oder friesischen Küstenland oder in den hochgetürmten Städten Frankens, immer trägt ihn die Erinnerung zurück zur heimatlichen Erde, ist seine Person durchtränkt von heimischem Naturell und der Gemütsiefe des

Schlesiens. Nirgends wird er beredter als da, wo er Berge und Menschen, Ebene und Landschaft seiner Heimat schildert. Wenn auch Freytag ein Kind seines Geburtslandes ist und in der Stammesart die Wurzeln seines Wesens liegen, so darf man doch in dem Entwicklungsgange des Dichters den Wert der Heimat nicht überschätzen. Es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß bei hervorragenden Geistern das Land ihrer Wiege eben nicht alles bedeutet und ausschlaggebend ist. Gerade die gesteigerte Triebkraft, die sich bei solchen impulsiven Naturen regt und offenbart, drängt mit Allgewalt dahin, daß sie die beengenden Fesseln der umgebenden Verhältnisse sprengen und, der Heimat schnell entwachsend, einen weiteren Wirkungskreis suchen und finden. Und auch Freytag drängte es immer weiter nach Westen, nach den schönen Berglanden Thüringens, wo seine Vorfahren gewohnt, ehe sie nach dem gewinnbringenden Osten gekommen. Immer weitere Kreise zog sein Leben, ehe er zum ernststen Einsiedler von Siebleben wurde. Unverkennbar aber hat die Heimat auf seinen Werdegang einen großen Einfluß ausgeübt. Denn, was man ist, das blieb man anderen schuldig, sagt Goethe. Wohl gibt es starke Persönlichkeiten, welche die Spuren des Wesens des heimischen Volkes oft nur wenig ausgeprägt zeigen, so daß es bei ihrer Wertung schier gleichgültig ist, wo ihre Wiege stand, doch haben wir wiederum auch andere — und zu ihnen gehörte unverkennbar Freytag —, deren Wurzeln ihrer originellen Kraft und Art im Volkstum ruhen, wenn sie auch erst fern von ihrer Heimat auf fremder Scholle ihr Bestes leisteten.

Die mißachtete Südoßtecke des deutschen Reiches hat verhältnismäßig nur wenig Dichter und Denker hervorgebracht. Der harte Kampf mit der Scholle, verbunden mit einem rauen Klima, erzeugte im allgemeinen mehr nüchterne Verstandesmenschen mit praktischem Sinn. Zu den deutschen Kolonistenfamilien auf slawischem Boden des Ostens gehörten auch die Freytags, ein althüringisches Geschlecht, das in seinem Namen die Erinnerung an die germanische Ehgöttin Freya festgehalten hat. Dem Verfasser der „Ahnen“ war es stets eine Lieblingsbeschäftigung, den Blick in die eigene Vergangenheit seiner Familie schweifen zu lassen und die väterliche Stammeslinie zu ergründen. In Schönowald, im Herzogtum Brieg, in dessen Namen die Erinnerung an den einstigen Grenzwald zwischen Schlesien und Polen nachklingt, lebte der älteste Vorfahr gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Freibauer.

Und es mochte gewiß ein vergnügtes Lächeln die Lippen des Germanisten umspielen, wenn er hörte, daß dessen Sohn eine Wüterich, Wodanrich, zum Weibe nahm, so daß also die alten Götternamen Wodan und Freya im christlichen Ehebunde zusammenklangen*). Das Dorf besaß ehemals 2 Scholtiseien, deren eine ein Enkel des erstgenannten Freytag erheiratete. Die Höfe waren sog. Minorate, d. h. sie gingen auf den jüngsten Sohn über, weshalb der Urgroßvater des Dichters seinen ältesten Sohn das Gymnasium und die Universität Halle zwecks Studiums der Medizin besuchen ließ, wonach er sich 1797 in K r e u z b u r g niederließ.

Nicht in reizvoller Gebirgslandschaft liegt Freytags Heimat, die ihn etwa, wie einen Eichendorff, in begeisterter Naturverehrung mit goldiger Notwendigkeit die herrlichsten Waldlieder entlockt hätte; nicht in einem hochragenden Schlosse im Kranze lauschiger Lauben, schattiger Gärten und Marmorbilder stand seine Wiege. Die Jugend des aufwachsenden Knaben war jedes romantischen Schimmers bar. Nicht auf schwankem Birnbaum sehen wir ihn schaukeln mit dem Ausblick aufs üppige, durchsonnte Oderland mit seinem blauen Strome und weltverstiegen, märchenbrunmentief und wirklichkeitsfremd lesen und sinnen oder träumen von losem Ringelreihenflüstertanz der Elfen, in geheimer Zwiesprach mit den Naturgewalten. Daher erzählt er auch nicht vom geschwägigen Mühlrad, das traulich im stillen Talgrund plätschert, und klagt nicht in schwermutsschwangerem Schwelgen ums treulose Lieb und zerbrochene Ringlein und singt nicht vom Klingen verschwiegener Brunnen in mondbeglänzter Zaubernacht, und nicht begeistert ihn der lustig-süße, silberhelle Klang des Waldhorns, der sehnsüchtig das stille Waldtal durchzittert, und nicht haben es ihm die einsamen Rehe mit ihren treuherzigen Kindesaugen im heimlichen Dunkel der Waldhöhe angetan. Versagte ihm schon seine G e b u r t s s t ä t t e den bestrickenden Hauch und Zauberglanz der Romantik, so war ja auch seine ganze V o r b i l d u n g nüchtern und praktisch zugeschnitten, und von diesem Geiste sind auch seine Werke durchweht. Und doch konnte er auch in seiner H e i m a t eine nicht zu unterschätzende Fülle geistiger Anregungen schöpfen. Ein bescheidenes Landstädtchen auf altem Kolonistenboden im obererschlesischen Flach- und Oderlande ist es, wo er das Licht der

*) Der im Jahre 1723 verstorbene J o h a n n F r e y t a g übersetzte allerdings seinen Namen ins Polnische und nannte sich J a n P i o n t e t; aber sein Sohn schon wieder kehrte zum alten deutschen Namen zurück.

Welt erblickte, umweht von dunklen Föhren, umstanden von einsamen Weiden und wilden Obstbäumen auf räsiger Feldfläche; und auch sein Geburtshaus ist klein und unscheinbar in enger Straße. Es war in Kreuzburg am 24. Juli 1816, da trugen Paten über die holperige Straße ein junges Menschenkind dem nahen evangelischen Gotteshause zu. Lustiger als sonst flirrte da die liebe Sonne mit goldigen Lichtschimmern durchs Dämmer der Kirche; fröhlicher als sonst zwitscherten die Vögel draußen, als hielten sie geheime Zwiesprach. Und die braven Bürger guckten neugierig durchs Fenster, als der Zug vorüberging. War es doch ein Ereignis für das kleinbürgerliche Leben, die Taufe des Herrn Doktor Ferdinand Freytag Erstgeborenen, des vielbesuchten Arztes, den man zum Bürgermeister erkoren, zu sehen. Bis zum wilden Revolutionsjahre noch führte der Mann der alten Zeit die Zügel der Regierung. Dann aber brach mit Allgewalt eine neue Epoche herein und dehnte sich in den dunklen Ecken. Da ward der Alte, der das frisch aufkeimende Leben nicht verstehen konnte, der Amtsbürde müde und zog sich nach Groß-Strehlitz zurück, wo sein jüngerer Sohn Reinhold als Gerichtsassessor in glücklicher Ehe lebte. Das Haus befand sich an der Krakauerstraße und ging später in den Besitz des Buchdruckereibesizers Hübner über *). Aber zu dem alten Schulzenhofe in Schönwald, so berichtet uns Freytag in seinen „Erinnerungen“ selbst, bestand auch noch zu Lebzeiten seines Vaters ein gutes Einvernehmen. Der Vater, welcher von den Geschlechtsgenossen als Ältester der Familie betrachtet wurde, besuchte zuweilen den Hof, und der Dichter erinnerte sich noch deutlich, wie er in dem alten Balkenhanse am Holztische saß, ihm gegenüber die breitschulterige Gestalt des Hofbesizers mit der Fülle schneeweißer Haare.

Seine Jugendbildung genöß Freytag durch Privatunterricht seines Onkels, des Pastors in Kreuzburg. Von Einfluß auf seine Anschauungen und Empfindungen war auch der Besuch der Bühne einer Wandergesellschaft, die in dem Städtchen ihr Wesen trieb. Noch in späteren Jahren erinnerte sich Freytag deutlich des beängstigenden Gefühls, das ihn beschlich, als in einem

*) Eine im Atelier des Professors Boese in Berlin angefertigte Bronzetafel schmückt es seit dem 13. Aug. 1911. Sie trägt die Inschrift: „G. Fr., 1847—1858.“ Hier starb sein Vater 1848, seine Mutter 1855, gerade als „Soll und Haben“ erschien; sein Bruder, der als Staatsanwalt nach Gleiwitz versetzt worden war, beendete 1858 im blühenden Mannesalter sein Leben.

Stücke ein verruchter Bösewicht ein hilfloses Mädchen verfolgte. Und dieser Abscheu vor dem Häßlichen ist sein ganzes Leben wirksam geblieben und verhärtete ihn später gegen alle Poesie der französischen Romantiker. Das Gymnasium besuchte er in Olz, wo sein Onkel Direktor des dortigen Stadtgerichtes war. Dort lebte er in fast klösterlicher Einsamkeit und vertiefte sich in die Bücher, die damals viel gelesenen historischen Romane und dann in Werke der Klassiker. Kreuzburg als deutsche Kulturmark und Grenzstadt gegen Polen hin mußte als solche das nationale Empfinden des Knaben frühzeitig wecken und um so schärfer ausbilden. Was für den jungen Goethe der 7jährige Krieg, das war für ihn der napoleonische mit seinen Nachwirkungen, dem beglückten Aufjauchzen nach tiefem Fall, das in ihm das nationale Empfinden erschloß und steigerte; waren es doch die Jahre des Friedens nach der Zähmung des wilden Rorsen, in denen sich neue Hoffnungen ans Licht wagten, wo einen die deutsche Welt wieder freundlich anlachte. Erfuhr doch der Knabe viele Ereignisse aus der frischesten Quelle, nämlich dem Munde seines Vaters. Auch eine Menge Denkmäler des Ortes waren geeignet in ihm den historischen Sinn zu wecken. Da lief noch die brüchige Mauer um den ausgetrockneten Wallgraben, in welchem die Gänse des Stadtkämmerers weideten. Und am Ende erhob sich die Anhöhe, auf welcher einst die Burg gestanden, die dem Städtchen den Namen gab, das unter dem Schutze der Kreuzherrschaft mit dem roten Sterne entstanden war. Und noch erhob sich ein alter, baufälliger vierschrötiger Gefell, der Ziegturm, als Zeuge und Wahrzeichen vergangener Zeiten. Wo aber einst die Ordensbrüder ihr Hospital hatten, stand das Landarmenhaus. All diese Denkmäler erinnerten ihn an eine der glanzvollsten Epochen der Geschichte Schlesiens, die Erweiterung des deutschen Bodens durch die Kolonisation im Mittelalter. Die Genrebilder, die der spätere Historiker und Poet von seinem Kindheitsleben in Kreuzburg entwirft, sind sehr anziehender Art, und verleihen ihnen die vielfach eingestreuten kulturgeschichtlichen Pointen einen ganz besonderen Reiz. Die beiden Tore der Stadt, das polnische und deutsche, wurden jede Nacht verschlossen und durch Wächter behütet, öffneten sich aber gern dem verspäteten Wanderer. Zweimal in der Woche ward Markt abgehalten. Da füllte sich der Platz mit geschäftigen Menschen, strup-

pigen Pferden, Bauersleuten in eigener Tracht der Umgegend, trunkenen Fuhrleuten und jüdischen Händlern. Zwischen den Wagen aber wanderten die uniformierten Ratsdiener, ihre Amtsstöcke schwingend, die Männer der Ordnung. Am Sonntag aber trug die Stadt ihr Festkleid, und die gepflasterten Straßen wiesen peinlichste Sauberkeit auf. Hinter der Stadtmauer aber hatten die Tuchmacher ihre Gewebe aufgespannt und übten dort ihr Handwerk aus, und die vielfarbigen Tuchflächen bildeten einen lebhaften Kontrast zum grünen Grunde und alten Gemäuer. Eine interessante Gestalt bildete auch der berittene Gensdarm des Kreises, eine stolze, kriegerische Gestalt, die in der Stadt ihren Sitz hatte. Den Wachdienst indes an den Toren versahen die 24 Jüngsten. Heliotropisch floß des Knaben Kindheit dahin. Vom Mütterchen hatte er, wie Goethe, die Frohnatur, vom Vater des Lebens ernstes Führen. So reifte er allmählich heran, und sein Schifflein gleitete glücklich durch all die türkischen, vielgestaltigen griechischen und lateinischen Verbalformen, mit welchen man ihn in seiner Jugend speiste.

Freitag studierte in Breslau deutsche Philologie. Das ging aus seinem Bedürfnis nach lebendigem Stoffe hervor. Außerdem sind hier Sprachkunde und Lehre der sittlichen Zustände viel enger verbunden als bei der klassischen Philologie. Bei Freitag trat hierzu noch die warme Liebe zu seinem Volke, die schon frühzeitig ein durchgehender Zug seines Lebens ward. Schon seine wissenschaftlichen Jugendarbeiten, seine Doktorschrift über die Anfänge des deutschen Dramas, welche er in den kirchlichen Spielen sieht, und seine Habilitationssarbeit über die Gandersheimer Nonne Hrosvitha, die der Hetärenwirtschaft der Lustspiele des Terentius durch Vorführung von Beispielen weiblicher Enthalttsamkeit und Mißachtung irdischer Liebe entgegentrat, sind die Eingangspräludien zum später folgenden Hauptspiel, gewissermaßen die Richtlinien seiner Lebensarbeit, die in lebendigem Erfassen der Gegenwart und liebevollem Versenken in die Vergangenheit gipfelt. Wir gewinnen bald den Eindruck, daß ihm der Stil des römischen Geschichtsschreibers Tacitus als Vorbild gedient hat, der uns wie er die Kenntniss des deutschen Wesens am besten vermittelt. Und wie man aus der Art des Farbenauftrages und der Pinselführung auf das zukünftige Bild schließen kann, wie sich die spätere Handschrift in den ursprünglichen Ansätzen deutlich kundgibt, so verraten uns auch seine ersten wissenschaftlichen

Arbeiten und Dichtungen ein aufkeimendes Talent, eine werdende Persönlichkeit. Man merkt, es sind fleißige Fingervorübungen zu einem späteren melodienreichen Spiel voll Gefühlsklang und -inhalt. Dem Vogel wachsen zusehends die Schwingen, geistige Jahresringe setzen sich an. Frühzeitig drückte der Dichtergenius den bräutlichen Kuß auf seine Stirn und setzte ihm den Ruhmestranz des Gelingens auf sein Haupt; da leuchtete fröhliches Frührot. Aber noch stand Herkules am Scheidewege. Zwei Seelen wohnten in Freytags Brust und stritten um die Vorherrschaft: die Liebe zur Wissenschaft und die Neigung zum Dichten, zwei sich zwar nicht gegenseitig ausschließende, doch wohl zu unterscheidende Wesen. Es gab einen seelischen Kampf, in welchem zunächst die Wagschale nieder sank, welche den gesicherten Broterwerb des Gelehrten enthielt. Freilich, wer 1839 den jungen Privatdozenten im einfachen Kommißrock, der das Entsetzen der steifkleinernen Universitätsgrößen Breslaus hervorrief, am Katheder sah, der vermochte und konnte ihm wohl kaum ein glänzendes Horoskop für eine ruhmvolle Dichterlaufbahn stellen. Jedoch war er wegen seiner schwingvollen Darstellung bei den Hörern sehr bald beliebt. Zu der Wissenschaft gesellte sich bei ihm jedoch bald die Geistesmacht, die ihm Herzensbedürfnis war, die Dichtung, und beide traten in innige Wechselbeziehung und spielten in seinem Leben die hervorragendste Rolle. Zu diesen scheinbar entgegengesetzten Richtungen der geistigen Betätigung gesellte sich im stürmischen Jahre 1848 bei ihm noch eine andere: die Politik. In der Zeit, als es den Kampf um die Neugestaltung des Vaterlandes galt, da vertauschte er die Theaterbretter mit der Weltbühne. In der Lebensfrage der deutschen Nation stand er auf Seite des Liberalismus, der Union und preussischen Partei. Ihm, dem Realpolitiker, schwebte die Führung Deutschlands durch Preußen vor Augen, wenn sie auch nicht gerade in seiner etwas schwarzseherischen Reflexion mit der Kaiserwürde verbunden zu sein brauchte. Das war eine Zeit, die das Metall seiner Seele härtete, die ihn zum getreuen Eckhardt des deutschen Volkes machte, der nur erfüllt ist von dem Wunsche, sein Volk groß, stark und tüchtig zu sehen, der ein Hort bildet in den Wirrnissen der Tagesmeinung, dem, wie der unverrückbare Polarstern, als stetes Ziel in sicherster Ruhe vorschwebt: die sittliche Idee. Er baute auf die latente Kraft seines Volkes; er war viel zu tiefgeistig und -gründig, um eines großen Volkes Geschichte nach dem vorübergehenden Mo-

ment nur seiner Stagnation mit leichtfüßigem, schnellem Wort zu verurteilen. So sehen wir ihn als Gegner der kopflosen Umsturzpartei und des halsstarrigen Junkertums überall im gesunden Patriotismus eintretend für das Maßvolle, Geordnete und für die staatliche Fortentwicklung. Wie schmerzlich es ihn berührte, daß sein großes, deutsches Vaterland der staatlichen Einheit entbehrte, das klingt schon früh aus seinen Liedern. In „Unser Land“ besingen 3 Matrosen ihre Heimat. Der Engländer und Franzose tun es mit lautem Schall und leuchtenden Augen. Der Deutsche aber klagt mit heimlichem Weh:

„Suche dich, suche dich, deutsches Land,
Und kann dich nicht erspähen!
Der Wind, er wehet aus weiter Fern',
Es leuchtet am Himmel manch heller Stern,
Doch keiner darf dich sehen.
Wo rollet das Gold mit deinem Bild,
Dein Wimpel, wo fliegt er im Meer?
Du hast ja kein Gold, kein Wappenschild,
Kein Schiff und kein Segel mehr.
Suche dich, suche dich, deutsches Land,
Ich suche dich mit Schmerzen.
Deine Rosen und Reben, sie blühen nicht,
Deine Adler und Banner, sie fliegen nicht!
Wo schlagen deine Herzen? —

Freitag wußte, daß unser Volk noch ein jugendliches Gähren erfüllte, im Werden begriffen war, daß die Zeit seligen Freiheitstaumels, -träumens und -dranges anbrach. Aber er kannte auch seines Volkes Schwäche und vor allem den schier undurchdringlichen, eisernen Panzer der Bürokratie, welchen er mächtig geißelt; es war ein Volk des Wollens, aber nicht des Vollbringens.

. . . . „Denn Großes will die Zeit.
Doch klein hat sie ein großes Volk gefunden,
Den Wunsch lebendig, aber schwach die Tat;
Schnell wird ein Lorbeer um das Haupt gewunden
Und schnell zerrissen, Regiment und Rat
Erziehen alles, steh'n an jeder Pforte,

Es rauschen kräftig nur papierne Worte.
 Und dennoch birgt von allen Völkerzweigen
 Der deutsche Lindenast den reinsten Saft.
 So warm das Fühlen, rührend selbst das Schweigen,
 Unendlich groß, nur ungeübt die Kraft.“ —

Das Leben ist kein wunschloses Paradiesgärtlein, wo man auf schwellendem Grün und duftvollem, üppigem Blument Teppich seine Tage in Tatenlosigkeit verträumt; es ist vielmehr ein ständiges Ringen in harter Fron, ein nimmermüdes Wälzen eines großen Steines, ein Emporschnellen und Sinken, ein Kampf- und Tummelplatz für reisende Geister, wo der Wind der rauhen Wirklichkeit oft frierend macht, voller Taufrost und Dornen. Und auch Freytag konnte nicht immer unter den blühenden Hortensien seiner Mutter ruhen oder dem alten Vater seine Silberhaare streicheln; auch er mußte hinaus ins Leben, wirken und weben. Das Feld seiner Tätigkeit bildete naturgemäß zunächst die Provinzmetropole Breslau. Hier fand er gleichstrebende Freunde, die ihn schätzten und würdigten. In dem brandenden, brausenden, wogenden Trubel der sich drängenden Feste bildete er den geistigen Mittelpunkt und war als Kristallisationszentrum und maitre de plaisir der gefeierte Mann und Held des Tages. Hier verlebte er die Zeit der schäumenden Jugend mit ihren erwärmenden Strahlen und leuchtendem Zaubergranz, wo in frohen Stunden im akademischen Klub der glänzende Pokal voller rollender, goldiger Gluten wogte, wo im lustigen Kreise der Becher und Becher ein Lied von Liebe und Wein den Trunk würzte und die empfänglichen, begeisterungsreichen Herzen höher schlagen ließ. Und mit Recht konnte da Freytag „an die Studenten“ mit ihrer alten Burschenherrlichkeit die Worte richten:

„Ihr habt zum Liederpräses mich erkoren,
 Habt mir das Samtbarett ins Haar gedrückt,
 Die Straußenfeder schwanzt auf meinen Ohren,
 Und eure Schläger halt' ich hoch gezückt.“

Hier entfaltete er ein reiches Wirken als Redakteur des *Musen Almanachs*, als beehrter Mitarbeiter von Zeitschriften, vornehmlich aber als Mitglied des Künstlervereins, dessen glanzvollster Stern sein Lehrer der Handschriftenkunde, Hoffmann von Fallersleben, bildete, der geistreiche, feinsinnige Spruchsprecher. Auch Freytag

mußte hier seine lyrische Begabung in den Dienst der Sache stellen und bei Festgedichten herhalten. Unter den Mitgliedern zog ihn außer dem literaturbewanderten, in der Ästhetik hervorragenden Vorsteher, Professor Kahlert, vor allem der lustige Kauz A. Geyder, Dozent der juristischen Fakultät, an. Außerdem sammelte sich auch sonst noch ein Kreis gebildeter, regsamer Geister, die sich vorzugsweise um die Professoren Braniß und Sukow gruppierten. Kein Wunder, daß die hier entstehende Gedichtsammlung gerade den Titel: „In Breslau“ trägt. Gewidmet ist sie dem reichen Kaufmann Theodor Molinari, mit dem ihn — trotz der schroffen Gegensätzlichkeit der Interessensphäre — ein inniges Band der Zuneigung eng verknüpfte. Darum sagte er in seiner Dedikation:

„Du gabst mir Lieb' und männliches Vertrauen,
In Reimen zahl' ich dir; sie stiegen auf,
Wie aus dem Strome schwebt die lichte Wolke,
Dorthier, wo unser Herz ist, aus dem Volke.“

Der verkörperte Idealismus und Realismus! Hier verschlungen zum harmonischen Einklang! — Eine Art Berühmtheit hat unter seinen Gedichten, deren erster Teil feinsinnige Bilder aus dem Volke zeigt, der „polnische Bettler“ erlangt.

„In Breslau vor dem Dome stand einst ein Bettelmann,
In grauem, leinenen Kittel, mit vielen Lappen d'ran,
Die Rechte hielt ein Säckchen, die Linke den Knotenstock,
Das weiße Haar hing zottig ihm über Stirn und Rock.“

Da er nur polnisch spricht, versteht ihn niemand, und da er nur polnisch betet, hören ihn auch hier nicht die Heiligen. Selbst die braune Mutter der Polen, an die er sich hilfesehend wendet, ist für ihn tot; denn sie ist nicht in der Kirche zu finden, und schließlich könnte sie ihm doch kein Brot erbetteln. Das Schicksal dieses Armen ist von ergreifender Tragik.

„Der Abend kam, da küßte der letzten Tränen Tau
Aus seinen geschlossenen Augen die Mutter von Czestochau.“

In diesem episch-lyrischen Stück finden sich offensichtlich Anklänge des Dichters an seine Heimat, in deren Nähe jener berühmte polnische Wallfahrtsort lag. Man hat vielfach — aber nur zu unrecht und unnütz, um die echt nationale Gesinnung Freytags zu verun-

glimpfen — das Gedicht fälschlich dahingedeutet, als ob er, die Teilung Polens bedauernd, für das zertretene Polenvolk, dem selbst seine mitleidlosen Götter gestorben sind, Sympathien erwecken wolle, während er doch nur das unter drückender Brutalität der Russen schmachtende und in bitterer Armut seufzende, in tiefem Elend befindliche Volk zeigen will. — Aber auch schon hier hat er germanisches Leben in meisterhafter Weise gemalt. Doch die deutsche Muse vor 2000 Jahren war ein trüzig Weib in grauem Wolkenmantel und blühendem Schlachtgewand. Da sang der wilde „Sänger des Waldes“ in weißem Gewande, bedeckt mit grünendem Lindenzweig, vom Festmahl der Götter auf Walhallas Höhe, vom gelben Mettrunk und holden Walküren. Da glänzten beim Liede die blauen Augen der Horchenden! Aber er sang auch vom giftigen Neid und Lindwurm, dem fremden, römischen, der durch deutsche Lande wühlte, die Saat zertretend und tiefe Furchen ziehend. Der da trägt einen goldenen Adler, geschmücktes Purpurgewand und glutrot glänzenden Panzerharnisch.

„Horch, hört ihr den welschen Drachen, ihr Männer der Föhrenwacht?
Von fern erscholl die Tuba des Varus durch die Nacht.“

Wie flogen da die Becher und Felle ins grüne Laubgemäuer! Wie klang da Art und Schwert! Wie dröhnte da der stille Wald vom Mannesschrei und Hornruf!

„Die Söhne des wilden Gottes begannen die Schlachtenlieder
Und schlugen mit ihrem Eisen den Takt in Römerglieder,
Und sangen dieselbe Weise drei Tage und Nächte lang,
Da hatte die deutsche Lyrik gar seltsam starken Klang.“

Ebenbürtig dieser Serie, vom schalkhaften Humor gewürzt, ist auch der zweite Teil, „ein Trinkgelage.“ Unter den lustigen, launigen Liedern erfreut uns besonders die muntere Weise vom „kleinen Teufelein“, der da, unerfahren, im Keller an den Wein gerät und dann trunken ins Faß fällt. — Der dritte Teil seiner Gedichte betitelt sich „Feste in Breslau“, zu deren Anlaß er sie schrieb. So widmete er zur Eröffnung des Stadttheaters einen wirkungsvollen „Prolog“ (13. Nov. 1842), in der er nach Schillerscher Art die vergängliche Kunst des Nimen preist. Zu einem Maskenfest dichtete er einen „schlesischen Polterabend“, in dessen Zuge Schmetterling, Morgen- und Abendrot, Flur, Blumen

und Waldgeister figurieren; zuletzt kommt ein effektvoller Epilog. Bei einer ähnlichen Gelegenheit (Börse 1844) bot er „Szenen aus dem Leben des guten Königs René.“ Zum Geburtstage der Dichterin Agnes Franz (März 1842), mit der ihn innige Freundschaft verband, feiert er sie in einem längeren Gedichte als bewährte Hausfrau und Freundin der Musen. Anlässlich einer Soiree in Breslau zum Besten der darbenenden schlesischen Weber (16. März 1844) lieferte Gustav Freytag den „lebenden Bildern“ eine poetische Umrahmung zur Erklärung, und seine gebeugte, hilfeschlehnende Kunst heischte hier um milde Gabe. Von echtem Humor durchweht ist besonders die im Künstlerverein (1843) vorgetragene „Schlesische Kunst“. Der Friederikus Rex steht da als großes Modell in Klagemanns Schuppen ausgepackt. Da klopfts in der Nacht. Ganz von Metall und Stein kommen Tauenzien und Blücher zum Rapport. Der große König erkundigt sich nun nach dem Ergehen seiner lieben Stadt Breslau und nach dem Stande von Kunst, Malerei, Architektur, Skulptur und Poeterei. Die darauf lautenden Antworten sind geradezu ergötzlich. Das Gedicht endet mit einem Hoch auf die Kunst und Künstler in Schlesien.*) — Hier in Breslau dichtete er auch seine Erstlingswerke, 1841 die Brautfahrt oder Runz von der Rosen, 1846 die Valentine und 1847 Graf Waldemar, Werke die bereits von einer neueren, freieren Weltanschauung erfüllt sind, aber das dramatische Talent des Dichters so recht offenbaren. Doch immer mehr sah er sich mit dem geselligen Leben der Stadt verkettet, er zersplittert sein Talent in allerlei Gelegenheitsreimen, bis ihn endlich die wachsende Erkenntnis seines eigentlichen Dichterberufes dem zerstreuenen Treiben entreißt.

Aus Schlesien hatte Freytag ja auch seine Gattin heimgeführt, nachdem deren Ehe mit einem Grafen Dyrn, von dem sie vielfach eine raue Behandlung erfahren, 1847 gelöst worden war; aber der neue Bund ward bald grausam zerstört, da die unglückliche Frau in geistige Unmachtung verfiel. Den alten Zusammenhang mit seinem Heimatlande Schlesien hat Freytag jedoch durch wiederholte Besuche, besonders in dem ihm befreundeten Molinarischen Hause zu pflegen und wahren gewußt. Und mit dem Nestor der schlesischen Geschichtsforschung,

*) Das hier erwähnte Gedicht steht bereits im Almanach 1917 II, Seite 111.

Geheimrat Grünhagen, verknüpften ihn ja freundschaftliche Bande. Zum 70. Geburtstag sandte ihm der schlesische Geschichtsverein ein Ehrendiplom. In seinem Dankbriefe bezeichnet der Dichter diese Ehrung als eine große Überraschung. So war und blieb er ein würdiges Mitglied schlesischer Forschung, bis er am 30. April 1895 in Wiesbaden seine Augen zum letzten Schlummer schloß. —

Mit gesundem Sinn und nüchterner Beobachtungsgabe hat Freytag schon in Kreuzburg und Öls, noch mehr aber in Breslau manches beobachtet, was wir in seinen späteren Werken, so in „Soll und Haben“ in veränderter Gestalt wiederfinden, er sah und schildert das deutsche Volk bei seiner Arbeit, wie es vorher Bizius und Auerbach getan. Er lernte hier ein aufstrebendes Bürgertum kennen, nicht ohne Verständnis für die Fragen der Zeit und umgeben vom Glanze einer liberalen Doktrin. Wenn Eichendorff der Vertreter des Adels war, so Gustav Freytag der des Bürgertums. Hier in Breslau sah er die romantischen Stätten, in denen die Bösewichter des Romans ihr Unwesen treiben, die Weißgerberohle mit ihrem trüben Wasser und das Haus an der Albrechtstraße 56 zum goldenen Männel mit altertümlicher Architektur. Auch die freundschaftlichen Beziehungen zur Kaufmannsfamilie Molinari fanden hier ihren wesentlichsten Niederschlag. Noch heute huschen die alten Motive wie Geister um die Korridore, Keller, Treppen, Höfe und Nischen des alten Kaufhauses und die festen Wandchränke mit Glasverschlagen. Ein lebenswahres Stück alt-schlesischen Handelslebens aus dem 18. Jahrh. mit den auch heute noch lehrreichen Kämpfen zwischen Polen und Deutschen wird uns da gegeben. Die Schilderung des Markttreibens gemahnt uns an die, welche Freytag in seiner Kindheit selbst gesehen. Und den Aufstand der Polen schildert er nach Eindrücken, die er auf einer Reise nach Krakau gewonnen. Wie Schattenbilder ziehen in dem Roman die Lebenskreise an uns vorüber, der lockere Adel, der aufstrebende Kaufmann und der gewinnstüchtige jüdische Händler.*)

Wenn wir Freytag als Historiker betrachten, der seine Kraft in den Dienst der schlesischen Geschichte stellt, so

*) Mit G. Freytags „Soll und Haben“ hat große Ähnlichkeit die Erzählung „Froment junior und Risler senior“ von Alphonse Daudet: ebenso ist Charles Dickens auf ihn von bedeutsamem Einfluß gewesen.

wissen wir ja alle, daß er sich durch seine Bilder und Ahnen ein unvergänglich Denkmal in den Herzen der Deutschen gesetzt hat. Und wie der mittelalterliche Mönch mit Behagen seine Initialen malte und an ihrem Ebenmaß sich freute, so merkt man auch an den Bildern das Vergnügen, mit denen der Verfasser sie herstellte. Ein Grundprinzip ist es vor allem, das uns in seinen Geschichtswerken entgegentritt: der völkerpsychologische Standpunkt, das Zeigen des Werdens und Wachsens der Volksseele, das Bestreben, die Geschichte des kleinen Mannes zu schreiben, besonders nach seiner gemütvollen Seite. Er gruppiert seine Bilder um einen zeitgenössischen Bericht und läßt die Menschen der betreffenden Periode selbst zu uns sprechen.

Gustav Freytag ist Dichter und Historiker zugleich. Das hat seine Licht-, aber auch seine Schattenseiten. Die Phantasie gestattet nämlich die Möglichkeit, das an sich dürre Gerippe der überlieferten geschichtlichen Tatsachen mit Fleisch und Blut zu umkleiden. Das ist eine bedenkliche Klippe; denn hierbei besteht die Gefahr, daß eben die Phantasie, die sonst so holde Leuchtfackel des Lebens auf Irrwege führt, daß sie Bilder malt, die der Wirklichkeit nicht entsprechen, Schilderungen entworfen werden, die dann der gewissenreichere, tiefgründigere Forscher auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen sucht. Nun, wir können wohl sagen, bei Freytag war diese Klippe auch gegeben, aber er hat sie nach Kräften umsegelt.

Insbesondere wird ihm die engere Heimat Dank wissen für den Anteil, die Unhänglichkeit und Sorgfalt, die er bei zahlreichen seiner Bilder bekundet, in denen er sich mit dem Schicksal unserer Provinz beschäftigt und durch die er sich einen dauernden Platz unter den schlesischen Historikern gesichert hat. So zieht Freytag z. B. den alten schlesischen Grenzwald, die Preseka, in den Kreis seiner Betrachtungen. Gegenüber der damaligen Ansicht, daß dieser eine Schöpfung der Polen und unter Herzog Heinrich I. zum Schutze gegen Miesko von Oppeln errichtet worden sei, hat er es in seinem historischen Scharfblick erkannt, daß wir es mit einem uralten Bannwald zu tun haben, der den zu einer Stammeseinheit verbundenen Menschen schon in ältester Zeit als Schutzwehr diente. Wenn er ihn indes als eine Schöpfung der Vandalen hält und seine Ansicht damit zu begründen sucht, daß der Name wohl aus dem Slawischen als Verhau zu erklären ist, aber anscheinend ein älterer zugerichteter Name sei, dem vielleicht das gothische *brisaivha* = Umfassungsmauer, zugrunde liege, so ist das eine unhaltbare Vermutung.

Freitag war ein eifriger Verfechter des Urgermanentums in Schlesien. Um seine Hypothese zu stützen, muß ihm sogar die sagenumwobene Gestalt des alten schlesischen Berg- und Wettergottes Rübezahl erhalten.*) Freitag hat überhaupt von den Wohnungen der Vandalen in Schlesien unter starker Zuhilfenahme der Phantasie ein allerdings anschauliches, aber doch nicht in allen Teilen zutreffendes Bild entworfen. Den germanischen Grenzhüter mit Wurfsspeer an den Prosnadämmen können wir mit Recht mit Mißtrauen betrachten. Freitag spricht sogar von einem letzten Lebenszeichen der Vandalen in Schlesien, nämlich von der Gesandtschaft nach Karthago im Jahre 430, durch welche die Landgenossen aus der Heimat die Auswanderer baten, auf ihr Unrecht an die heimischen Güter zu verzichten, damit die Seßhaften daheim um so besser rechtlichen Erwerb treiben könnten. Er stützt sich dabei auf die unklaren Angaben des byzantinischen Geschichtsschreibers Prokop (de bello Vandal. I, 22). Daß unter den väterlichen Sizen Schlesien gemeint sei, erscheint Freitag selbstverständlich, doch ist seine Vermutung wenig glaubhaft. Immerhin berührt es aber gegenüber der herrschenden Lehrmeinung, als säßen wir auf altslawischen Boden, angenehm, zu hören, Schlesien sei altgermanisches Land.

Anziehend sind besonders die Bilder, in denen Freitag zeigt, was Schlesiens Gewinn für das Deutschtum bedeutet und wie es in drangvoller Enge zwischen den Slavenländern seine Eigenart bewahrte und entwickelte. Die deutsche Besiedlung im Mittelalter, jene Glanzleistung der Landwirtschaft und jenes große Kulturwerk, hat er in besonders lebensvoller, gemütreicher, farbenprächtiger und tiefsinniger Form geboten. Liebevoll versenkte er sich da in das Volkstum seiner Heimat, aus dem die Wurzeln seines Dichtergeistes stets neue Nahrung saugen, und so entwarf er ein durchaus ansprechendes Bild von dem Eindringen und der Einrichtung der Deutschen im Slavenlande der oberen Oder, zeichnete er, wie das Land unter der Obhut der neuen Pfleger sich wandelte, wie der

*) Eigentlich Riebezahl zu schreiben, da der Name nicht vom Rüben zählen kommt, sondern Rauschwanz bedeutet. Die von G. Freitag über unsere berühmte heimische Sagengestalt entwickelte Ansicht ist allerdings vom Standpunkte moderner Kritik aus gar nicht haltbar. Der von ihm herangezogene Vergleich mit dem teuflischen Wesen, welcher mit dem deutschen Spielmann Bollart um das Jahr 1000 verkehrte, erscheint doch etwas hinkend!

junge, neue Volksstamm, ansässig im äußersten Reichswinkel, sein Wesen entfaltete. Hier stand Freytag ganz auf historischem Boden, fußte er auf den wissenschaftlichen Arbeiten anderer schlesischer Historiker und verwertete er vor allem die reichen Schätze heimatlicher Kulturgeschichte, so das interessante Heinrichauer Gründungsbuch. Mag man hier und da in Einzelheiten auch noch anderer Meinung sein, im großen und ganzen kann man doch die Schilderungen des damaligen Schlesiens als treues, anschauliches Gemälde jener Zeit erklären, wie es in dieser ansprechenden Form kaum noch anders geboten wird.

Lebenswahr sind die Schrecknisse gezeichnet aus der wilden Hussitenzeit nach dem Berichte des Martin von Bolkenhain mit wertvoller Beleuchtung von Einzelheiten, so dem standhaften Martyrium des Pfarrers Negerlein. Aus dem Leben des niederen Adels, der Krippenreiterei (1650—1700) auf der rechten Oderseite Schlesiens erhalten wir eine Schilderung nach der Erzählung des Edelmannes von Paul Winckler (vor 1676), dem polnischen Agenten und Rat des großen Kurfürsten zu Breslau und Verwandten der Dichter Logau und Gryphius. — In dem allzu lustigen und berücktigten Ritter Hans von Schweinichen illustriert Freytag das fröhliche Treiben an den Fürstenhöfen der damaligen Zeitperiode. Seinen Landsmann, das Musterbild eines gesunkenen Standes, charakterisiert er mit sichtlichem Behagen. — Freytag ist kein Freund von Jeremiaden und dumpfer Resignation, kein Pessimist von Haus aus. Und selbst noch in den Zeiten des 30jährigen Krieges mit ihrer tiefsten Erschlaffung findet er in der Pflege der Poesie noch einen Lichtpunkt, der die Schilderung wie ein hoffnungsfroher Hauch durchzieht. Wir hören, daß die Schlesier unter den Scherben und Bechern, welche die Wallensteiner zerschlagen, und unter den geschwärzten Mauern ihrer Häuser, welche die Schweden ausgesengt, auch noch Lust an Versen und Gesang hatten; die Schächerinnen Daphne und Chloë anbetungswürdig fanden und kräftig nach Hebe und Gangymed riefen. — In Thomas Platter, der sich in Breslau aufhielt, lernen wir das Musterbild eines fahrenden Schülers kennen, und die Waffenfeste der Bürger sowohl als auch das Breslauer Königsschießen von 1738 bieten gleichfalls wertvolle Bausteine für die Heimatgeschichte. — Schließlich führte die friderizianische Zeit unseren Histo-

riter von selbst auf Schlesien und des großen Königs Sorge um die neu erworbene Provinz.

Auch die reizende Dichtung der *Ahnen* bringt uns öfters in unsere Heimat mit ihrem warmen, urwüchsigem Schollenhauch. Schon der erste Band, *Ingo*, führt uns an der Schwelle den königlichen Vandalenflüchtling aus dem oberen Oderlande vor. Zu den anmutigsten Szenen in den Brüdern aus dem deutschen Hause begegnet uns als duftvoll-poetisches Bild eine dörfliche Adventsfeier im Thüringer Walde: Die lichtfreundliche Himmelsmutter Friderun in sternbesätem, weißen Kleide und der verummte, polternde Rupprecht. Hier haben sicher heimatliche Jugendeindrücke mitgespielt. Der einsame Pfarrhof mit der alten Holzkirche und dem Ringwall der Vandalen ist jedenfalls das Dorf *Wüstebriese bei Ohlau*, wo der Vater seiner Mutter Henriette Albertine Zehe als Prediger gewirkt hatte. Besonders anmutig ist aber der letzte Teil der *Ahnen*: Aus einer kleinen Stadt. In ihm führt uns der Dichter in eine Kleinstadt des Flachlandes der Oder und schildert die Opferwilligkeit der Bewohner in den Freiheitskriegen. Unschwer erkennen wir darin die Heimat *Kreuzburg*. Die kleine Stadt mit ihren spießbürgerlichen Verhältnissen atmet einen lieblichen Zauber, der uns anmutet wie traute Klänge einer alten, halbvergesenen Weise. *)

Besonders in seinen *Erinnerungen* spricht Freytag aus, was er seiner Heimat dankt. Auch sie bieten ein echtes Bild aus deutscher Vergangenheit, welches uns das Leben einer einfachen, städtischen Beamtenfamilie aus dem äußersten, halbslavischen Osten vorführt, das in harter, pflichttreuer Arbeit, in spärlichem, äußerem Vergnügen dahinfließt. Die glücklichen Jahre der Jugend des Dichters, das Bild seiner Heimat, die Geschicke seiner Vorfahren, des Erbscholzen von Schönwald, rollen da an unseren Augen vorüber. Das Stilleben im Elternheim, die Ausflüge in den Nachbarforst, der Brand eines Armenhauses, die Entlarvung eines Münzschwindlers, das Erscheinen einer Wanderbühne, das alles gewinnt Reiz und Bedeutung für ihn und bleibt im phantasievollen Geiste haften, daß diese Bilder noch nach Jahrzehnten deutlich vor seinem Auge stehen; und Gebiete, für die mancher kurzichtige Poet sich vornehm

*) H. W. Riehl's „Durch tausend Jahre“ bildet das novellistische Gegenbild zu G. Freytags „Ahnen“. Diesbezügliche Untersuchungen aber fallen außerhalb des Rahmens vorliegender Arbeit.

abschließt, werden für ihn anziehend und wertvoll, so Literatur, Politik und Handel. Diese Memoiren, die so frei sind von aller Selbstgefälligkeit, und die uns das innerste Wesen dieses Mannes in seiner ganzen kernhaften Tüchtigkeit offenbaren, sind zugleich ein bleibendes und wertvolles Dokument für seinen interessanten Werdegang. Bezeichnend für sein Gemüt und seinen universellen Schaffensdrang ist hier vor allem auch die warmherzige, dankerfüllte Erinnerung, die er seinem alten Freunde Molinari zollt.

Besonders in den „Grenzboten“, denen Freytag seine geistvolle Feder lieh, hat er sich oft mit dem lieben Schlesierlande befaßt. Hier feiert er Holtei, der 1842 nach Breslau gekommen war, um die Leitung des Stadttheaters zu übernehmen, und dem er wohl auch Anregung in dramatischer Beziehung verdankte, als echten Repräsentanten schlesischen Humors. Er zeigt so, daß er für schlesisches Wesen ein tiefes Verständnis besaß. Keiner wie er wußte — außer Weinhold — ja auch das Wesen des Schlesiers überhaupt zu charakterisieren. Er hat das treffliche Wort geprägt, das je über unsere Landsleute gesagt worden ist: „Alles, was man auf Erden nur werden kann, wird der Schlesier mit Leichtigkeit. Am liebsten allerdings ist er Poet, weil ihm dies die Einseitigkeit erspart, irgend etwas Spezielles zu werden.“ Freytag war ja auch von Haus aus geradezu für ein derartiges Urteil über seine Schlesier prädestiniert und eigens geschult, die Art seiner Heimatsgenossen mit der anderer Stammländer zu vergleichen. Freilich ist es überhaupt schwer, den Gesamteindruck, der das Innerste des Volkscharakters umfaßt, in eine erschöpfende Formel zu bringen, schwer nicht nur für denjenigen, der außerhalb des Landes steht, sondern auch für den, der wie Freytag ständig oder zum größten Teil im Bannkreise seiner Heimat lebte. Und mit Recht erkennt unser Dichter in dem kaleidoskopartigen Wesen seiner Landsleute eine Vermischung deutscher und slavischer Art. — In „Weberelend“ und „Oberschlesischer Hungertypus“ schildert er uns federgewandt ergreifende soziale Trauerspiele und verweist hierselbst auf den schweren Schlag, den der schlesische Handel durch die Einverleibung Krakaus nach Österreich erfuhr. Er illustriert in prächtigem Rabinettstück die Zustände und gramerfüllte Physiognomie Breslaus zur Zeit der Maiaufstände 1849. Auch schrieb er ebenda eine interessante Abhandlung über die schlesischen Juden. — Auch die kri-

tische Zeit von 1848 in Oberschlesien hat er hieselbst nicht unberücksichtigt gelassen. Ungleich war ja auch die Zusammensetzung der Berliner konstituierenden Nationalversammlung. Denn sie zählte neben Beamten, Richtern, Pfarrern, Gymnasiallehrern auch Metzger, Mauermeister, Handelsleute, Gastwirte, Brauer, Schriftsetzer, Buchbindermeister, Schneider, Tischler, Färber, Tagelöhner und außerdem einige 20 Bauern und Freigärtner, unter diesen mehrere mit polnischen Namen. Besonders die letzte Art der Abgeordneten hat Freytag mit scharfem Spott und ergötzlicher Ironie gegeißelt in dem Artikel: An den Bauer Michael Mroß, erwählten Deputierten des Kreises Strehlitz in Schlesien für die konstituierende Versammlung in Berlin. Was er von dem Mann und seiner gänzlichen Unwissenheit sagt, ist derbe Wahrheit. Besonders wollte er dadurch dem falschen Prinzip der indirekten Wahl entgegentreten. Gerade Schlesien, wo die Bauern gegen die Gutsherrn sich erhoben und die demokratische Partei übermächtig war, hatte viele Landleute ohne jegliche Bildung gesandt. Freytag berechnete die Zahl der in einem oberschlesischen Kreise aufgestellten Wahlmänner auf ungefähr 60, von denen bei dem Überwiegen der bäuerlichen Bevölkerung 10 Bürger, 5 Geistliche und Beamte, 10 Rittergutsbesitzer und 35 Bauern waren. Letztere hatten an sich schon die Mehrheit und gaben bei ihrer Abneigung gegen Städter und Gutsbesitzer dem von ihnen die Stimme, der am Tage der Wahl auf dem Wege zur Schenke am lautesten schrie und auf die Lederhosen klopfte. Aber Freytag tröstete sich mit der Macht der öffentlichen Meinung, die Leute wie Mroß mit sich fortreißen wie der Sturm die Schafherde in der östlichen Steppe. So kannte Freytag das Wesen der Schlesier und seine Heimat und er war stolz auf sie.

Es ist gewiß ein pietätvoller Akt der Dankbarkeit, wenn die Stadt Breslau ihm ein Denkmal setzte und Kreuzburg einen ihrer größten Söhne durch die Bildung einer besonderen Gesellschaft ehrte, die sich zur Aufgabe stellte, Freytags Dichtungen im Volke zu verbreiten, insbesondere aber ihre Wirkungen für deutsche Kultur ins rechte Licht zu setzen, Nachrichten über seine Familie und Vorfahren zu sammeln und seine Heimatstätten in Schutz zu nehmen. Die von Professor Dr. Paul Knötel in Rattowitz herausgegebene Zeitschrift „Oberschlesien“ ist, wie die Titelseite schon bekundet, von ihr zum Vereinsorgan gewählt worden. Gerade wir Ostmarkhüter, insbesondere wir Ober-

schlesier, haben allen Grund dazu, in Freytag nicht nur unseren liebenswürdigen Landsmann zu begrüßen, den gefeierten Dichter, Historiker und Politiker zu ehren, sondern vor allem seine Wirksamkeit für deutsche Kultur und Art hervorzuheben, seine heiße Liebe für Vaterland und Volk. Denn er war unser Besten einer. Und solange es noch ein deutsches Volk geben wird, und solange diesem die Begeisterung für große und edle Ziele innewohnt, und solange noch ideales Streben die deutsche Jugend erfüllt, so lange wird auch Gustav Freytags Name fortleben. Der heimatliche Boden ist es ja, dem seine farbigsten und wertvollsten Blüten der Poesie entsprossen sind. Wie ein Zauber geht es von diesem schönen Grenzlande Schlesien aus, der jedem tiefer Empfindenden die Lust am Liede ins Herz senkt. Was die Heimatkunst schenkt, erscheint lieb und wertvoll besonders uns Jüngeren, die wir die Tiefe einer Begabung an der Echtheit, nicht nur an der Schönheit ihrer Gebilde messen. Und so haben wir denn in vorliegendem Aufsatz nicht nur des Dichters freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen zu seinem Heimatlande Schlesien dargelegt, sondern überhaupt seine Bedeutung für Heimatkunst gleichzeitig auch ins rechte Licht gerückt zu setzen geglaubt und versucht. Denn das Interesse für Gustav Freytags Leben und Schaffen, dessen Name jetzt mehr denn je genannt wird, ist heute in ein neues Stadium getreten. Und es zu wecken und zu mehren, diesem Zwecke sollten auch die vorstehenden Zeilen dienen. Heimatkunst und Stammeskraft war ja der erste Quell, der seiner Poesie Nahrung gab; die Geburtsscholle befruchtete sein poetisches Schaffen. Er hat das schlesische Wesen gewissermaßen in das deutsche mit hineingewickelt; er ist ein volkstümlicher Dichter, so daß das Volk in die von ihm gezeigte und angestrebte Veredlung hineinwachsen kann, daß es aus den Schätzen seines lebendigen Dichters das eigene Leben bereichert; er lernte das Volk lieben und verstehen, wie ein Soziologe. Aber wir dürfen — wie schon gesagt — den Dichter nicht allzu sehr als Schlesier abstempeln; das wäre auf literaturhistorischem Gebiete eine unnötige, vielleicht auch undankbare Arbeit. Was er geworden ist, das ward er wohl hauptsächlich aus eigener Kraft, was nämlich den poetischen Lebensweg anbelangt. Kunst im wahrsten Sinne ist ja immer Loslösung dessen, was Schule, Haus und Heimat ist. Aber in einer Beziehung wollen und müssen wir unseren Dichter für immer voll und ganz uns annectieren: in der Liebe und Dankbarkeit! —

Feierabend.

Gedichte von Anton Röhler-Waldheim.

Feierabend.

Leuchtend ist der heiße Tag
Und die Sonne schlafen gangen,
Nachtwind hat im nahen Hag
In den Wipfeln sich verfangen.

Glücksumsponnen hinterm Haus
Sitz im Garten ich und sinne,
Liebste, hurtig komm heraus,
Opfern laß uns süßer Minne.

Sanft in meinen Armen wirst
Ruhn Du, ich will Dich betreuen,
Und die Umsel wird vom First
Ihre Lieder auf uns streuen.



Du kamst.

Du kamst zu mir und aus dem Nichts
Aufglühete eine Fülle Lichts,
Die mich mit ihren Silberwogen
In seine bunte Lust gezogen.

Da jauchzten helle Bräunlein auf,
Ein Klingen brach herein zuhauf,
Und sprang zu keckem Liebesreigen
In Wipfel, die sich segnend neigen.

So weit nur reicht die blanke Flut,
Hob sich des Lebens rote Glut,
Und streute hin auf Plan und Wegen
Den sonnenreichsten Blütenjegen.

Doch bald — wo glockenrein gelacht
Mir laute Freude, ward es Nacht,
Es kam mit Dir das lichte Prangen,
Du gingst — da ist es mitgegangen.



Dir.

Licht ward der blonden Locken Last
Und bleich der Wangen Rosenrot,
Ich weiß, sie ist für mich verblaßt,
Ich weiß, es ist für mich verloht.

Mir wurde auch der Scheitel licht,
Und grau der dunklen Locken Zier,
Die Zeit grub Runen ins Gesicht
Und Furchen auf die Stirne mir.

Doch brennend taucht wie einst das Glück
Aus Aug' in Auge noch voll Glut,
Und segnend leuchtet Blick dem Blick:
Ich bin Dir gut, ich bin Dir gut.



Traumfahrt.

Noch zittern Nacken mir und Lenden Trägt sorgsam mich mit mildem
 Von harter Fron, da hüllt die Schonen
 Nacht Lichtstillen Wunderpfühlen zu,
 Um mich mit sammetweichen Händen Und bringt hoch über Erdenenthronen
 Den lichtgewobnen Mantel facht. Die wunde Seele weich zur Ruh.

Und trägt mich aus der Wirrniss Weiten Zu spät! Schon schwinden die Gesichte.
 In Welten voller Huld und Glanz, Mich weckt des Frührots Pendel-
 Und hebt mich über Raum und schlag,
 Zeiten, Es ziehen tausend Bleigewichte
 Und füllt mich mit Erkenntnis ganz. Mich wieder in den Erdentag.



Schmiere im Dorf.

Die Lampen blaken, Tabaksqualm und Dunst
 Von schweißzerfress'nen Wämsern füllt den Raum,
 Vorhin und nachher Schenke, jetzt der Kunst
 Ein Tempel, vielen tatgewordner Traum.

Ein Feszen Linnen, dürftig aufgeseilt,
 Dort, wo der Schenke sonst die Gläser spült,
 Hüllt Wunder auf, sobald er sich zerteilt,
 Und Sehnsucht, die in reinen Herzen wühlt.

Schwindfücht'ge Lungen täuschen Heldentum
 Und wadenlose Beine Kraft und Mut,
 Trostlose Sorge goldnen Glanz und Ruhm,
 Erloschne Augen sprühnde Lebensglut.

Und sind doch Priester. Gottgeweihter nicht
 Die Kathedralen, als dies arme Loch
 Mit Hörern, voll von heil'ger Zuversicht —
 Ein Weilchen ledig aller Tage Joch.



Großstadtnacht.

Aus spätem Schlummer bin ich jäh erwacht,
 Durch Fenster tobt und Mauern Lärm und Streit,
 Aufjauchzend bald, bald so wie Elend schreit,
 Und poltert lang die Gassen, dröhnt und kracht.

Das Fenster reiß ich auf — ruhlose Nacht
 Quirlt unten um Geschmeiß, wie hingespait.
 Hoch über mir, ob Erdendunst, weltweit,
 Winkt frühlingssjung der Sehnsucht Sternenpracht.



Das Lenzgedicht.

Novelle von Hermann Thielscher-Oderwald.

In der südlichen Vorstadt Ritschebergs war zwischen dreistöckigen Mietskasernen ein kleines, niedriges Landhaus mit steilem, alterbraunem Ziegeldach stehen geblieben. Die vierschrötigen Scheusale hatten aber glücklicherweise so viel Abstand nehmen müssen, daß sich das ehrwürdige, weinüberraunte Häuschen nicht allzu ängstlich ducken mußte; denn es war von einem großen Obstgarten umgeben, auf den es aus blumengeschmückten Fenstern freundlich hinaus sah.

Das Haus wurde von einem alten Fräulein bewohnt, das von aller Welt Tante Melanie genannt wurde. Auch für ihre Pflegetochter war sie nur die Tante Melanie; nicht, weil sie zu prüde dazu war, sich Mutter anreden zu lassen, sondern zu ehrlich. Das Kind mußte sogar von vorn herein wissen, daß es nicht einmal die rechte Tante war, die es erzog, obgleich es das noch gar nicht recht begriff.

Tante Melanie war ein gütiges und warmherziges Fräulein mit einem Lächeln wie Oktobersonne. Das hatte sie sich freilich erst in schwerem Kampfe mit sich selbst und ihrer Umwelt erobern müssen. Als sie noch ein junges, dummes Rücken war, schwor ihr ein grüner Mulus ewige Liebe, die wohl auch ein Jahr lang ehrlich war, dann aber in weiteren sechs Jahren immer kümmerlicher vegetierte. Aus dem Mulus wurde ein bemostes Haupt, das schließlich nach vergeblichen Versuchen, die Examina zu bestehen, in der kleinen väterlichen Fabrik unterkroch und dann froh war, als Melanie ihn freigab, damit er auf Vaters Wunsch eine „Partie“ machen konnte. Melanie war damals nämlich ein armes Mädchen, das einem alten Onkel die Wirtschaft führte, dem Besitzer des Landhäuschens, welches sie jetzt allein bewohnte, nachdem sie es nach langen, mühseligen Jahren geerbt hatte.

Infolge der bitteren Enttäuschung mit ihrem ersten und einzigen Verehrer und übler Erfahrungen mit den Ehen ihrer zwei jüngeren Schwestern starb alle Sehnsucht nach dem Manne in ihr ab. Sie schaffte sich Lebensbehangen durch allerlei Liebestaten und hauptsächlich durch die Erziehung des erwähnten Kindes, der Tochter einer Schulfreundin, die verdorben und gestorben war.

Erna Zabel war vier Jahre alt, als Melanie sie bei sich aufnahm. Nun war sie zu einem siebzehnjährigen, blühendfrischen Backfisch herangewachsen, der mit zärtlicher Liebe an ihr hing. Melanie hatte diese Liebe mit Herzensgüte und Klugheit großgezogen, und sie gewährte ihr nun ein fast vollkommenes Glück. Ihre heimliche Sorge war nur, daß der Flattersinn der Mutter in ihrem Liebling erwachen könnte; sie hütete das Mädchen deshalb ein wenig ängstlich. Besonders eifrig bestrebt war sie, es der allzu jugendlichen Männlichkeit aus dem Wege zu rücken und ihm so eine Torheit fernzuhalten, die ihr selbst das junge Leben verbittert hatte.

* * *

Tante Melanie saß in dem kleinen Erker, der nach der Straße zu angebaut war. Der Postbote reichte ihr einen Brief von ihrem Neffen Paul durchs offene Fenster, der in Breslau Philologie studierte. Er fragte an, ob er sie während der Pfingstferien auf ein paar Tage besuchen dürfe. Sie legte den Brief aufs Knie und strich nachdenklich mit der Hand darüber hin. „Ich hätte den Bengel schon gern mal hier“, dachte sie, „hab ihn wohl drei Jahre lang nicht gesehen; aber, aber! — da könnte ja die Techtelmechtelei mit Erna gleich losgehen. Paßt mir nicht.“

Sie schob den Brief mit einer unwirschigen Bewegung in die Tasche, stand auf, ging mit ihren kurzen, festen Schritten ins Hinterzimmer und von dort auf die Veranda. Hinter dem natürlichen Vorhange von wilden Weinranken sah sie in den Garten hinaus und kam gerade zurecht, um eine lustige Szene zu beobachten. Eine Leier spielte in einem der Nachbarhöfe. Gottliebe, die alte Hausperle, die Dienstmädchen und Gärtnerin in einer Person war, ließ die Sätzhacke sinken und trampste mit dem Fuße den Takt dazu. Da flüchte Erna lachend hinter einem blühenden Quittenbusch hervor. „Kommt dir's auch in die Beine, Liebe?“

Gottliebe schämte sich. „De Leier spielt aber ooch extra scheen!“

Erna faßte sie um die breite Hüfte. „Na da los! tanzen wir!“

„Was denken S'n, Freilein“, wehrte Gottliebe ab, „in den Holzpantinen wär sich's nich gutt tanzen.“

„Da werfen Sie doch die Pantinen ab!“

„Geht ooch nich. In a Strümpfen in dem scharfen Riese tanzen, — nu da! da wär ma se woll balde runtergeweht han.“

Erna machte eine ungeduldige Bewegung. „Auf dem Rasen natürlich.“

Gottliebe streifte zögernd die Pantinen ab. „Wenn uns aber 's Freilein derwisch, nu da! —“

Aber schon wirbelte Erna mit ihr dahin. O, sie hatte Schwung, die Gottliebe! Ihre pludrigen Röcke flogen, daß man die walzenförmigen Unterschenkel mit den blauweiß melierten Strümpfen bis zu den roten Bändern hinauf bewundern konnte. Tante Melanie mußte sich Mühe geben, nicht laut herauszulachen, so grotesk sah es aus.

Plötzlich hielt Gottliebe inne. „'s geht nimmernich“, keuchte sie, „der Bloosebalg will nich mehr.“

„Erna“, rief nun Tante Melanie, „komm doch mal her.“

„Ach jeemersch!“ kreischte Gottliebe, fuhr schnell in die Pantinen und griff die Hacke auf. „Jetzt krieg mer aber a Puckel voll Schande!“

Erna biß sich in den Finger. „Du verflirt! — Ja, Tantchen!“ rief sie und kam mit flatterndem Haar gelaufen. Unter der Veranda blieb sie stehen. „Bist du böse, Tantchen?“

Die tat ernst. „Komm nur erst mal rauf.“

Zögernd trippelte sie die paar Stufen aufwärts, bohrte den Blondkopf zwischen den Weinranken hindurch und sah Tante Melanie mit ihren großen Blauaugen bittend an.

Das alte Fräulein aber sah streng drein. „Hör mal, du wirfst mir zu übermütig, ich will dich mal eine zeitlang fortschicken.“

Nun fiel ihr die junge Sünderin stürmisch um den Hals und jammerte. „Wegen dem dummen bißchen Rasen! So grausam kannst du doch gar nicht sein, Tantchen. Bitte, bitte, sei doch wieder gut!“

Da lachte Tante Melanie und gab ihr einen Kuß auf die Wange. „Fällt mir ja garnicht ein, böse zu sein, jetzt schadet's dem Rasen kaum noch. Aber ich glaube, du wirst gern gehen. Du wolltest doch schon längst mal nach Buchau ins Pfarrhaus zu deiner Freundin Else. Wie wär's damit nun zu Pfingsten? Es paßte mir jetzt am besten.“

Erna klatschte überrascht in die Hände. „Ei ja, das schon, das möchte ich schon. Veräppelst du mich aber auch nicht, Tantchen? Ich trau dir nicht recht.“

„Was das wieder für ein Ausdruck ist“, tadelte die Tante. „Wenn du dergleichen in Buchau einschleppst, wird dir die Frau Pastor nicht sehr dankbar sein. Es wird doch wohl besser sein, du bleibst hier.“

„O bitte, nein“, bat Erna, „ich will auch immer sein wie ein frisch gebügelt's Beßchen.“

Tante Melanie bemühte sich, ernst zu bleiben. „Da hast du doch schon wieder ein Schnapprüßelchen gehabt; aber schreib nur und melde dich an. Hoffentlich flößt dir der Herr Pastor soviel Respekt ein, daß du die lose Zunge ein wenig zügeln lernst!“

Sie mußte noch eine stürmische Umarmung über sich ergehen lassen, dann sprang Erna davon, um ihren Besuch im Pastorhause sofort anzukündigen. Sie selbst setzte sich, mit ihrem diplomatischen Talent zufrieden, ebenfalls an den Schreibtisch und lud den Neffen ein zu kommen.

*

*

*

Paul hatte geschrieben, er käme Montag, aber nicht um welche Zeit. Tante Melanie erwartete ihn also nicht am Bahnhof; sie saß gedankenverloren auf der Veranda und bündelte Radieschen, die eine Händlerin regelmäßig abholte. Schnelle Männerschritte auf dem Gartentiez ließen sie aufblicken. Ein großer, schlanker junger Mann kam auf die Veranda zu. Kaum hatte sie die Schüssel mit den Radieschen weggestellt, da stand er auch schon vor ihr.

„Guten Morgen, Tante Melanie! Hier hast du mich, und nun sieh zu, wie du mich wieder los wirfst.“

Sie stand auf und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Sei herzlich willkommen. Ich werde keine Ursache haben, dich zu verjagen, die Langeweile wird dich von selbst von der alten Tante vertreiben.“

Paul küßte ihr die Hand. „Wenn meine Zeit nicht abgemessen wäre, würdest du dich doch verrechnen. Du lebst ja hier im Paradies! Wenn ich mir dagegen meine Bude an der Weidenstraße vorstelle — o weh!“

Sie schüttelte den Kopf. Du bist jung und lebst deshalb überall im Paradiese, du weißt es nur nicht. Auch an der Weidenstraße. — Aber Junge, was bist du für ein Herr geworden in den drei Jahren! Wohl noch um einen Kopf gewachsen. Und der Schnurrbart, alle Wetter noch mal!“

Paul lachte. „Ja, wenn man ihn fleißig ins Bierglas tunkt, dann gedeiht er.“

Tante Melanie sah ihn beinahe etwas erschrocken an. „Du hast dir doch nicht etwa das Kneipen angewöhnt?“

„Das Kneipen schon“, gab Paul zu, „aber nicht das Trinken.“ Er strich das dicke, ein wenig widerspenstig über die Stirn hängende, braune Haar zurück. „So lange der Kopf klar bleibt, kann man schon mitmachen.“

Tante Melanie gefiel die ehrliche Art des Neffen. „Na“, sagte sie, „das will ich gelten lassen. Wenn du dich beherrschen gelernt hast, dann hast du das, was mehr wert ist als eine ganze Sucke voll Schulweisheit. Du sollst hier nicht etwa mal das Gewohnte entbehren. Bier und Wein wird immer im Keller sein, genier dich also nicht, von Gottliebe — die immer noch bei mir ist — zu verlangen, was du davon eben wünschst.“

„Also willst du dem Laster Vorschub leisten“, scherzte Paul. „Du wirst mich aber sehr tugendhaft finden; denn das Kneipen macht mir nur unter Kommilitonen Spaß. Oder willst du mir Bescheid tun?“

„Warum nicht“, sagte die Tante, „ein Gläschen vertragen ich schon auch. Komm in einer halben Stunde zum Gabelfrühstück, da können wir's ja gleich probieren.“

*

*

*

Paul sah sich in dem kleinen, hellen Zimmer mit viel Behagen um und schüttelte Gottliebe die Hand. „Haben Sie nicht wieder ein bißchen Angst vor mir, Liebe?“

„Ach needoch!“

„Na, na! — Streiche habe ich Ihnen doch damals grade genug gespielt, Sie gingen mir zuletzt immer im großen Bogen aus dem Wege. Wissen Sie noch, was Sie gesagt haben, als ich abreiste?“

„Nee!“

„'s ist die höchste Zeit!“ haben Sie gesagt, „der Satansbraten hätt' mer sonste noch de Seele aus'm lebendige Leibe rausgeärgert.“

Gottliebe neigte verlegen ihr Haupt zur Seite. „Ha ich das wirklich gesagt? Da sein Se och nich biese, junger Herr, ma redt manchmal aso und meent's nich aso. Wenn Se mer och manchmal an Puffen gespielt han, geneege war ich Ihn' doch. Und derweile sind Se ja a hübscher Herr geworn, nu da! 's is orntlich schade, daß es Freilein Erndel nich derheeme is.“

„Richtig, das kleine Erndel!“ unterbrach sie Paul, „wo steckt denn das Mädel?“

Gottliebe schüttelte lebhaft den Kopf. „Bo wegen dam kleenen Erndel, da wär'n Se sich wundern. Die is Ihn a großes Freilein geworden, und a hübsches derzune, nu da! Aber Se wern se woll nich zu sehn kriegen, se is ja verreeft, ich gloobe uf virz' Tage.“

Paul stieß einen Klagelaut aus. „Das ist aber dumm! In vierzehn Tagen sitz ich schon wieder in Breslau und hüffle.“

„Gottliebe!“ rief Tante Melanie vom Garten her.

„Freilein!“ schrie Gottliebe zurück und schob eilig zur Tür hinaus.

Paul trat ans Fenster und sah tief atmend auf die blühende Pracht hinunter.

*

*

*

Eine Woche später. Tante Melanie saß schon auf der Veranda beim Frühstückstafel und sah ein wenig ungeduldig nach der Uhr, sie wartete auf ihren Neffen. Endlich kam er in langen Schritten im Radleranzug, rief ihr ein vergnügtes Gutenmorgen zu und küßte ihr die Hand.

„’s war aber wirklich hohe Zeit“, nörgelte sie, „der Kaffee ist schon lau geworden. Ist dir aber recht, warum fröhst du solcher Langschläferei. Mal bist du schon wer weiß wie früh ausgeflogen und mal kommst du zu spät.“

Paul rückte seinen Stuhl dicht neben sie und streichelte ihr die linke Hand, während sie mit der rechten einschenkte. „Nur nicht brummen, Tante Melpomene! Ich habe so einen wunderschönen Traum gehabt, über den ich munter wurde. Und dann spann ich mit halbem Bewußtsein die bunten Fäden weiter. Dabei vergißt man die Zeit.“

Tante Melanie schob geringschätzig die Unterlippe vor. „Der Spigname Melpomene paßt wirklich nicht für mich, den hast du ganz gedankenlos und oberflächlich aus meinem Vornamen hervorgezerrt. Wenn ich dich musisch anregen könnte, was du sehr nötig hättest, dann möchte ichs lieber als Polyhymnia tun. Du hast doch schon damals, vor drei Jahren, wunderhübsche liedmäßige Gedichte gemacht. Eins gefiel mir besonders gut: ‚Hinaus — hinauf!‘ Erinnerst du dich?“

Paul krausste nachdenklich die Stirn und nahm einen langen Schluck Kaffee. „Weißt du, Tante Polyhymnia, — als Erato machtest du dich beiläufig noch besser — seit damals bin ich eben klüger geworden. Damals schrieb ich Gedichte, süße Gedichte meist, die wahrscheinlich obendrein ein bißchen nachempfunden waren, und heut erleb ich sie lieber. Du selbst, wie du hier gleichsam in einem weißseidenen Blütenkokon eingesponnen lebst, bist ein ungeschriebenes Gedicht.“

Tante Melanies Miene wechselte zwischen einem versteckten Lachen und einem unwirschen Stirnrnzeln. „Du bist ein Spötter“,

sagte sie, „und Spottlust ist für ein jugendliches Gemüt wie Meltau auf's Maigrün.“

Paul trank den Kaffeeerst auf einen Zug aus, lehnte sich in den Korbstuhl zurück, blinzelte die Tante mit einem wahren Spitzbubenlächeln an und pfiff: „Du kennst mein Herz noch lange nicht“. Plötzlich sprang er auf, versetzte ihr einen Kuß auf die Wange und schrie ihr ins Ohr: „Bis zum Zerspringen froh bin ich, bis zur Verrücktheit übermütig, ich könnte dich samt dem ganzen Hause auf den Kopf stellen und mich dazu, eben, weil ich ein Gedicht erlebe, meines Lebens Lenzgedicht! Und du sollst es zu hören kriegen, aber nicht heut. Morgen, übermorgen, über — übermorgen, ich weiß noch nicht. Die letzte Strophe fehlt mir noch.“

Und ehe sie Zeit fand, eine neugierige Frage loszuwerden, sprang er die Stufen der Verandatreppe hinunter und auf das bereitstehende Rad.

* * *

Tante Melanie hatte in der folgenden Zeit mehrmals den Redequell ihres Neffen anzubohren versucht, jedoch vergeblich, er hatte immer verstanden zu entweichen. Am Abend des vorletzten Tages seiner Anwesenheit endlich kam der Quell zum Fließen.

Paul hatte wenig zum Abendbrot gegessen, um so mehr aber Maibowle getrunken, und bald glücklich lächelnd, bald ernst seinen Gedanken freien Flug gelassen. Tante Melanie beobachtete ihn eine Weile geduldig; endlich weckte sie ihn auf. „Menschenkind, du bist ja zum Überlaufen voll von deinen Erlebnissen, ich seh dir's doch an. Schütt nur endlich aus. Was kommt, ahn ich ja schon, natürlich eine Liebesgeschichte; obgleich ich lieber —“

Paul unterbrach sie schnell. „Mach mir keine Nebenlust in die Flöte, Tante Neugier, ich bin ja bereit, ganz bereit; doch bitte, nicht unterbrechen, besonders nicht mit Einwänden. Erst die Geschichte, dann die Kritik.“

Ein leiser Verlegenheitszug um seinen Mund verriet der Tante sofort, daß es tatsächlich eine Liebesgeschichte war, welche sie hören sollte. Das machte ihr aus mehreren Gründen Herzbeklemmung, sie zuckte hilflos mit den Schultern, seufzte ein wenig und sagte trocken: „Sprich, ich höre und schweige.“

Paul rückte seinen Stuhl vom Tische zurück, streckte die Beine aus und suchte mit den Augen ein Stück des dunkelblauen Abendhimmels zwischen den Baumkronen. Dann begann er.

„Ich hatte geschlafen wie in den Gefilden der Seligen, war früh vom Liebesjubiläum einer Ansel geweckt worden und sehr tatendurstig aus dem Bett gesprungen. Einer üblen Angewohnheit nach wollte ich den Mäusen huldigen — ganz nach deinem Wunsche, Tante Erato — ich setzte mich, noch im tiefsten Negligee, an den Schreibtisch, aber eine Meise, die draußen im Weinlaube herumtunkte, lachte mich aus, durch den Blauhimmel bligten die Schwalben, ein wohliger Windhauch blies mir Blütenduft in die Nase. Ich stand auf. Du weißt, man sieht von meinem Fenster aus durch eine breite Häuserlücke den fernen blauen Wald, davor den ziehenden Strom und viel, viel üppiges Saatgrün. Ich knäulte meine papierne Begeisterung zusammen, kleidete mich in größter Eile an, stürmte hinunter und radelte in das Mainwunder hinein. Daß du über mein Schwänzen des Frühstückskaffees böse sein könntest, daran dacht ich garnicht. O Tantel, wenn du wüßtest, wie wohl das tut, nach monatelangem Großstadtleben mit Brust und Stirn dem reinen, kühlen, duftenden Luftstrom entgegen! Flügel glaubt man zu haben. Und man muß einen Jauchzer mit hineinrufen in das Singen und Klingen und Zirpen und Summen der bunten, verliebten Frühlingswelt. Und wenn man dann so wohlig müde ist, sich auf den Rücken ins Gras werfen und mit den Augen die ziehenden Wolken begleiten — o, schön —! — Ich habe aber auf dieser Radelfahrt in einen ganz wolkenlosen, blauen, süßen, kleinen Privathimmel gesehn — voll seligster Verheißung. —

Als ich an den Wald kam, der mein Ziel war, sah ich ein wimmelndes Heer von Arbeitern beschäftigt, mitten hindurch einen Kanal zu graben; es soll eine Ockerkrümmung dadurch abgeschnitten werden. Der grüne Waldboden war mit grauem Schlamm verschüttet, und der Vogelsang wurde durch pfeifende Lokomotiven und kreischende Bagger totgelärmt. Da bog ich seitwärts ab, um lieber ins nächste Dorf zu fahren, und ahnte nicht, daß ich so meine Glückseligkeit finden sollte. Ich nahm den Weg hinter den Gärten. Er war schlecht, ich sprang deshalb ab, führte das Rad noch ein Stück und legte mich schließlich vor einem gestückten, alten Bretterzaune ins hohe, blumige Gras, um auszuruhen. Es war ein wunderschöner Ruheplatz, den ich mir ausgesucht hatte. Das Dorf liegt auf einer Erdwelle, ich konnte deshalb viele Meilen weit das sonst ganz flache, fruchtbare Land überschauen. Aus weiter Ferne, blaugrau und klar, als wäre er durchsichtig, grüßte der Zobten. Eine einzige, silberne

Wolke wehte über dem Himmel, zart wie ein Feengewand, so zart, daß sie allmählich in nichts zerrann. Umkränzt von üppig blühendem Schaumkraut, lag ich, zwischen dem einzelne Hahnenfußblüten wie goldene Sterne standen. Und über mir hing, schwer von rosigen Blüten, die Krone eines alten Apfelbaums, voll von brausendem Bienengesumm. Der Baum stand auf einer schanzenartigen Erdböschung, die so hoch war wie der Zaun, und an seinen Stamm angelehnt, eine von Wurzeln zusammengefügte Bank. In die blühende Baumkrone konnte ich von meiner Rückenlage aus direkt hineinschauen, die Bank darunter hatte ich als Spiegelbild in meinem Kneifer entdeckt. Ich schloß vor innigem Behagen die Augen, um zu träumen. Da sah ich den Frühling schreiten übers Land. Er war stark und schön, hatte kühne, stahlblaue Augen und flatterndes schwarzes Haar. Seine Schritte waren so leicht, daß sie die weichen Halme nicht knickten, über die er schritt, und doch zitterte die Erde, wo er sie betrat. Sein Kleid war wie wallender Nebel, aber hell wie Sonnenlicht und schimmernd in allen Farben des Regenbogens. Und wo es über die Erde zog, sproßte es grün und weiß und rot und blau und golden auf. Dicht an mir vorüber kam er und ich glaubte zu fühlen, wie der Saum seines Kleides unendlich weich über meine Wangen glitt.

Ich öffnete ein klein wenig die Augen, nur ein Ritzen, als könnte ich die Vision mit wachen Sinnen erlauschen. Da sah ich verschwommen, aber doch deutlich genug, um zu erkennen, was es war, das Spiegelbild von zwei Mädchenköpfen in meinen Kneifergläsern. Zugleich hört ich eine tiefe Flüsterstimme: „Er hat nichts gespürt, er schläft ganz fest.“ Eine andre, hohe Stimme antwortete: „Die Apfelblüten waren zu leicht, ich hätt' ihm sollen ein Steinchen auf die Nase fallen lassen.“

„Nicht doch“, wehrte die tiefe Stimme nach einer kleinen Pause ab, „laß ihn lieber schlafen und komm fort.“

Die helle Stimme kicherte: „Nein du, ich möchte eigentlich mal sehen, was er für Augen hat. Er ist doch ein ganz hübscher Mensch! Schade nur, daß er 'nen Klemmer trägt.“

Es kostete mich ein gehöriges Quantum Willenskraft, um jetzt die Augen nicht aufzumachen.“

Tante Melanie beugte sich sehr interessiert vor: „Sag mal, wo war denn eigentlich der Schauplatz des Abenteuers?“

Paul kniff die Augen zusammen. „Tante Neugier, du sündigst wieder gegen das Gebot; aber es ist kein Geheimnis: Lindental.“

Sie ließ sich, von der Antwort offenbar befriedigt, zurücksinken. „Entschuldige, ich werde mir nun Mühe geben, folgsamer zu sein.“

Paul fuhr fort: „Ich wollte unbedingt mehr erlauschen und riskierte es nur, die Augenlider um ein unmerkliches zu heben. Die eine hatte blondes, die andere dunkles Haar, mehr war nicht zu erspähen; besonders nicht, ob sie hübsch oder häßlich waren. Um sie vollends sicher zu machen, fing ich leise zu schnarchen an.“

„Nun schnarcht er gar!“ ließ sich die tiefe Stimme schon etwas deutlicher vernehmen. „Ist der Mensch leichtsinnig! Jetzt braucht nur ein Strolch zu kommen und mit seinem Rade verschwinden, der merkt nichts. Vielleicht ist er ein armer Schlucker, für den das ein großer Verlust wäre.“

„Na bitte“, empörte sich die helle Stimme, „er sieht doch ganz anständig aus!“

„Wenn er auch allenthalben anständig aussieht, deshalb kann er doch ein armer Schlucker sein“, erwiderte die tiefe Stimme.

„Diesmal kannst du recht haben“, gab die hohe Stimme zu. „Er kann ja zum Beispiel ein Künstler sein, so sieht er aus.“

„Oder ein Barbier“, spottete die tiefe Stimme. „Überhaupt, mir gefällt er nicht.“

„Wetten wir, daß er kein Barbier ist?“ ereiferte sich die hohe Stimme. „Übrigens, daß er dir nicht gefällt, ist gerade kein Wunder. Ich könnte wieder nicht für das feierliche Ausrufungszeichen, den Kandidaten, schwärmen, den du verehrst.“

„Er auch für dich nicht“, schmollte die tiefe Stimme.

Ich hörte einen herzhaften Ruch knallen und die hohe Stimme bitten: „Sei nur nicht gleich verschmupft. Du weißt ja doch, daß mir dein Kandidat imponiert; bloß verlieben könnt’ ich mich nicht in ihn. Das verlangst du doch auch garnicht, wie?“

Die tiefe Stimme lachte, die hohe stimmte ein. „Na also, da sind wir ja einig. Mein Zukünftiger muß lustig sein und recht übermütig lachen können. Ob der da unten so sein mag?“

Viel fehlte nicht dazu, daß ich sofort den Beweis geliefert hätte, daß ich „so“ bin!

„Weißt du was“, kicherte die helle Stimme, „ich lasse den langen Wollefaden hier auf seine Nase herunter, und kizle ihn, bis er sich munter geniest hat.“

„Aber du kannst dich doch nicht mit dem wildfremden Menschen necken!“ wehrte die tiefe Stimme.

„Man kann jeden Menschen necken“, trumpfte die helle Stimme höchst leichtfertig, „paß mal auf. Wenn er munter ist, laufen wir davon.“

Ich hörte den Zaun über mir knacken und fühlte bald darauf den Wollefaden auf meiner Nase. Scheinbar noch tief im Schläfe wälzte ich mich hin und her, ächzte und stöhnte. Da lachte sie leise und lustig, wie morgens die Blaumeise am Fenster. Schon wollte ich dem Spiel ein Ende machen und möglichst naturgetreu niesend erwachen, da gab es über mir einen lauten, kurzen Knackß wie von brechendem, mürben Holze, unmittelbar darauf einen hellen Schrei, ein Rascheln von Kleidern und dicht neben mir einen dumpfen Plumpß. Ich richtete mich gedankenschnell auf und sah neben mir ein unbeschreiblich anmutiges, allerliebste schamrotes Blondinchen sitzen, dessen seidenes Haar aufgelöst über ihr drollig erschrockenes Gesicht herabrollte. Mit großen, blauen Augen sah sie mich hilflos an.

„O!“ rief sie nur aus, ohne sich zu rühren.

Ich sah, wie ihr das Herz klopfte, und sprang auf, um ihr emporzuhelfen; doch sie war mit mir zugleich auf den Beinen, hob aber mit einem Klagelaut den linken Fuß schnell wieder und hüpfte auf dem rechten. Ich unterstützte sie dienstbeflissen, während die tiefe Stimme von oben ein ängstliches „O weh!“ herabrief.

Ich blickte auf und sah eine überschlanke, zarte Mädchengestalt, deren madonnenhaftes, braunes Köpfchen sich teilnehmend über den Zaun beugte.

Das Blondinchen drehte den Fuß im Gelenk hin und her. „Ganz ist er offenbar“, sagte sie, „nur ein bißchen verknackst wahrscheinlich.“ Und herzlich trat sie wieder auf. „Es geht schon wieder.“

Also mußte ich leider meine Rolle, ihr ein Stecken und Stab zu sein, wieder aufgeben. Jetzt sahen wir beide erst, daß uns ein langer, goldgelber Wollefaden kopuliert hatte. Das Blondinchen wurde unrettbar rot und machte ein so komisch bestürztes Gesicht, daß ich wiederum dem Lachteufel verfiel, der mir schon lange im Genick saß. Ich plakte so übermütig heraus, wie sie es sich nur wünschen konnte.

Zuerst sah sie mich befremdet an, dann kämpfte sie ein paar Sekunden lang mit sich, und es war allerliebste zu beobachten, wie der Schelm allmählich verjchmizt aus ihren Blauaugen guckte. Endlich stimmte sie fröhlich in mein Gelächter ein. Sogar die tiefe Stimme von oben blieb schließlich nicht zurück.

Als es mir wieder möglich war zu sprechen, stellte ich mich vor und bat meines Heiterkeitsausbruches wegen um Entschuldigung. „Geschieht mir ganz recht“, sagte das Blondinchen mit komischem Ernst, „daß ich ausgelacht werde, warum bin ich so ein Tolpatsch!“

Dabei sah sie mich so treuherzig an, daß ich ihre großen, klaren, blauen Augen sofort zu meinem Privathimmel erkor. — O Tante Melanie, ich hatte in jener Minute das sichere Gefühl, daß mir das Glück begegnete und daß ich es um jeden Preis festhalten müsse!“

„’s ist dir ja beinah in den Schoß gefallen“, knurrte Tante Melanie. „Das Glück — du lieber Himmel! — Guckt so einem Grünschnabel ein junges, frisches Ding mal ein bißchen verliebt in die Augen: gleich ist ihm das Glück begegnet. Was ist’s denn eigentlich für’n Mädel? — Kann mir’s übrigens auch denken: eine von den Rantorstöchteren muß es sein; denn in Lindental dürften sonst kaum junge gebildete Mädel zu finden sein. Soviel ich weiß, hat das Dorf durchweg kleinbäuerliche Einwohnerschaft.“

Paul schüttelte energisch den Kopf. „Du täuschst dich, Tante Wissensdurst, eine von den Rantorstöchteren ist es nicht. Sie ist ein Stadtkind und auf Besuch bei Rantors in Lindental. Die andre, die Braune, ist eine Rantorstochter. Na, wie heißt sie denn auch geschwind!“

„’s wird wohl Lieschen, die Jüngere sein“, half ihm Tante Melanie aus, „die Ältere ist, glaub ich, in Stellung. Ja ja, das fällt mir jetzt ein; aber ich dächte, die Mädel wären beide blond.“

„’s ist Lieschen, jawohl“, bestätigte Paul, mit dem Schalkslachen kämpfend; aber blond ist die doch nicht? Ich behaupte braun, — sie müßte denn sehr dunkelblond sein.“

Tante wiegte den Kopf. „Kann wohl sein, daß ich mich nicht mehr genau erinnere. Das ist ja auch Nebensache, mich interessiert natürlich ebenso wie dich, nur die andere. Wie heißt sie denn?“

Paul stockte ein wenig. „Sie heißt, — wenn du’s nu mal wissen willst, — Erika.“ Er machte eine kleine Verlegenheitspause. „Ja“, brockte er schließlich die Worte hin, „ja — mehr möcht’ ich noch nicht gern verraten. Du könntest leicht ein Vorurteil fassen. Erst mußt du sie sehn. Ein gut erzogenes, nein, sehr gut erzogenes Mädchen ist sie jedenfalls.“

Tante Melanie rieb sich nachdenklich das Kinn. „Aha! Hier sitzt also der Haken. Hoffentlich sind noch keine Schwüre rüber und nüber geflogen und ich kann dir noch mit einer gesunden, kühlen Vernunftskompreßbeispringen.“

Paul zwinkerte verschmizt mit den Augen. „Nun ja, Tante Melanie, ich hoffe in der Tat, wenn's zum Haupttreffen kommt, auf deinen Beistand. Verlobt sind wir noch nicht.“

Sie atmete erleichtert auf. „Gott sei Dank! Wie weit seid Ihr denn da mit einander? Bekenne mal ehrlich Farbe.“

Paul trommelte mit den Fingern auf der Stuhllehne. „Wenn du mich nicht unterbrochen hättest, läge schon jedes Fädchen klar vor deinen bewundernden Augen. Also — ja, das blonde Feenkind wollte mir mit einer zierlichen Verbeugung entweichen, ich aber begann zu schwärzen wie ein Star, um sie zurückzuhalten. Viel Kluges wird's natürlich nicht gewesen sein; aber ich erreichte meinen Zweck, das Goldblondchen kam auch ins Plaudern. Aus ihrem kleinen, lieben Mäulchen sprudelte es frisch und lustig wie ein Bergquell. Und gescheit ist sie! So gescheit, daß ich ihr sofort den Dokortitel honoris causa verliehen hätte, wenn mir die Macht dazu gegeben wäre. Vorläufig jedoch hatte der Herr Kantor die Macht, sie mir durch einen Zuruf vom Hause her zu entführen. Der Zuruf galt zwar nur dem Fräulein Lieschen, doch mein Goldblondchen lief, oder vielmehr, hinkte mit, wie ich zu meinem Schmerze sehen mußte. Sie hatte sich also doch durch den Sturz einen Schaden zugefügt und sich nur bewundernswert beherrscht. Ehe ich recht begriff, was geschehen war, flatterte schon das letzte Zipfelchen ihres Kleides zur Haustür hinein. Es hatte mich so überrumpelt, daß ich nicht einmal gefragt hatte, ob ich sie wiedersehen dürfe. Ich stand eine ganze Weile wie verbagelt da. Und, weißt du Tante Melanie, was ich dann getan habe?“

„Eine Dummheit natürlich.“

„Nimm's wie du willst: Ich warf mich lang ins Gras, wälzte mich wie ein Pudel und küßte die Stelle, auf die sie mir wie vom Himmel herab geschneit war. Dann sah ich den Wollfaden liegen, den sicher die gütigste der Parzen für mich gesponnen hatte, wickelte ihn mit streichelnden Fingern zusammen, küßte ihn gleichfalls und barg ihn ins Taschentuch. Dann steckte ich mir ein Stück von dem morsch heruntergebrochenen Zaunholz in die Tasche. Das werde ich aus Dankbarkeit in meinem Karitätenkasten aufheben.“

Tante Melanie schüttelte ausdauernd den Kopf. „O du Rindskopf! Schämst du dich denn nicht?“ Dabei lachten ihre Augen und ruhten wohlgefällig auf ihm.

Paul wippte vergnügt mit den Beinen. „Nicht im geringsten. Hätt' ich's sonst erzählt? Ich schämte mich sogar nicht, am nächsten

Morgen wieder nach Lindental zu fahren, nur etwas später, nach dem Frühstück, um deinem Zorne zu entgehen. Ich hoffte, die beiden Damen wieder unter dem blühenden Apfelbaume vorzufinden. Als ich aber blind und toll um die Gartenecke herumfahrend, unmittelbar unter dem Apfelbaume absprang, blieb mir der Gruß im Halse stecken; denn auf der Wurzelbank saßen nicht die ersehnten jungen Damen, sondern der Herr Rantor und seine Frau. Beide sahen mich verwundert an.

Ich machte sicher ein trostlos dummes Gesicht. In meiner Verlegenheit fragte ich um den rechten Weg nach Ritscheberg. Ich erhielt freundlichen Bescheid von dem alten Herrn, dankte und radelte mit rotem Kopfe davon. Unterwegs kam ich erst zu klarer Überlegung. Hätte ich mich nicht einfach offen und ehrlich nach dem Befinden der Damen erkundigen können? Jedenfalls mußte ich wissen, wie es meinem Goldblondchen ging. Sind die Alten im Garten, sagte ich mir, dann sind die Jungen im Hause, also machte ich kehrt, bog in die Dorfstraße ein und sprang entschlossen vor dem Rantorhause ab. Ich trat in den Flur ein, der das Haus in gerader Linie durchschneidet, so, daß man durch die geöffnete Hintertür in den Hof sehen konnte. Gerade überlegte ich, an welche Zimmertür ich klopfen sollte, da traten plötzlich die beiden Alten durch die Hintertür ein. Im Flur war's dunkel, sie konnten mich kaum bemerkt haben. Ich flüchtete also hinter einen großen, buntbemalten Schrank; denn das leuchtete mir blitzschnell ein, daß ich mich jetzt vor den Alten nicht sehen lassen konnte. Sie öffneten eine Tür links, die offenbar in die Wohnstube führte und hatten sie kaum wieder zugeklippt, als aus der Tür dicht neben mir eine junge Magd herauskam. Ihr erster Blick fiel auf mich; einen Augenblick stand sie starr, dann zeterte sie in gellendem Diskant los: „Ach jeemersch a Kerle, a Kerle steht hinger'm Schranke!“ Ich entfloh mit langen Säßen, sprang aufs Rad und jagte davon, als wenn die Pest hinter mir her wäre. Es war aber nur die grelle Stimme der entsetzlichen Magd, die durch ein offenes Fenster „Halt'n uf, halt'n uf!“ hinter mir her schrie. Es hielt mich zum Glück niemand auf, denn es kam mir niemand entgegen; aber ich raste doch einen Kilometer weit, und sprang erst ab, wo der Weg an einer mit Erlen- und Haselnußbüschen überstreuten Wiese vorüberführt. Mordsärgerlich warf ich mich an den Grabenrand und laute Gras vor Verzweiflung. Dann stützte ich den Kopf auf die Hand und ließ meine Blicke über die frischgrüne Wiese wandern, auf der die Frühlingsblumen blaue,

gelbe oder weiße Inseln bildeten. Kaum fünfzig Schritte von mir entfernt, bewegten sich die Büsche; ich sah gespannt hin, denn ich glaubte, ein äsendes Reh würde daraus hervorkommen. Zu meinem Erstaunen war es die braune Freundin meines Goldblondchens, die in gebückter Haltung suchend vorüberschritt. Ich stieß vor Freude einen Jauchzer aus; denn ich dachte natürlich — nein, eigentlich dachte ich garnicht, sondern lief mit Siebenmeilenschritten über die Wiese. Ich konnte nur Fräulein Lieschen entdecken, die meinen Gruß freundlich erwiderte und mit einem schelmischen Seitenblick fragte, ob ich nicht Suppenträuter suchen helfen wolle. Ich log ihr meine Bereitwilligkeit vor, suchte aber mit den Augen etwas, was ich durchaus nicht zu den Suppenträutern rechne. „Meine Freundin mußte zuhause bleiben“, erklärte Fräulein Lieschen verständnisinnig, und freute sich, daß ich rot wurde, „der Fußknöchel ist ihr angeschwollen, sie liegt auf dem Ruhestuhl und legt kalte Kompressen auf.“

Ich erschrak, weniger aus Gründen des Mitleids, muß ich gestehen, als aus Egoismus. Das Wiedersehen mit ihr war dadurch sehr problematisch geworden. Ich stammelte einige Worte des Bedauerns und begann, um meine Leichenbittermine zu verstecken, Wiesenblumen zu pflücken. Auf die Suppenträuter hatte ich in meiner Bestürzung ganz vergessen. Als ich einmal aufblickte, sah mich das braune Fräulein mit Lächeln an, so nichts würdig spöttisch, daß es mir prickelnd durch die Nerven rieselte. Ich richtete mich männlich auf und sagte im kühlfsten Konversationston: „Da es so steht, gnädiges Fräulein, mußte ich Ihnen als Helfer im Suppenträutersuchen untreu werden; die Blumen pflücke ich für die arme Patientin und werde Sie dann bitten, sie ihr als Gruß von mir mitzunehmen.“

„Aber gern“, antwortete sie kurz.

Ich aber konnte es nicht verhindern, daß ich wärmer wurde, ich bedauerte sehr lebhaft, daß es mir vielleicht nicht mehr vergönnt sein würde, ihre Freundin wiederzusehen, weil ich in wenigen Tagen nach der Universität abreisen müsse. Ich hoffte daraufhin auf eine Besuchseinladung, aber vergebens.

Da wurde ich ganz demütig und flehte sie an, mir doch wenigstens über den Zaun weg Bescheid zu geben.

„Meinetwegen“, sagte sie endlich gönnerhaft, „kommen Sie; aber nicht unter den Apfelbaum, sondern warten Sie auf dem Wirtschaftswege links, wo die Clematislaube steht. Es ist dort eine kleine Seitentür, ich komme, wenns möglich ist, heraus und gebe Ihnen Bescheid.“

Sie hatte inzwischen genug Suppenträuter gesammelt, tat die letzten in die Schürze und gab mir zum Abschied vertraut die schmale Hand. Ich drückte sie in meiner Freude wohl etwas stärker als es schicklich ist, bettete meine Blumen sacht auf die Suppenträuter und bat sie mit den wärmsten Herztönen, die mir zur Verfügung stehen, doch bestimmt herauszukommen, ich würde Punkt zehn Uhr vormittag an der bezeichneten Stelle sein.

Sie versprach es etwas verschämt und lief davon, als hätte sie ein Unrecht begangen. Ich rief überschwengliche Dankesworte hinter ihr her und sah ihr fast verliebt nach.

Am nächsten Tage war ich selbstverständlich zu früh zur Stelle und ging, über den Zaun schiehend, unruhig hin und her. Gut gewählt war der Ort, nämlich an der schmalen, fensterlosen Seite des Hauses. Als ich lange genug hin und her gependelt war, blieb ich seufzend vor Ungeduld an der kleinen Gartenpforte stehen. Da hörte ich Schritte, doch nicht vom Garten her. Zu meinem Entsetzen bog der würdige Herr Kantor außen um die Gartenecke. Ihm folgte die zeternde Magd. Ich griff unwillkürlich nach dem Rade.

„Warten Sie doch mal“, rief mir jedoch der alte Herr mit scharfer Stimme zu, „was wollen Sie denn eigentlich hier?“

Die Magd zeigte mit Fingern auf mich. „Ja, ja Herr Kantor, das is a, 's is derselbe Kerle von gestern.“

Was war da zu tun? Die Flucht konnte ich diesmal nicht ergreifen, eine Tarnkappe hatte ich nicht zur Hand, folglich mußte ich standhalten. Ich gab mir einen inneren Ruck, nahm Haltung an und stellte mich vor.

Der alte Herr stuzte, überlegte einen Augenblick und bot mir dann lachend die Hand. „Ach so, ach so, da sind Sie wohl der Herr, der vorgestern mit den beiden Mädchen das Abenteuer unter dem Apfelbaum bestand?“

Ich bejahte.

„Aber warum haben Sie denn da vorgestern vor unserer Sophie die Flucht ergriffen? Wir haben ja infolge dessen Diebstahl und Einbruch befürchtet. Studenten sind doch sonst nicht so zaghaft. Sie wollten sich doch gewiß nur nach dem Befinden der Patientin erkundigen?“

Ich bejahte wieder, schämte mich gebührend und setzte ihm auseinander, wie so ich gefürchtet hatte, dem Fluch der Lächerlichkeit anheimzufallen.

Der Herr Kantor klopfte mir gemüthlich auf die Schulter. „Da konnten Sie wahrscheinlich noch lange warten; denn meine Tochter hat heut Küchendienst, weil Mutterchen in die Stadt gefahren ist. Aber bitte, mein Haus steht Ihnen offen, ich will Sie gern zu der Kranken führen.“

Die freundliche Einladung nahm ich natürlich mit Freuden an und folgte dem alten Herrn, wie eine begnadete Seele dem Himmelspförtner. Er führte mich sofort zu der Patientin, die mich in holdester Verwirrung anstaunte.

Der liebe, verständige alte Herr bat um Entschuldigung, daß er sich zurückziehen müsse, weil er eine unaufschiebbare, dringende Arbeit vorhabe. Er werde jedoch sofort seine Tochter herrufen, sofern sie in der Küche abkömmlich sei.

Ich hätte den alten Herrn umarmen mögen, begnügte mich aber, meinen Dank für seine Güte zu stammeln.

Und nun war ich mit meinem Goldblondchen allein. Dieses unerwartete Glück verursachte mir jedoch derartige Herzbeflemmungen, daß ich die Frage nach ihrem Befinden hervorbrachte, als ob ich mit einem Erstickungsanfall kämpfte.

Auf der Höhe der Situation war sie auch nicht, sie antwortete mir schüchterner, als ichs ihr zugetraut hätte, daß ihr Knöchel nur etwas geschwollen sei, daß sie im Sitzen gar keinen Schmerz verspüre und daß sie auch gehen könne, wenn sie nur dürfte. Sie sah nach den Feldblumen, die noch frisch in einer blauen Tonvase auf einem Tischchen neben ihrem Stuhle standen und bedankte sich dafür.

Es entstand eine kleine Pause. Ich war in ihren Anblick versunken. Unbeschreiblich anmutig lag sie in dem altersgrauen Ruhestuhl, von dem sie sich abhob, wie ein blühender Pfirsichzweig von einem Schindeldache. Es war mir klar, daß ich irgend etwas sagen mußte, konnte aber nichts finden. Am liebsten hätte ich mich ihrer Hände bemächtigt, um sie stumm zu küssen. Ich hätte es vielleicht auch noch getan, wenn nicht Fräulein Liesel gekommen wäre. Mit ihrem Erscheinen wich das lähmende Gefühl allmählich von mir, ich begann unbefangen zu plaudern und erzählte zur unbändigen Erheiterung der Damen meine Abenteuer mit Sophie und dem Herrn Kantor. Zuerst war mirs fast lieb, daß das Kantortöchterchen dazukam, jetzt, nachdem ich meine Unbefangenheit wiedergefunden hatte, hoffte ich, daß sie Sehnsucht nach ihren Suppen und Saucen in der Küche empfinden möchte. Sie empfand aber keine und hatte

auch kein Verständniß für meine Sehnsucht, mit Goldblondchen noch ein paar Minuten allein zu sein. Sie verlor deshalb etwas von meiner Wertschätzung. Es blieb mir schließlich nichts übrig, als mich zu empfehlen. Natürlich bat ich um die Erlaubniß, mich am nächsten Tage wieder erkundigen zu dürfen und erhielt sie sehr bereitwillig, doch mit einer Einschränkung aus Goldblondchens Munde, für die sie der Himmel in Zeit und Ewigkeit segnen möge. Sie gab mir nämlich ihre kleine Hand und sagte höchst ernsthaft: „Aber morgen ist Sonntag, wie Sie vermutlich wissen, da sind alle außer mir in der Kirche, bitte kommen Sie also erst nach elf Uhr.“

Ich verbeugte mich gehorsam und ehrbar, sie aber drückte mir leise die Hand und schenkte mir einen ihrer allerliebsten, verschmiztesten und sprechendsten Blicke, der mich warm und tief bis in den letzten Herzwinkel traf und ein freudiges Verstehen in meinem brennenden Haupte erweckte. Ich führte — nein, ich riß ihre Hand an meine Lippen und sagte ebenfalls höchst ernsthaft: „Also nach elf Uhr.“

Sie hatte das Freudenfeuer in meinen Augen natürlich auch verstanden.

„Spizbubengesindel!“ drohte Tante Melanie.

„Gott war aber nachsichtig mit uns armen Sündern“, frohlockte Paul, „er gönnte uns am Sonntagmorgen, obendrein während der Kirche, doch das Paradies. O dieser wonnigste Sonntagmorgen aller Zeiten! — Ich bog begreiflicherweise diesmal nicht zu früh mit meinem Radel um die Gartenecke und wäre vor freudigem Schreck beinahe heruntergepurzelt, denn Goldblondchen kam mir schon mit rosigem Wangen entgegen. In der nächsten Sekunde war ich bei ihr, küßte die liebe Hand, die mir so freundlich gewinkt hatte und hielt sie gefangen. Sie entzog sie mir nicht und führte mich, kaum noch merkbar hinkend, in den Garten und zwischen blühenden Beeten hindurch bis zur Clematislaube, deren grüne Ranken unter einer Last von blauen Blütensternen kaum zu sehen waren. Dort blieb sie zögernd stehen. Ich zog sie aber mit stummer Bitte in die blau-grüne Dämmerung hinein.“

Sie setzte sich dicht neben dem Eingang scheu in den Winkel; eine Ranke voll großer, blauer Blüten fiel über ihr goldenes Haar, in dem ein Sonnenstrahl tanzte. Ich schob mich stumm neben sie, ihre Hand immer in der meinen und suchte mit meinen Blicken ihre Augen. Die hielt sie anfangs gesenkt. Als ich sie aber leise, ganz leise an mich zog, hielt sie ihren tiefen, blauen Augenhimmel weit

für mich offen, und meine Seele flog jubelnd hinein. Die Orgel begann in der Kirche zu brausen, da senkte sie den Blick wieder und lauschte, bis sie verklang; ich beugte mich über sie, und willig neigte sie ihren Mund meinem ersten Kusse entgegen. Dann saßen wir in seliger Selbstvergessenheit aneinandergeschmiegt, bis ein verirrter Schmetterling so dicht an unseren Wangen vorüberstrich, daß mein Goldblondchen erschrak. Sie sprang plötzlich auf und sah sich mit weiten Augen fremd um. Ich trat seltsam verschüchtert neben sie, als dürste ich sie nun nicht mehr berühren und mein Herz klopfte, daß ich kaum atmen konnte.

Nun fingen die Glocken an zu läuten. Sie schüttelte die Locken, als ob sie aus einem Traume erwacht wäre, lächelte mich rührend verschämt an, hob den Finger und flüsterte, ganz leise, als wenn jemand lauschen könnte, „die Kirche ist aus, ich muß hinein.“

Ich hatte das Traumhafte abgeschüttelt und streckte beide Arme nach ihr aus, doch sie entschlüßte mir und lief davon. Ehe sie aber hinter der Hausecke verschwand, warf sie mir eine Rußhand zu und rief mit gedämpfter Stimme zurück: „In einer Viertelstunde, ja?“

Ich nickte, meine Rußhand aber kam schon zu spät.

Tante Melanie stand plötzlich auf und trat an das Geländer der Veranda, sie hatte sich der Rührung nicht erwehren können und kämpfte mit Tränen. Es war dunkel geworden, der Garten lag vor ihr wie ein Schattenbild, die Vögel waren verstummt, nur ein paar Grillen musizierten und ab und zu brummte ein Maikäfer vorüber. Sie hörte das nur mit halbem Ohr, denn ihre Gedanken machten eine stille Reise in das Land der Vergangenheit mit seinem längst verblühten Glück. Paul rückte ungeduldig mit seinem Stuhl. Das Knirschen auf den Steinfliesen schreckte sie in die Gegenwart zurück, sie betupfte sich hastig die Augen. „Das war ja doch nun die ganze Geschichte,“ sagte sie mit knurriger Stimme, indem sie zum Tische zurückkehrte, das Übrige versteht sich von selbst. — Da hast du so getan, als wenn ich noch irgendwie mit Rat und Tat eingreifen könnte, und nun — — ‚Verlobt sind wir noch nicht‘ — Aber ewige Liebe habt Ihr Euch natürlich geschworen, ich kenne das! Solches Jungvolk springt ja mit dem Begriffe der Ewigkeit um, wie mit Bettelpfennigen. Hier ist nun nichts mehr zu machen, das ist klar, da ändert kein Gott mehr was drau, geschweige denn das Wort einer alten Jungfer. — Wie alt ist denn eigentlich das Mädel?“

„Siebzehn, glaube ich.“

„Da haben wirs! da ist's ja die höchste Zeit zum Verlieben. Sag mal, kennst du meine Geschichte?“

„Ja, ich glaube ziemlich genau; aber das ist doch was ganz anderes.“

„Über dieselbe Dummheit — wenn nicht mehr. Du willst doch eben ein junges Ding, daß sich selbst noch nicht kennt, an dich fesseln, ehe du selbst was bist?“

Paul zog die Brauen hoch. „Nimm mirs nicht übel, Tante, aber das mußt du doch zunächst zugeben, daß ich aus einem ganz anderen Teig geknetet bin, als wie — —“

„Weiß schon, was du sagen willst“, unterbrach sie ihn, „das mag richtig sein, du brauchst dich aber nicht überheben, ehe du älter geworden bist. Er war ein so tüchtiger Schüler wie du und versprach —“

Nun unterbrach sie Paul hitzig. „Ja, siehst du, Tante, er versprach alles mögliche, hat aber nichts gehalten. Und nicht wahr, er war doch noch Pennäler, als er sich mit dir verlobte? — Ich bin bereits im siebenten Semester. Ich wollte eigentlich mit der vollendeten Tatsache herausrücken, nun will ichs aber doch vorher sagen: Ich hatte versprochen, mir im siebenten Semester den Doktor zu holen, und hier — er schlug mit der flachen Hand gegen die Brusttasche — „hier drin steckt bereits die Korrektur meiner Dissertation, — also! —“

Tante Melanie sah ihren Neffen ganz verblüfft an. „Ist das mit dem Doktor wirklich dein Ernst?“

„Blutiger“, sagte Paul lakonisch.

Sie war völlig aus dem Fahrwasser geraten, legte ihm ganz aufgeregt die Hände auf die Schultern und sah ihn mit strahlender Freude in die Augen. „Das ist aber wirklich eine schöne Überraschung! Ja, dann ist das freilich was anders. Dafür will ich dir zunächst mal eine Belohnung versprechen, denk dir einen Wunsch aus, den ich dir befriedigen kann.“

Paul streichelte ihr vergnügt die Hand. „Du bist doch eine höchst verständige, gute und brauchbare Tante! Darf ich recht unverschämt sein?“

Sie stimmte gutmütig lachend zu.

Paul sah nach der Uhr. „Morgen beim Frühstück sollst du meinen Wunsch erfahren. Es wird gut für dich sein, wenn ein stärkender Schlaf dazwischen kommt, ich möchte dir, wenn du erlaubst,

gute Nacht sagen und noch eine Spazierfahrt bei Mondschein machen.“ Er merkte es ihr an, daß sie noch was auf dem Herzen hatte; doch er küßte ihr schnell die Hand und entfloh. Spät in der Nacht kam er erst zurück, schlich leise in sein Zimmer, um Tante Melanie nicht zu stören, träumte noch eine Weile am offenen Fenster zu den Sternen hinauf, führte im Nachtgewand einen übermütigen Tanz auf, ehe er sich ins Bett warf und schlief in glückseliger Unruhe, bis ihn die Amsel weckte. Schnell kleidete er sich an, schlüpfte in den Garten, plünderte gründlich seinen Blumenflor und schmückte die ganze Veranda phantastisch mit der bunten Beute aus.

Tante Melanie machte höchst erstaunte Augen, als sie um acht Uhr zum Frühstück kam. „Nanu, was hat denn das zu bedeuten?“

Anstatt zu antworten, kreiselte er mit der sich Wehrenden auf der Veranda herum.

„Du bist ja ein ganz verrückter Kerl!“ keuchte sie, als er sie endlich auf ihren Stuhl nieder setzte.

Er setzte sich mit komischem Ernst ihr gegenüber. „Im Gegenteil, Tanten, ich bin noch nie im Leben so gescheit gewesen. Du hättest es freilich erraten können, wenn — aber ich will dich nicht beleidigen. Kurz und gut, heut morgen kommt mein Goldblondchen!“ Dabei drückte er ihr die Hand.

Tante Melanie drehte nervös den Kaffeelöffel zwischen den Fingern. „Also — Goldblondchen kommt? Da bin ich wirklich gespannt! Die Sache bewegt mich, sie ist mir lange Nachtstunden im Kopfe herumgegangen. Und ich kann mir nicht helfen, ich muß doch sagen schade!“

Paul schob seinen Stuhl mit einem kräftigen Ruck rückwärts. „Pfui Tante! — Aber paß mal auf, wenn du sie wirst gesehen haben, wirst du das zurücknehmen.“

Tante Melanie legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Arm. „Ich zweifle gar nicht an der Unübertrefflichkeit deiner Auserwählten, ich mein's in einem andren Sinne, aus einem andren Grunde, als du denkst. Ich stehe nicht an, dir auch mal eine Torheit zu beichten; sagen wir ruhig eine Dummheit, die ich bereue. Es ist nämlich nicht zufällig, daß Erna fort ist, ich habe sie dir aus dem Wege gerückt, ich wollte eine Liebesanbendelei zwischen Euch verhindern, die bei solchem jungen Volk doch immer zu erwarten ist.“

Paul wollte protestieren. „Laß nur“, fuhr sie aber schnell fort, „ich habe dir ja gestern zugestanden, daß ich dich gedankenlos unter-

schätzt habe. Aber ich will nicht wiederkäuen, lassen wir das beiseite. Jedenfalls habe ich gelernt, daß man nicht Vorsehung spielen soll. Jetzt tut mirs leid, daß ich dir das Mädel so erfolgreich aus dem Wege spedierte. Sie ist nämlich ein prächtiges Geschöpf geworden, weißt du, und wird deinem Goldblondchen sicher in nichts nachstehen, und — nun ja: du gefällst mir auch recht gut. — Jetzt verstehst du wohl, warum ich gesagt habe: „Schade.“

Paul simulierte ein heftiges Verschlucken, er sprang auf und hustete entsetzlich ins Taschentuch. Endlich brachte er stoßweise eine Antwort zuwege. „Ja, ja, Tante Vorsehung, da hast du's nun! Was die richtige Vorsehung ist, die kanns freilich besser. Dreh dich mal um, geliebte Tante, da wirst du staunen! Dreh dich doch bloß mal um!“

Befremdet, langsam wandte sich Tante Melanie um und — machte ein maßlos verblüfftes Gesicht: „Erna!! —“

Ihr Pflegekind stand sonnenüberstrahlt, lachend und doch ein wenig ängstlich, auf der obersten Stufe der Verandatreppe. Sie wollte mit ausgebreiteten Armen zu Tante Melanie, Paul aber fing sie unterwegs ab, drückte ihren Blondkopf an sein Herz und jubelte: „Das ist ja die Heldin meines Lenzgedichts, Tante Vorsehung, mein Goldblondchen, mein vom Himmel gefallenes Glück, mein —“

Weiter kam er nicht, Erna hielt ihm den Mund zu.

Tante Melanie machte in der kurzen Zeit einen unbeschreiblichen Wechsel von Empfindungen durch. Zuletzt stand eine Zornfalte über ihrer Nase, sie erhob sich mit einem kraftvollen Ruck, schritt energisch zu dem verliebten Pärchen und gab Paul eine schallende Ohrfeige.

Erschrocken und unter Tränen umarmte Erna die scheinbar heftig Erzürnte, während Paul die schmerzende Wange aufblies. „Liebes, liebes goldenes Tantchen“, bat sie schluchzend, „sei uns nur nicht so böse, wir sind ja so unaussprechlich glücklich! Wir dachten — —“

Tante Melanie schnitt ihr das Wort mit einem Kusse ab. „So, so, unaussprechlich glücklich seid Ihr“, sagte sie in barschem Tone, der aber lächerlich unecht war, „das bildet Ihr Euch nur ein. Du bist noch viel zu jung und zu dumm, sonst überlegtest du dir noch etwas, ehe du dich an so einen Windbeutel, so ein abscheuliches Lügenmaul gewirfst.“

„Erlaube mal“, mischte sich Paul ein, der schnell begriffen hatte, daß die Ohrfeige nur ein Verlegenheitshandstreich der Tante war, „Lügenmaul ist ein ungewöhnlich harter Ausdruck. Als

Dichter hatte ich doch das gute Recht, Dichtung und Wahrheit nach Bedürfnis zu mischen. Es war übrigens so ziemlich alles Wahrheit, bis auf den Ort der Handlung und die Namen. Diese Verschiebung war im Interesse der Spannung notwendig. Die Spannung hat sich übrigens jetzt auf meine Wange übertragen. Du hast entschieden eine zu harte Kritik ausgeübt."

Tante Melanie lachte längst ihr sonnigstes Lachen, während ihr die nicht mehr zurückstaubaren Rührungstränen über die Nasenflügel rollten. „Ihr abscheuliches Gefindel“, schluchzte sie, „Ihr seid's ja gar nicht wert, daß die alte, blöde Tante, die Ihr so unverschämt hinter's Licht geführt habt, vor Freude heult!"

Dann ergriff sie die Hände der Liebenden und legte sie ineinander. „Seid treu!" — Sie bewegte die Lippen, als hätte sie noch etwas sagen wollen; doch sie vermochte es nicht und wandte sich ab.

„Tante Goldherz, Tante Goldherz!" jubelte Paul und umschlang sie von rechts. „O du Liebe!" jauchzte Erna und umschlang sie von links.

In diesem kritischen Augenblick kam Gottliebe auf die Veranda, staunte den Knäuel mit offenem Munde an und schrie: „Was ist denn? Ihr dermärschelt se ja!"

Da entließ das glücklich übermütige Pärchen die gute Tante aus der liebevollen Umklammerung und gab sich einen schier unendlichen Kuß.

Gottliebe schlug, vor Verwunderung sprachlos, ihre Hände mit einem lauten Klatsch zusammen.

											
<p>Dem Literaturforscher und Lustspieldichter</p> <p>Franz Jedrzejewski</p> <p>aus Laura hütte (Oberschlesien)</p> <p>zu seinem 60. Geburtstage.</p>											
<p>Alt oder jung, Jung oder alt, Was andre ehrt, Dich läßt es kalt.</p>						<p>Erhaben über Raum und Zeit Lebst, Dichter, du In Ewigkeit.</p>					
<p>Wilhelm Wirbisty.</p>											

Lieder an meine Kinder.

Von Margarete Baronin Sedlnitzky-Eichendorff.

Albrecht.

Werd' wie dein Vater, mein kleiner Sohn, Mein Liebling, den Gott mir behüte, Werde, wie er ist, so fest und so stark, Wie er, so von echtestem deutschen Mark, Wie er auch voll Mild' und voll Güte!	Werd' wie dein Vater, mein kleiner Sohn, Voll Kraft, voll Tugend und Sitte! O glücklich die Mutter, die sprechen kann: Werd' wie dein Vater, ein ganzer Mann, Das ist, was von Gott ich erbitte!
---	---

Paula.

Glaub' mir, mein Kind, das ist das Glück:
Geliebt mit einer Treue ohnegleichen,
Mit einer Treu, vor der die Jahre weichen
Wie nichts. — Mit dem Gefährten Hand in Hand
Dem gleichen Ziel und Streben zugewandt,
Im Aug' des andern ein Glück zu lesen,
Wie's nie in seinem Leben noch gewesen,
In seinem Blick, der zärtlich auf dir ruht,
Das treue, warme Wort: Ich bin dir gut!
Glaub' mir, mein Kind, das ist das Glück!

Rudolf.

Der Tag ist da, auch dich geb' ich nun hin,
Mein jüngster Sohn, o du mein Benjamin!
Mein Liebling du, — laß mich's dir leise sagen,
Wie schwer mir's wird, die Trennung zu ertragen!
Wie haben wir so zärtlich uns geliebt, —
Ich dich, — du mich, — nie hast du mich betrübt,
Mein bestes Kind, du meine stete Freude, —
Zum erstenmale, daß durch dich ich leide.
Der erste Schmerz, der je durch dich mich traf!
O bleibe gut, mein Sohn, bleib' fromm und brav!
Ich halt' die kleinen Hände in den meinen,
Ich seh' dich an — und Herz und Augen weinen.
Du trittst hinaus mit hoffnungsfrohem Mut:
Die Welt ist schön und alle Menschen gut,
Das Recht thut leicht, — o laße diesen Glauben,
Mein theures Kind, noch lange dir nicht rauben!

Moriz Graf Strachwitz.*)

Ein schlesisches Dichterbild von W. A. Rieger.

Es ist eine alte Wahrheit: Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben. Eine Tragödie des Schicksals ist es, mitten aus arbeitsfrohem Schaffen herausgerissen zu werden und so viele Hoffnungen dahinschwinden zu sehen. Der Kranz der Unsterblichkeit winkt, und dann kommt der bleiche Tod und zerstört auch den lockenden Lebensraum. Stolze Luftschlösser sinken zusammen und ein kleiner Erdhügel birgt ein Dichterherz, dem der grüne Lorbeer sich nur von ferne zeigte. Und so gingen in ihrer Jugend dahin Friedrich von Hardenberg, unter dem Namen „Novalis“ in der Literatur bekannt (1772—1801), Ernst Schulze (1789—1817), der Dichter der „Verzauberten Rose“ und „Cäcilie“, Wilhelm Hauff (1802—1827) und Dietrich Christian Grabbe (1802—1837), und mit ihnen sanken die Hoffnungen ins Grab, die man auf dichterisches Schaffen setzte.

Auch einigen schlesischen Dichtern winkte der Ruhmeslorbeer: das Schicksal hatte es anders beschlossen. In ihrer Jugend starben sie dahin, denn nur ein kurzes Lebensziel ward ihnen gesetzt. Zu welchen schönen Hoffnungen berechtigten Christian Günther (1695—1723), Friedrich v. Sallet (1812—1843) und Richard Georg Spiller v. Hauenschild (Pseudon. Max Waldau 1826—1855)!

Auch Moriz Graf Strachwitz gehört zu denen, die dem Vaterlande zu früh durch den Tod entrisen wurden.

Der Dichter wurde am 13. März 1822 zu Peterwitz Kreis Frankenstein geboren. Sein Vater entstammte einem der ältesten und angesehensten schlesischen Adelsgeschlechter, der seinem Sohne durch Hauslehrer im väterlichen Schlosse eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ. Nach dem Besuche der Schulen zu Frankenstein

*) Benutzte Quellen: Gedichte von Moriz Graf Strachwitz (Gesamtausgabe). — Die deutsche Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart von Professor Dr. Karl Macke. — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von Professor Dr. Anselm Salzer. — Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts von Rudolf v. Gottschall.

und Breslau bezog er zum Studium der Rechtswissenschaft die Universitäten Breslau und Berlin.

Nach vollendeter Ausbildung kam Moriz Graf Strachwitz als Referendar an das Kreisgericht nach Grottkau — jedoch behagte dem jungen, feurigen Manne die Beamtenlaufbahn nicht. Er verließ die Stellung und als er den Abschied aus dem Staatsdienste genommen hatte, trat er eine längere Reise nach Schweden und Norwegen an, wo sein empfängliches Dichtergemüt in der herrlichen Natur Anregung und Stoff zu den Liedern „Nordland“ und zu mancher Ballade aus dem Schatze der düsteren Sagenwelt erhielt.

Nach seiner Rückkehr lebte er einige Zeit auf seinem schönen mährischen Gute Schwebetau. Doch nicht lange hielt es ihn in der ländlichen Einsamkeit. In das Land der Sehnsucht der Künstler und Dichter trieb es ihn — nach Italien. Hier aber holte er sich den frühzeitigen Todeskeim. In der ungesunden Lagunenstadt Venedig erkrankte er, als er schon auf der Rückkehr nach dem Vaterlande begriffen war. Als todgeweihter Mann schrieb er hier die zehn herrlichen Gedichte des Terzinenzyklus „Venedig“. Wie bange Ahnung klingt es durch die Reime, wenn er im achten Gedichte singt:

Venedig schwindet in des Meeres Düften,
Schon rankt sich farbig in Gewind' und Lauben
Des Herbstes Rebe über samtnen Triften.

Der erste Staub beginnt am Weg zu stauben,
Und fast verwundert hör' ich wieder Pferde
Nach langer Zeit im Morgenwinde schnauben.

Doch fast verbittert mich die grüne Erde! —
Du edle Stadt, aus Wasser und aus Steinen,
Weiß Gott, wenn ich dich wieder wiedersehen werde.

Als wie ein Traumbild willst du uns erscheinen,
Und wie ein Traumbild seh' ich dich verwehen,
Und schaue nach und möcht' am liebsten weinen.

Dem wer gehört das Lied der Meeresfeen,
Der starrt noch lang' ins feuchte Aug' der Tiefe,
Bis er versinkt — und wird nicht mehr gesehen!

Und wenn mich nicht ein andres Auge riefte,
So scheu und tief, wie Adrias Gewässer,
Geblichen wär ich, bis mein Herz entschliefte —

Und nirgends schläft ein müdes Herze besser.

Er kam nicht mehr bis in die Heimat, denn in Wien ereilte ihn der Tod am 11. Dezember 1847. Ein hoffnungsfrohes Herz, dem die Zukunft so glückverheißend lachte, war gebrochen. —

Die Natur hatte Strachwitz mit einem reichen Talente ausgestattet. Neben einer tiefen Empfänglichkeit für alles Schöne in der Natur und im Menschenleben besaß er eine glühende Phantasie. Professor Dr. Macke schreibt in die „Deutsche Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart“ kurz und treffend über ihn: „Kraftvolle, markige Sprache zeichnet seine Dichtungen aus, gewaltige Bilder, tiefe Lyrik, ernst und keusch, allem Unedlen abgewandt.“

Als 20jähriger Jüngling ließ der Dichter 1842 die „Lieder eines Erwachenden“ erscheinen. Mit ihm trat er in die jungdeutsche Bewegung der Literatur ein. „Diese sind in der Tat, was der Titel besagt, nämlich frische, aus dem Herzen quellende Lieder eines edlen, so eben zum Leben der Poesie erwachenden Jünglings, den jedoch das helle Tageslicht noch ein wenig blendet und der sich daher noch nicht recht in die poetische Welt finden kann und oft in dunklen Träumen und in einem baechantischen Taumel eines unbestimmten Freiheitsdranges schwärmt“, urteilt v. Schmidt aus Danzig in seinem biographischen Vorwort zu den „Gedichten von Graf Moriz Strachwitz“ (Reclam Nr. 1009 und 1010). Der Dichter schnitt sich voll ungestümem Tatendrang in den Kampf, um seine Jugendkraft austoben zu lassen. Als ein Zeichen seiner eigenen Tatenlosigkeit erscheint ihm die Schwäche der Zeit. Er wendet seinen Unmut gegen alles Veraltete und Philisterhafte, kämpft gegen „Schelme und Lumpen“, gegen Trägheit und Faulheit, gegen alles, was das Gemeine bewundert und alles Große und Edle herabzieht. In dem Gedicht „Ein Gesicht“ singt er:

Es liegt im Tal ein weißer Stein,
Das ist ein Hünengrab;
Dort senkten sie im Totenschrein
Mein Vaterland hinab.

Und kreise du am Himmelsrand
Viel tausend Jahre noch,
Sie halten dich bei uns im Land
Für eine Krähe doch.

Es fliegt im Blau ein schwarzer Aar,
Das ist des Hünen Geist,
Der überm Grabe Jahr für Jahr
In steter Runde kreist.

Hier sieht man, was zur Sonne strebt
Für Doh! und Raben an,
Und was bei uns im Aase gräbt,
Heißt Adler oder Schwan.

Es lehnt am Stein ein Sängersmann,
Den kenn' ich wohl, bei Gott,
Der sieht zum Adler himmelan
Mit düster kaltem Spott.

Wohlschwebt' auch ich einst hoch genug
Und ward verkannt, verhöhnt,
Da hab' ich mir den Sonnenflug
Für immer abgewöhnt.

Hier stehen will ich, stumm und still,
Und sterben auf dem Stein;
Dann scharrt man mich, wenn's enden will,
Vielleicht daneben ein.

Du, komm' herab zu dieser Gruft
Und stirb allhier, wie ich:
Da droben in der deutschen Luft,
Da ist nicht Raum für dich!

In dem „Hymnus an den Zorn“ spricht er:

Auf den Nacken der Gemeinheit
 Seh' ich deine Sohle stampfen,
 An des Himmels Strahlenreinheit
 Deines Atems Stürme dampfen;
 Aus dem Rote, draus sie stammen,
 Seh' ich Knecht und Memmen kauern,
 Wenn aus deiner Rede Flammen
 Donnerkeile niederschauern.

Um der trägen Ruhe zu entgehen, wünscht er Völkergroll und Völkermord herbei, wenn er in „Ein wildes Lied“ singt:

Komm, Schlachtengebrüll, du Donner-	Komm, Klingentwischel und Schwerter-
wort,	blich,
Mit Wundengeklaff und Tod,	Komm, rasselnder Reitersturm,
Mit Völkergroll und Völkermord	Vor deinem Atem, du Mordgeschütz,
Und Völkermorgenrot!	Zerfahre Mauer und Turm!

Und weiter klagt er in „Wer wagt es“:

Das Hirn der Zeit ist ehern,
Es ist verstockt, vertaucht,
Es hat entflammten Sehern,
Noch immer nicht geglaubt. — —

Das Feld der Zeit ist steinig,
Es trägt nicht Blüte, noch Frucht,
Der Pflug zer splittert schleunig,
Der drin zu wühlen sucht!

In den „Neuen Gedichten“ (1847), welche die Abtheilungen „Den Männern“, „Den Frauen“, „Nordland“ und „Romanzen und Historien“ enthalten, tönen uns andere Klänge entgegen. Zwar sehnt sich der Dichter den Tag der Freiheit herbei und wettert gegen Deutschlands politische Ohnmacht („Deutsche Hiebe“), zwar bäumt sich seine vornehme Natur gegen die in auf-
rührerischer Absicht von Heine, Herwegh und Freiligrath gedichteten Liedern („Ein Wort für die Kunst“), und doch warnt er vor dem Geist, der an den Königsthronen rüttelt, wenn er in „Der gordische Knoten“ singt:

So kommt es, ihr Männer des ewigen:	Bis dahin webt mit Fleiß und
Nein,	List
So kommt's ihr Tyrannenvertreiber,	Eure Schlingen ineinander,
Es wird eine Zeit der Helden sein	Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.	Schickt Gott den Alexander.

Nun sehnt er sich zurück nach der Vergangenheit („Einst und jetzt“), nach dem „fernen Buchenwald“, in dem sie auffliegt „die Lerche in Flatterschwingung“ und „stumm ausgebreitet der Weih’ schwimmt“, wenn in „An die Romantik“ seinem Munde die Worte entfliehen:

Du warst Frau Venus dem Tamnhäuser Und seit das Volk, das kampfesblinde,
 Und Loreley dem alten Rhein, Dich jüngst verstieß von seiner Seit',
 Du schwirrst am Teich durch Zitter- Trinkst du im Wald die Milch der
 Als Erlenkönigs Töchterlein. [reißer Die Genoseva unserer Zeit. [Hinde,

Für sein Vaterland schlägt sein jugendliches Herz in hoher Be-
 geisterung, und er beklagt in ergreifenden Worten im „Der Himmel
 ist blau“ dessen Untergang:

Der Himmel ist blau! — Den grünen Zerschmettre den Römer an der
 Pokal Wand,
 Mit rinnendem Golde besenktet! Mit Tränen die Lippen wasche,
 Wer trinkt nicht gern, wenn Sonnen- Und traure um dein Vaterland
 In Rheinweinperlen leucht-t! [strahl In Asche, in Asche!

Seine glühende Vaterlandsliebe kommt besonders in dem Hymnus
 „Germania“ zum Ausdruck in der herrlichen Schlußstrophe:

Daß dich Gott in Gnaden hüte, Daß du strahlst von Meer zu
 Herzblatt du der Weltenblüte, Meere,
 Völkerwehre, Und dein Wort sei fern und nah
 Stern der Ehre, Und dein Schwert, Germania!

Frische, fröhliche Klänge, auf Detlev v. Liliencron hindeutend,
 schlägt Strachwitz in „Ein Reiterlied“ und „Noch ein Reiterlied“ an.
 Die Liebeslyrik des Dichters ist in „Ein Duzend Liebeslieder“
 und „Den Frauen“ weich und schwärmerisch und weniger geglückt,
 obgleich das Gedicht „Wie gern dir zu Füßen sing' ich mein tiefstes
 Lied“ sehr oft und auch volkstümlich vertont worden ist. Seine
 Naturgedichte sind einfach und schlicht empfunden („Die Rose
 im Meer“ und „Ein Wasserfall“); und im „Meeresabend“ klingen
 die unverfälschten Töne des Volksliedes an:

Sie hat den ganzen Tag getobt, Das ist der Atem Gottes,
 Als wie in Zorn und Pein, Der schwebet ob den See'n.
 Nun bettet sich, nun glättet sich Es küßt der Herr aufs Lockenhaupt
 Die See und schlummert ein. Die schlummernde See gelind
 Und drüber zittert der Abendhauch, Und spricht mit säuselndem Segen:
 Ein mildes, heiliges Weh'n, Schlaf ruhig, wildes Kind!

Ganz bedeutendes leistete Strachwitz in der Balladendich-
 tung, deren Stoff er meistens der nordischen Sagenwelt entlehnte
 („Rolands Schwanenlied“, „Frau Hilde“, „Richard Löwenherz Tod“,
 „Herrn Windfrieds Meerfahrt“, „Das Elfenroß“, „Helgas Treue“,
 „Rolf Düring“, „Das Herz des Douglas“ u. a. m.) „Der gefangene
 Admiral“ ist von Karl Löwe meisterhaft vertont worden. In der
 biblischen Ballade „Pharao“ und in „Sie Welf“, „Die Jagd des
 Moguls“, „Heinrich der Finkler“, „Türkische Justiz“ u. a. entnimmt

er anderen Zonen und Völkern den Stoff. Das Volkstümliche in der Schwankdichtung („Wie ein fahrender Hornist sich ein Land erblickt“ und „Wie der Jungherr Ebbelin die Nürnberger foppen tat“), das sein Landsmann August Kopisch so meisterhaft trifft, glückt ihm jedoch weniger.

Strachwitz hat in der Formenstrenge und der Glätte seiner Verse sich an Platen gebildet („In Platens Schatten“ und „Bei Platens Tode“), und so meistert er auch die schwierige Form der Ghaselle und des Sonettes mit Leichtigkeit.

Bei dem Dichter muß in Betracht gezogen werden, daß ihn der Tod aus der Sturm- und Drangperiode herausriß. Bei einer längeren Lebensdauer hätte sein schönes Talent noch manche herrliche Frucht gezeitigt. Erscheint es dem nüchternen Beurteiler auch übertrieben, wenn begeisterte Verehrer ihn „einen Platen des Schwertes“ und „einen aristokratischen Herwegh“ nennen, so ist doch nicht abzuleugnen, daß er unter den leider zu früh dahingegangenen Talenten einen ehrenvollen Platz einnimmt, dessen Werke jedem Leser reine Stunden der Weihe bieten. Möge der Dichter Moriz Strachwitz, dessen Stirn der bleiche Tod zu zeitig küßte, seinen schlesischen Landsleuten näher gebracht werden und mögen die kurzen Ausführungen dazu beitragen, einen beinahe „Vergessenen“ dem unverdienten Dunkel zu entreißen, der nicht nur sein schönes, weites Vaterland, sondern auch seine engere, schlesische Heimat mit der ganzen Kraft seiner jungen und keuschen Seele liebte! Mögen auch in Zukunft des Dichters Worte gelten, die er in einem Sonett in den „Liedern eines Erwachenden“ ausspricht:

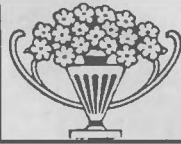
Schämst du dich, Deutscher, deines Vaterlandes,
 Der mark'gen Heimat alter Heldenjüge,
 Daß du als Stelle deiner Säuglingswiege
 Den Teil nur nennst des innigen Verbandes?
 Sei's auf dem Stein des Ostseeklippenstrandes,
 Sei's, wo du schlürfst des Rheinweins Nektarzüge,
 Der einz'ge Namen tut dir stolz Genüge,
 Vom Meere bis zum Schnee des Alpenrandes.
 Denn von dem Leib von unerreichtem Ruhme,
 Sollst du ein Glied nicht räub'risch einzeln brauchen,
 Sonst machst du ihn zum Stumpf, zum säftelosen.
 Drum blühe fort, du deutsche Heldenblume,
 Mild angeweht von deutscher Lieder Hauchen,
 Die schönste von des Länderkranzes Rosen.





Das Opfer.

Von P. Alfred Wlogzka, S.V.D.



Stendliche Schneewehen. Steglosen Weg
Weist knorr'ger Kastanien Straßengeheg;
— Zwei schwarzlange Zeilen auf weißer Wüste
Fürs Elend, das etwa dazwischen blühte; —
Denn herzlos peitscht grimmkalter Nordwest
Ins schauerlich heulend', sich krümmend' Geäst.
Und wirklich! Fern, fern, wo die Bäume sich einen,
Da sieht einen Punkt man kleinwinzig erscheinen.
Er regt sich? — Es steht — es bewegt sich nach vorn.
Hei, wie da der Sturmwind vervielfacht den Zorn!
Mit Wollustgepfeif auf unwirtlichen Wegen
So wichert dem Unglücksgeschöpf er entgegen.
Nun schüze es Gott! Er hat es erreicht:
Ein Weib! — Wie, ein Mütterchen? Weh, wie es leicht!
Ganz atemberaubt muß es halten — da reißt
Herunter das Tuch ihr der Sturm wie ein Geist
Und sprüht ins Gesicht ihr, in Welkhaar und Nacken
Des Frostnadeleises Spitzen und Zacken.
Sie taumelt: „Mein Tuch!“ — Doch vergeblich sie greift;
Der Sturmkobold lachend es längst weithin schleift. —
„O, helft doch, ihr heiligen Engel dort oben!“
Solch Tränengebet überwindet das Toben.
Und weiterhin wankt sie: „Wie weit noch!“ O, weh!
Wie flimmert das Aug' schon vom schimmernden Schnee!
Wie wund schon der Fuß! — Da, o große Pein,
Tief, grabentief sinkt sie im Schneefelde ein;
Mit Mühe nur rafft sie sich auf — neuer Schrecken:
Der ärmliche Schuh blieb am Grunde ihr stecken.
Fast schwinden die Sinne, das Herz bleibt ihr steh'n:
„Maria, hilf barfuß den Kreuzweg mir geh'n!“
Getröstet in ihrem gottgläubigen Sinn,
So schleppt sich die Martyrermutter dahin.
Nicht lange mehr — — Schwanden die Bäume zur Linken?
Gehst irr sie? — Ein Feldkreuz! Tat Christus ihr winken?
Wahrhaftig, der Heiland!
„Herr, Leben gab einmal ich meinem Kind —
Nun sterb ich — für Richard — sei gnadgesinnt!“ — —
Gebrochen der Blick; weithoffend die Lider,
Sinkt still sie bei ihrem Erbarmer nieder. —

„Und heut', meine Herrn, will ich erklären
 Die beiden Großhirnhemisphären.
 Lokalisiert alle Funktionen —
 nach Gall — im Menschenhauptirn wohnen.
 Durch Experiment-Phrenologie
 Erkennt und benannt ist jede Partie.
 Es wirken — zeigt Broka uns unzählige Mal —
 Halbseitige Strömungen diametral.
 Und m e i n e Messungen haben erwiesen:
 Viel Phosphor im Hirn gibt Geistesriesen.
 Es wächst und entwickelt im teigigen Mehle
 Mithin sich die sogenannte Seele.
 So ist auch der ganze religiöse Instinkt
 Saft, der aus der Zirbeldrüse dringt.
 Bin sicher, daß einst man bei m i r n i c h t s entdeckt,
 Doch haben wir heut hier ein dankbar Objekt;
 Es lag ja doch, sagten Sie nicht, Herr Kollege,
 Dies Weib erfroren v o r m K r e u z am Wege?
 So machen wir denn die Probe darauf,
 Nun decken Sie den Kadaver auf!“
 Es fällt die Hülle. Um Marmortisch
 Ruht weiß und welk, gewaschen frisch
 Der hagere, kalte, erfrorene Leib.
 Ein Blick des Professors: „Weh, wer ist das Weib?“
 Gebrochen der Blick, weithoffend die Lider —
 Der Doktor bricht in die Kniee nieder.
 „Ich hatt' auf dein flehentlich Schreiben nur Spott,
 O Mutter, Mutter, so straft mich Gott!“



Trost!

Willst du, o Mensch, verzagen,
 Umringt dich düst're Nacht:
 Nach hängen Leidestagen
 Die Sonne wieder lacht!

Nach Golgatha hin eile,
 Schau dort das Gotteslamm:
 Das litt, für uns zum Heile
 Am harten Kreuzesstamm!

Der selber ohne Fehle,
 Nahm auf sich alle Schuld
 Trag drum, o Menschenseele
 Dein Kreuz nur in Geduld!

Albert Bergmann.



Sie glichen sich schon von weitem und in der Silhouette in lächerlicher Weise, die beiden Schwestern; denn sie waren beide „ungesund“. Mit diesem schonenden Ausdruck umschreibt der rücksichtsvolle Schlesier, was gröbere Leute „bucklig“ nennen. Der Unterschied in diesem Körpergebrechen bestand bei den Schwestern darin, daß Anna die verunstaltende Bürde auf der linken, Mariechen aber auf der rechten Seite durch's Leben schleppte. Dementsprechend sah auch Anna jeden Höhergewachsenen, mit dem sie sprach, von rechts unten her an, während das Mariechen von links unten her tat; denn solch eine „Kriegskasse“ (so benannten die ungewaschensten Mäuler solchen Rücken-Schönheitsfehler!) nötigt, den Kopf nach der entgegengesetzten Seite schief zu halten, gleichsam zur Herstellung des gestörten Körpergleichgewichtes. Ganz übereinstimmend stellten bei solch schrägem Aufwärtsblicken die beiden Schwestern ihre Augäpfel schief ein und zwar mit jenem Augenaufschlag, der in die Blicke von Buckligen immer etwas von einer ständigen leisen Abbitte legt, daß man andern mit seinem Anblick ästhetisch lästig fallen müsse.

Wohlgemerkt: nur in den Blicken der gutartigen Buckligen liegt so etwas. In denen der boshaften — und deren gibt's begreiflicherweise nicht wenige — liegt ganz andres. Das gehört aber nicht hierher, wo ich von den Schwestern Hilbig sprechen will.

Denn die stimmten in einer grenzenlosen altjüngferlichen Herzengüte ebenso überein, wie in der Art, mit der sie ihre zu langen Arme etwas gekrümmt nach hinten streckten, wenn sie geschäftig wie hastige Lazerten über den Bürgersteig schossen. Sie stimmten darin so sehr überein, wie in dem winzigen Brummer, zu dem sie ihr schon stark ergrautes Haar hinter den reichlich großen Ohren zusammengedreht trugen.

Sie waren auch im Alter kaum um Jahresfrist auseinander. Aber man erzählte sich, ihr Vater, der Kleingärtner Hilbig draußen in der äußersten Vorstadt, habe zu dem betrüblichen Faktum, daß ihm seine Frau so schnell hintereinander zwei Mädchen mit so übelbeschaffener Wirbelsäule bescherte, nichts weiter gesagt als: „Na, Mutter, laß gut sein! Übers Jahr wird's wohl heißen: „Aller guten

Dinge sind drei! Und nachher, da werden schon die Geradegewachsenen kommen!"

Der Himmel hatte ob solch gelassener Ergebenheit ein Einsehen: er wartete mit dem weiteren Kindersegen mehr als eine Mandel Jahre. Dafür wurde es dann aber auch ein Junge, und zwar ein ganz kolossaler. Er kostete nicht nur der Mutter bei seiner Geburt das Leben, sondern er ging auch so maßlos in die Länge und Breite, daß er schon mit zehn Jahren einen Kopf über die Schwestern hinausgeschossen war.

Die betrachteten ihn vom ersten Lebenstage an wie ein Wunder, und weil ihm auch von derselben Zeit an die Mutter fehlte, als ihr Ziehkind.

So war's in diesem Falle ein Glück, daß Bucklige meist frühreif sind und vorzeitig altern.

Die beiden 17- und 18jährigen Mädels entwickelten gegenüber dem dickköpfigen Schreihalse so viel mütterliche Eigenschaften, daß der alte Vater kopfschüttelnd ihrem Pflegerinneneifer zusah und sich trotz des „Spätlings“ nach Jahr und Tag mit einer gewissen Seelenruhe seiner verblichenen „Alten“ nachschlich.

Nun begann ein heldenhaftes Ringen der beiden zwerghaften Mädchen um ihre und des Hünenbruders Erhaltung.

Sie teilten sich zielbewußt in die Aufgabe, wie es ihren Anlagen entsprach.

Anna übernahm die Gärtnerei und führte sie — wenn auch in etwas verbaueter Weise — weiter. Mariechen aber suchte Kundenschaft als Weißnäherin und besserte schadhafte Wäsche aus. Und weil sie sich mit zwei „Guten Groschen“ Tagelohn und der Kost begnügte und den ganzen geschlagenen Tag nicht von der Arbeit aufsah, fand sie bald einen Kundenkreis, der sich nach und nach so erweiterte, daß sie für jeden einzelnen Wochentag in einem andern Bürgerhause Stammgast wurde. Nicht lange, so wußte jedermann im Städtchen, daß Hilbichs Mariechen Montags bei der Frau Bürgermeister, Dienstags bei der Frau Rämmerer und so die Wochentagsreihe durch in den Notablenhäusern ausbesserte.

Am Freitag hockte sie in der Plätt- und Nähstube der Frau Primarius, am Sonnabend aber im Mädchengelaß der Frau Kreisrichter. Und es hatte einstmals einen bösen Sturm im Wasserglase gesetzt, als diese, die Frau Kreisrichter, den Versuch gewagt hatte, der Frau Primarius einen Wechsel in ihren Ausbessertagen vor-

zuschlagen. Man hatte sich lange die Köpfe zerbrochen über den Grund der hochgehenden Gemütswogen, bis die ganz Schlaunen und ganz Ortskundigen herausbrachten, daß die hypersparsame Frau Primarius ihren Nähfreitag deshalb so heldenhaft verteidige, weil's Freitags ortüblicherweise ein Fastengericht gebe und sie so an Hilbich-Mariechen das Fleisch sparen könne, ohne Schande davonzutragen.

Denn — sonderbar! — man fürchtete es in diesen Kreisen unheimlich, von Hilbich-Mariechen „beschantiert“ zu werden, trotzdem die Näherin überall in einem möglichst entlegenen Gemache isoliert wurde, und trotzdem sie immer nur den herb geschlossenen Mund zu einem Bescheide auftat, wenn sie ausdrücklich nach etwas gefragt wurde.

Aber das war's ja gerade!

Jede der Nähpatroninnen dieses Hilbich-Kreises wußte es genau, daß die andere vormittags oder nachmittags am Ausbessertage ein paar Stunden für keinen Besuch zu sprechen war. Dann saßen die Damen in der jeweiligen Ausbesserstube, angeblich, um Hilbich-Mariechen ein wenig zu helfen, in Wahrheit aber, um der sonst so Schweigsamen die Daumenschrauben neugieriger Fragen anzudrehen. Und weil Mariechen im Laufe der Jahre die Erfahrung gesammelt hatte, daß da Sperren und Widerstreben nichts fruchteten, machte sie schon längst aus ihrem Herzen keine Mördergrube mehr, sondern berichtete — aber immer nur auf hochnotpeinliches Befragen! — was ihr in der Atmosphäre der andern Haushaltungen gleichsam ganz ohne ihr Zutun, Lauern oder Lauschen angefliegen war.

So kam Hilbich-Mariechen in die Lage jener fahrenden Sänger der Ritterzeit, die man auf den Burgen behutsam wie rohe Eier behandelte, um nicht von ihnen auf den Nachbarschlössern übel verunglimpft zu werden.

Und so wurde Hilbert-Mariechen ein stiller Machtfaktor in der kleinen Landstadt, in der jedermann ganz besonders ängstlich über einer tadellosen Reputation wachte, weil man als Bürger und Bürgerin einer „Residenz“ auch einen guten Ruf „auf dem Schlosse“ genießen wollte, das nun leider schon so lange den Glanz des fürstlichen Hoflagers entbehren mußte.

Deshalb, wenn die Frau Bürgermeister Dienstags früh um $3\frac{1}{4}$ 8 Uhr ans Fenster trat, um zu warten, bis sie Punkt 8 Uhr die kleine bucklige Person im Hause des Rämmerers (der unverschämterweise selbst Hausbesitzer war!) verschwinden sah, dann überhastete

sie jedesmal in Gedanken alle häuslichen Geschehnisse des vorangegangenen Montags mit der peinlichen Sorge, ob's daran wohl was zu kritteln geben könne, wenn das Mariechen nun drüben auf der andern Ringseite darüber ins Gebet genommen würde.

Und diese stille Macht wuchs ins Ungemessene, als Mariechens Ruf schließlich auch ins fürstliche Schloß gedrungen war und die Frau Schloßhauptmann sie gleich für zwei Tage in der Woche zum Ausbessern beehrte.

Alle Patroninnen Mariechens waren sich darin einig, daß es gegen diesen Wunsch kein Auflehnen gebe, so schmerzlich es für einige unter ihnen auch sein mochte, nun auf den langgewohnten Beistand Mariechens verzichten zu müssen.

Doppelt schmerzlich, weil sich mit dieser Änderung auch eine ungemein fördernde im Nähbetriebe Mariechens verband: sie schaffte sich nämlich auf den dringenden Wunsch der Frau Schloßhauptmann und mit deren finanzieller Unterstützung eine der neumodischen Nähmaschinen an, die man mit der Hand drehen und vor sich hin auf jeden Schneidertisch stellen konnte.

Mit diesem Maschinchen zog sie nun von Haus zu Haus.

Es wog an sich nur wenige Pfund, aber für die kleine Person war's doch eine recht erhebliche Last, und die väterliche Gärtnerei lag weit draußen.

Wie nützlich hätten sich da die so unheimlich wachsenden Körperkräfte des Bruders betätigen können!

Der Schlingel wuchs und wuchs, daß ihm schon mit 10 Jahren jede Tür in der Hilbich-Gärtnerei zu niedrig wurde, und mit vierzehn Jahren stieß er die Dachscheiben des kleinen Warmhauses durch, in dem die Schwester Anna die kostbarsten Gewächse überwinterte. Sie hätte es längst niedergelegt, denn seine Instandhaltung verschlang einen guten Teil ihres Verdienstes; aber ihr erschien das Glashaus wie ein Wahrzeichen dafür, daß ihr Betrieb noch eine regelrechte Gärtnerei sei. Und als solche wollte sie ihn dem reckenhaften Bruder auch erhalten.

Der zeigte freilich mit fortschreitenden Jahren immer deutlicher, daß er keine Anlage zum Gärtner habe.

Er schien überhaupt zu nichts Anlage zu haben als zum Wachsen und zum In-die-Höhe und In-die-Breite-Gehen.

Auch zum Lernen stellte er sich übel an.

Der alte Kantor sagte oft verzweifelt zu den Schwestern, die so begabte Schülerinnen gewesen waren: „Es ist doch ein Leiden mit dem Frize: das Gehirn wächst nicht mit. Knochen und Fleisch gedeihen erschrecklich bei ihm. Aber das Gehirn bleibt wie 'ne welsche Nuß. Und vom Eindreschen bin ich kein Freund. Man könnt's ja auch bei dem langen Laban kaum riskieren. Was der für Kräfte hat!“

Mit Kränkung vernahmen die Schwestern solche Urteile. Aber schließlich waren sie doch zu verständig, um durch ihre Liebe zu dem Enaksohne ganz blind für seine Schwächen zu werden.

Den Kampf mit seiner Abneigung gegen die Arbeit in jeglicher Form gaben sie jedoch frühzeitig als ganz hoffnungslos auf. Deshalb trug auch Mariechen alltäglich ihr Maschinchen allein zur Arbeitsstelle und wieder zurück, ob sie gleich nach solcher Schlepperei ihre Arme oft nicht mehr fühlte. —

„Der starke Frize“ (wie er nun schon im ganzen Städtchen benannt wurde) half nach seiner Konfirmation der Schwester Anna, was er so helfen nannte. Es gehörte wirklich die ganze Affenliebe der verbütteten Person dazu, daß sie nicht die Harke schon hundertmal umgekehrt und mit ihrem Stiele ihm den breiten Buckel verdroschen hatte, wenn sie ihn immer und immer wieder schnarchend im Grase liegen fand, statt beim Graben und Hacken.

„Er kann halt eben nicht anders“, entschuldigte sie den Faulen vor sich und der Schwester. „Er hat eben zu sehr am eignen Fleische zu schleppen. Das macht 'n haltig müde.“

Aber der stumm getragene Gram legte doch allmählich einen grauen Schleier auf die blanken Augen der Schwestern, und wenn Mariechen von ihren Ausfragerinnen allein gelassen wurde, dann tropfte es oft heiß und salzig aus den tief auf die Arbeit gebeugten Augen auf ihre bebenden Finger herab. Und an Schwester Anna nagte draußen zwischen den Beeten in Wind und Wetter ebenso wie an Schwester Mariechen drinnen in den muffigen Näh- und Plättstuben unablässig wie ein Wurm die bohrende Frage: „Was soll aus ihm werden? Was denn bloß?“

Diese Frage in ihrem so früh ergrauten Kopfe wälzend, schleppte eines Abends Mariechen ihr Maschinchen keuchend durch dicken Novembernebel der heimischen Gärtnerei zu. Sie mußte kurz vor dieser eine Strecke lang am Flusse auf einem schmalen Damme hingehen, den bei feuchter Jahreszeit auch auf der anderen Seite ein Wasserlauf begleitete. Der Damm war in der Mitte durchbrochen,

um jenes periodische Rinnfal zum Hauptflusse abzuleiten, und über diese Durchbrechung führte ein schmaler Holzsteg.

Das war die Stelle des Heimwegs, die Mariechen an düstern Abenden immer die Haut schauern machte, so viel hundertmal sie auch schon das Brücklein passiert hatte. Gewohnheitsmäßig klammernte sie sich immer mit der Linken am Geländer fest, das auf der einen Seite den Steg begleitete.

Und diese Gewohnheit rettete ihr heute das Leben: sie wäre ohne dies Fassen am Geländer entlang rettungslos ins Wasser gefallen.

Denn mitten auf dem schmalen Stege stieß ihr Fuß gegen den Körper eines Menschen, der lang auf dem Brücklein ausgestreckt lag. In der Eile und wegen des ungewöhnlich dicken Nebels hatte sie das Hindernis nicht eher bemerkt, als bis sie dagegen prallte.

Wie gelähmt sank sie mit einem leisen Auffschrei gegen das Geländer. Der Angestoßene aber richtete sich langsam mit mißvergnügtem Grunzen auf und saß, sich verwundert umschauend und die Augen reibend, mit ausgestreckten Beinen auf dem Brücklein.

„Mein Gott!“ dachte die gute Seele von Mariechen, „er wird noch ins Wasser plumpsen.“

Und voll Selbstüberwindung trat sie einen Schritt näher an den brummend Hin- und Herschwankenden heran, der in der Nebelvergrößerung wie ein hockender Riese vor ihr aufragte.

Stimme und Körperumriß nuteten dabei Mariechen sonderbar vertraut an, und als sie nun unmittelbar hinter ihm stand, da durchzuckte es sie wie ein Dolchstoß.

„Fritz?“ stieß wie sie gewürgt hervor mit dem kurzatmigen Tone der Buckligen. „Fritz! Um Gottes, Himmels Willen, was machst du denn hier?“

Der siebzehnjährige Goliath läute etwas Unverständliches und machte Anstrengungen, sich zu erheben. Dabei schwankte er aber so bedenklich gegen das Wasser hin, daß der Schwester das Herzblut stille stand.

Sie flüsterte erregte Stoßgebete zwischen ihren früh verwelkten Lippen hervor, stellte behutsam ihr Maschinchen hinter sich auf die Brückenbohlen und tastete dann mit ihren zitterigen Fingern nach den massigen Schultern des Betrunkenen, alles nur in dem einen Gedanken: „Daß er nur nicht 'neinstürzt! Nur nicht ins Wasser stürzt!“

Und die Sorge um sein Leben erstickte zunächst allen Schrecken über dies erstmalige Betrunkensein des Unholdes und allen Ekel darüber, bis sie ihn endlich, Blut schweisend, vor sich her zur andern Dammseite geschoben hatte.

Fast hätte sie in der namenlosen Angst um den Stolpernden ihr Maschinchen ganz vergessen und stehen lassen: das Maschinchen, an dem sie noch immer mühselig zu bezahlen hatte.

Seit diesem Abende schlangen zwei graue Sorgengeier ihre dunklen Fittiche um die Köpfe der beiden Schwestern, „Faulheit“ hieß der eine und „Suff“ der andre.

Und nicht lange, so ließ der athletische Bruder noch einen dritten auf sie los.

Das war der schlimmste Sorgengeier und hieß „Liebe“, d. h., was der Bruder Fritz so unter „Liebe“ verstand!

Andre legten seinen Trieben minder zarte Benennungen bei. Und selbst die Schwestern fanden diesmal harte Bezeichnungen für ihn.

Denn zu Angst und Abscheu, die die früheren Unarten Fritzens in ihnen erweckt hatten, gesellte sich jetzt als noch tausendmal mehr aufregendes Gefühl die Eifersucht.

Die armen späten Mädchen krochen immer krümmender in sich hinein, je mehr sich der starke Bursche aus seinen breiten Schultern herausreckte, um den „geilen Frauenzimmern“ — (so harte Worte fanden die Schwestern) — seine stolze und starke Mannbarkeit möglichst aufreizend vor Augen zu stellen. Und die Eifersucht fraß ihre Runen tiefer in der Schwestern verfallene Gesichter, als all das andere Zehrende sich eingegraben hatte, so tief, daß schließlich selbst die Frau Schloßhauptmann nicht mehr vornehm und gedankenlos darüber hinwegsehen konnte. Sie tippte einmal leise in einer besonders leutseligen Stunde bei Mariechen ob ihres heimlichen Kummeres an. Und siehe da: diese ungeahnte Teilnahme schüttete das vollgerüttelte Sorgengefäß, daß die Krumme bisher so mühsam auf ihrem geduckten Haupte balanciert hatte, gänzlich um, so daß es sich nun in einer Tränenflut vor der erstaunten Schloßhauptmännin entleerte.

Betreten suchte sie zu trösten und ließ auch Versprechungen auf Hilfe einfließen. Mariechen möge nur einmal überlegen, wie sie ihr in diesem Bruderkummer beistehen könne.

Mariechen küßte dankbar-gerührt die grübchenreiche Hand der huldvollen Frau und schluckte dann heldenhaft an ihren Tränen.

Den Rest des Nähtages aber und den Heimweg in der Dunkelheit vergrübelte sie allein, die nachfolgende schlaflose Nacht aber in Gemeinschaft mit der ebenso kummervollen Schwester darüber, wie man dieses illustre Angebot von Hilfe wohl ausnützen könne.

Aber sie fanden nichts passendes, und bedrückt schlich am andern Morgen Mariechen wieder dem fürstlichen Schlosse zu.

Am Portal seines Parks, da, wo sich dieser nach einer der Stadtstraßen öffnete, stand der alte Portier Wachsmann in seinem langen Mantel mit den großen Wappenknöpfen, der ihm bis zu den Waden reichte, mit dem Dreispiz auf dem schlohweißen Haupte, den langen, schwarzen Elfenbeinstock mit dem großen, silbernen Knopf weit von sich abgespreizt, und nickte der Jungfer Hilbichen ein gnädiges „Passiert!“ zu.

Wachsmann war einstmals ein stattlicher Mann gewesen, eines Hauptes länger denn alles Schloß- und Stadtvolk. Bewundernd standen in älteren Zeiten die Kinder des Städtleins im Halbkreise um das Schloßportal her und bestaunten die Glieder- und Livree-Pracht dieses Mannes, der ihnen da draußen die fürstliche Majestät des Königsvetters widerspiegelte und verkörperte, dem er den Schloßzugang bewachte.

Jetzt war dieser Wachsmann freilich nur noch eine Ruine seiner Glanzjahre. Der Dreispiz wackelte bedenklich mit dem Greisenhaupte hin und her, und aus dem zahnlosen Munde zischten Fragen und Antworten undeutlich hervor. Der Portier war so auch jetzt wieder ein Spiegelbild der Verhältnisse hinter seiner Schloßpforte: der fürstliche Glanz dieser kleinen Residenz war erblindet, seitdem Durchlaucht nicht mehr selbst im Schlosse wohnte und es nicht mehr zum weitberühmten Musentempel machte.

Mit schüchternem Gruße glitt Hilbich-Mariechen heut wie sonst immer an dem klapprich gewordenen Portalriesen vorüber und hastete auf der breiten Lindenallee dem Schlosse zu.

Plötzlich aber blieb sie stehen: ein Gedanke hatte blitzartig ihren Kopf durchzuckt und hemmte mit einem wahren Anprall gegen ihre Gehirndecke ihre Schritte.

Es war eine jener Erleuchtungen, die wohl über jeden Menschen einmal als Lebensumgestalter kommen, ungesucht, ungeahnt und doch folgenswer.

Gleichsam visionär sah Hilbich-Mariechen plötzlich ihren Sündenbruder an Stelle dieses verbrauchten Pfortenhüters, angetan mit dem

langen Livree-Mantel, den ehrfurchttheischenden Stock weit von sich abgespreizt.

Und sofort leuchtete es in ihr auf: „Das wäre die Rettung!“ Ein Amt war das, wie eigens für den Bruder geschaffen!

Hier brauchte er nichts zu tun, als durch die bloße Erscheinung seiner massigen Glieder zu wirken.

Und in dem schmucken kleinen Pfortenhause war Raum für mehr als zwei Menschen. So konnte man ihn möglichst bald verheiraten — mit einer tatsamen Person, die ihm die Sucht nach der Schnapsflasche gründlich austrieb.

Und Mariechen hielt sogleich eine hastige Ausschau nach einer geeigneten Frau Schloßpförtnerin, ganz vergessend, daß der alte Wachsmann noch lebe, und daß ihr Bruder erst ins achtzehnte Jahr gehe.

Lange freilich hielt die phantastische Kühnheit, mit der sie da ihren Sorgenbruder in fürstliche Ämter und ehemännliche Würden einsetzte, nicht an. Als sie die steile Wendeltreppe zur schloßhauptmännlichen Nähstube mit ihrem Maschinchen hinaufsteuchte, war das schöne Traumbild von der Park-Pforte schon beinahe wieder in graue Nebel zerflossen und hätte sich wohl auch gänzlich in solche aufgelöst, wenn die Frau Schloßhauptmann nicht gerade heute ihren ganz erlesen leutseligen Tag gehabt und Mariechen bei ihrem Nachmittagbesuch auf der Nähstube nicht so sehr teilnehmend gefragt hätte, ob sie wohl nachgesonnen habe, wie sie, die Schloßhauptmännin, ihr in ihrem Bruderharme beistehen könne.

Da rückte Mariechen mit ihren visionären Gedanken zwar stockend, aber doch in einer Kühnheit heraus, die ihr bis an ihr Lebensende selbst unbegreiflich geblieben ist, und in der sie später eine besonders unbarmherzige Lenkung des ihr widrig gesimten Geschickes erblickt hat.

„Hm, hm!“ machte betreten die Frau Schloßhauptmann. „Ihr ungeschlachter Bruder als Nachfolger des braven Wachsmann? Ja, Jungfer Hilbichen, da muß man sich doch erst mal drein finden! Das scheint mir doch —“

„— nicht opportun!“ wollte sie eigentlich fortfahren. Aber sie verkniff sich's; denn sie sah, daß die kleine, bucklige Mamsell ohnehin vor Schreck und Gram zu einem gestaltlosen Bündel verlegenen Elends zusammenschrumpfte.

Und dann — es schmeichelte der Schloßhauptmännin nicht wenig, daß ihr die kleine Unglückliche da einen solchen Einfluß auf die Besetzung fürstlicher Amtsstellen zutraute.

Und es reizte sie, dies Vertrauen zu rechtfertigen.

So flötete sie nun Hilbich-Mariechen ein unverpflichtendes Vertrauungswort zu und ging geradenwegs in die Amtskanzlei des Herrn Schloßhauptmanns, wo sie ihrem Gatten Mariechens Wunsch als ihren eigenen und unumgänglichen vortrug.

Das Ergebnis des darob anhebenden, sich recht lebhaft gestaltenden Gesprächs war, daß die Frau Hauptmännin in der Dämmerstunde noch einmal zu Mariechen in die Nähstube gerauscht kam und der mit Herzstocken Aufhorchenden mitteilte, es sei wohl möglich, daß ihrem Nichtsnutz von Bruder dermaleinst die erledigte Portier-Stelle anvertraut würde.

Uber — er müsse vorher beim Militär gedient haben!

Dabei könne er gleich beweisen, ob er sich zusammenzureißen verstehe. Um besten deshalb, er trete bald ein und zwar freiwillig! Die drei Jährlein, die über dem Dienen zu vergehen hätten, werde der alte Wachsmann schon noch durchhalten. —

In Mariechens verkümmertem Busen mischten sich jetzt Wonne und Schmerzen wie Wermut in einem Becher süßen Weines.

Welch freudige Aussicht, dieser fürstliche Posten!

Und welch bittere, diese Militärjahre!

Wie sollte der Träge die nur überstehen?! —

Ein wahres Gewimmel von Schreckgespenstern quirlte in der Phantasie der Armen auf, wie sie so an all' die Schaudergeschichten von Rekrutenquälereien dachte, die sie hatte erzählen hören.

Und doch —!

Dienen mußte „der Labander“ doch einmal! Das war gewiß wie das Amen in der Kirche! So geschah's am besten bald! Und wenn er wußte, was er sich mit einer befriedigenden Führung erobern konnte, dann hielt er sich wohl auch als Soldat zu leidlicher Zufriedenheit. —

Der starke Frize tobte, als er hörte, welche Suppe ihm da schwesterliche Liebe eingebrockt hatte.

Er denke nicht dran, eine Stunde früher beim Militär einzutreten, als es unbedingt sein müsse. Die Schinderei komme ihm immer noch zurecht, wenn's gar nicht mehr anders sein könne. So polterte er.

Schließlich aber siegte auch bei ihm das Verlangen nach dem schönen, geruhfsamen Posten am fürstlichen Parktor und nach der stattlichen Montur, in der er sich bei allen mannstollen Jungfern weit und breit die sieghafte Wirkung versprach. Und weil er auch

einsah, daß man dem alten Wachsmann nicht mehr allzuviel Lebenskraft zutrauen dürfe, willigte er schließlich auch in die baldige Meldung zum freiwilligen Eintritt bei den Königsgrenadieren in Liegnitz.

Das geschah im Herbst des Jahres 1869. —

Für die beiden Schwestern begann nun eine Zeit unerhörter Kraftanstrengung. Denn der Rekrut schrieb zwar selten ein paar Zeilen; wenn er aber schrieb, war's jedesmal ein Notschrei um Geld.

Unter der Fuchtel solcher Briefe verdoppelten die beiden Zwerglein mit ihrer Riesenbruderliebe gern die Arbeitsportionen und ließen ebenso gern die Schlafportionen auf die Hälfte zusammenschrumpfen, um mit Wurst-, Speck- und Geldsendungen nach Liegnitz nicht kargen zu müssen.

Und von Woche zu Woche schritt Mariechen mit immer gehobenerem Glücksgefühl durchs fürstliche Parkportal. Schon ließ es sich ja in bescheidner Zahl ausdrücken, wie oft sie noch an dem fremden, wackligen Portier vorübertrippeln müsse, bis sie zum ersten Male der junge, unendlich stattlichere Torhüter hier brüderlich begrüßen werde.

Und jedesmal segnete sie die Stunde, in der sie ihre Fassung vor der Frau Schloßhauptmann verloren hatte, mit wahrer Herzensinbrunst. —

Da brach plötzlich inmitten der sommerlichen Juliglut des Jahres 1870 das französische Kriegsgewitter los. —

Jetzt schlug der Schwestern frohgeschwellte Hoffnungsfreudigkeit in eine wahnsinnige Angst um für das Leben des Bruders.

Und zur Angst gesellten sich bei Mariechen verzweifelte Selbstanklagen, daß sie ihn dem Tode gleichsam in den Rachen getrieben habe. Denn wenn sie mit ihrem Portierplane, den sie nun „sträflich hoffärtig“ schalt, den Bruder nicht zum verfrühten freiwilligen Dienst gedrängt hätte, wäre er jetzt gar nicht unter denen gewesen, die mit den bissigen Turkos und Zuaven kämpfen mußten. Nun aber marschierte er unter den Ersten mit über den Rhein.

Sie zerrang sich im Verein mit der Schwester die Hände im Gebet um des Preisgegebenen Leben, und die Verängsteten gelobten, sie wollten mit allem, allem zufrieden sein, was sie auch an und mit dem Bruder noch erleben würden, wenn er ihnen nur noch einmal aus dem schrecklichen Kriege heimkehrte.

„Ganz unverletzt kann's ja unmöglich sein!“ schrie Mariechen manchmal verzweifelt auf. „Er ist ja zu groß und stark, Anna! An dem finden die Kugeln ja doch nicht ganz vorbei!“

Und sie behielt recht: beim Sturme auf den Geißberg war der ungeschlachte Riese einer der ersten, die es niedermähte. Er fiel platt, gerade vor sich hin wie ein gefällter Baum, platt auf die Stirn, hinter der das Gehirn mit dem Wachstum der Glieder gar nicht hatte Schritt halten können. —

Als die Nachricht von seinem Tode die Schwestern ereilte, schrien sie Tag und Nacht ins hohe Himmelreich hinein und klagten sich selbst als ruchlose Mörderinnen dessen an, der ihres verbütteten Lebens ganzer Inhalt gewesen war.

Nachdem dieser Sturm aber ausgetobt hatte, setzten sie ihr stillgeschäftiges Leben mit der Gewohnheit fort, die so viel mild Einlullendes hat.

Mariechen schleppte wieder Tag für Tag ihr Maschinnen von einem Notablenhause zum andern.

Als sie sich aber das erste Mal wieder an dem alten Wachsmann vorüberdrückte, gab's ihr einen schmerzhaften Stich in ihr schwesterliches Herz: ihr war's, als sähe sie hinter dem Wackelgestell von Torhüter ihres Bruders stolze-Gliederpracht auffragen.

Die Frau Schloßhauptmann bereitete ihr heute einen ungewöhnlichen Empfang: ihr Niststuhl war mit einem Laubgewind umkränzt.

„Das gilt der Heldenschwester!“ sagte sie auf den verwunderten Blick Mariechens. „Sie haben doch den Anlaß gegeben, liebes Kind, daß Ihr Bruder ins Regiment eintritt. So haben Sie ihn zu seinem Heldentode verholfen. Und das ist was Großes, Mariechen. Zu was Schönerem und Herrlicherem hätten Sie Ihren starken Bruder ja gar nicht erziehen und bestimmen können. Sie sind eine wahrhaftige Heldenschwester!“ — —

Eine Heldenschwester! — —

Den ganzen langen Nachmittag ging' dies Wort dem buckligen Mariechen im Kopf herum.

Heldenschwester!

So sprachen die Leute von ihr?!

Und gar die Frau Schloßhauptmann!

Die kluge, stolze Frau Schloßhauptmann!

Wie denn?

Wenn sie die Heldenschwester war, dann war der gefällte Riese doch der Held!

Ihr Frize ein Held!

Und in den Augen aller Leute! Auch in den Augen der klugen, stolzen Frau Schloßhauptmann!

In Hilbich-Mariechens gequetschtem Herzen begann's zu schwellen. Ein nie geahntes Stolzgefühl schwoll in ihm empor, schwoll und schwoll, daß es schier die verkrümmte Brust sprengen wollte.

„Als Held ist er gestorben, als Held für uns alle!“ sagte beim Abschied am Abend die Frau Schloßhauptmann, noch einmal das Thema aufgreifend. „Und ist das nicht das Stolzeste, was man von einem Menschen sagen kann, Mariechen: ‚Er ist für uns alle gestorben!‘?“ — — —

Durch Nebel und Dunkel ging Mariechen dies Wort wie ein leuchtender Stern voran, als sie am Abend das Maschinchen keuchend über den Steg schleppte, auf dem sie damals über den betrunkenen Fritze gestolpert war.

Da mußte sie an den Gram denken, der sie an jenem Abende mit brennender Scham zernagte. Und unwillkürlich verglich sie ihr heutiges Gefühl in seinem schmerzlichen Hochschwunge mit jenem niederzerrenden.

Und da murmelte sie: „Wer weiß, ob's Gott nicht recht, recht gut gemacht hat, dort am blutrauchenden Geißberge! Ein Held ist er nun in den Augen der besten Leute hier. Wenn's anders gekommen wäre, so, wie wir's uns ausgeträumt hatten, wer weiß — wer weiß — was sie ihn in acht — zehn Jahren geschimpft hätten!“ — — —

Von diesem Abende an begannen die Schwestern, mit freierer Weiterkeit in den dämmerigen Rest ihres Winkeldaseins hineinzuschauen. Und leise erblühte auf ihren Sorgenstirnen unter den früh erbleichten Scheiteln der stille Glanz eines märtyrerhaft verklärenden Heldenschwesterntums!



Aus der Werkstatt.

Von Max Caro.

Stimmung.

Die Arbeit ließe sich ertragen,
Doch die Umgebung trübt den Mut?
Sieh mal, wie auf dem Leichenwagen
Der Kutscher nach dem Frühstück ruht!

Zeitungsrömane.

Sie erleben nichts, aber sie dichten.
Ein bißchen Rührung wird angefacht.
Diese verlogenen Weibergeschichten
Haben mich immer umgebracht.

Selbstherrlich.

Der Dichter will mit keinem Herrscher tauschen,
Denn er regiert ein unbegrenztes Land;
Da braucht er nur dem e i g n e n Lied zu lauschen,
Was a n d r e singen, ist nicht interessant.

Später Lorbeer.

Du wirst den späten Lorbeer zweifelnd buchen,
Er stimmt nicht heitrer deines Alters Los;
Des Frühlings erste Blätter mußt du suchen,
Die welken fallen selbst dir in den Schoß.

Bekenntnis.

Nicht zeigten seine Schriften immer Klarheit,
Sein Glaube stand nicht fest genug im Streit;
Doch seine Verse rangen sich zur Wahrheit,
Und sein Gedicht war heil'ger Zeugneseid.

Ermutigung.

Den warmen Regen braucht die Saat,
Daß sie sich kräftig mag entfalten;
Ein wenig Lob auf Dichters Pfad,
Und herrlich wachsen die Gestalten!

Arthur Hoffmann, ein schlesischer Künstler.

Von Robert Friel.

Goethe hat einmal gesagt: „Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle können es nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden; denn wenige stellen es dar, und viele bedürfen es.“ Man könnte die letzte Wahrheit erweitern und sagen: „Alle bedürfen es.“ Denn die Schönheit ist jenes überirdische Etwas, das uns den Staub zu entreißen und in klare Höhenluft zu führen vermag, wo wir glauben, wo wir empfinden. Die Sehnsucht nach befreiender Schönheit ist in jedes Menschenherz gesät worden; sie zu erfüllen, ist die Aufgabe berufener Künstler.

Nun gibt es Menschen, die, von der Furcht des Kinderherzens gezügelt, den großen Strom des Lebens an sich vorüberbrausen ließen, betrachtende Naturen, deren Schritte langsam gehen, die an verborgensten Plätzen suchen und sammeln, die sich in der Einsamkeit erfüllen lassen mit heiliger Kraft für die Mühseligkeit der Erkenntnisse des Lebens.

Solche Menschen sind selten. Nicht immer blüht ihnen das Glück, von der Menge, die sich vom brausenden Lebensströme fort-treiben läßt, verstanden und gewürdigt zu werden. Ihre Einsamkeit ist ihr Glück.

Siemlich selbständig unter den schlesischen Malern nahm Arthur Hoffmann seine Ausbildung in die Hand. Zwar fehlte es ihm nicht an Führern. Aber sie standen nicht an den Scheidewegen, dort, wo die Kraft [zu erlahmen droht und der Richtungssinn Stützen braucht, sondern in der Mitte seines eigenen Aufschwunges. Daraus erklärt sich die Zerteilung seines Wesens als Tonseher, Verseschmied und Maler. Das malerische Merkmal aber ist das mächtigste in allen Schöpfungen, sodaß die Würdigung des Malers Hoffmann in erster Linie gerechtfertigt erscheint.

Arthur Hoffmann wurde 1864 in dem kleinen Schulhause zu Nicolstadt, Bezirk Liegnitz, geboren. Zum Sattlerhandwerk bestimmt, das seinen Mann auch noch nebenbei mit den Erzeugnissen des Landes ernähren sollte, wurde er reichlich zu Garten-, Haus- und Feldarbeiten

herangezogen und war nebenbei der rastlose, fleißige Gehilfe seines Vaters: Glöckner, Bläser, Bote, Chorsänger und Kirchendiener. Schon im Alter von 13 Jahren beherrschte er theoretisch wie praktisch die allgemeine Harmonielehre. Näher lag ihm jedoch die bildende Kunst, in die ihn niemand im Dorfe einführen konnte. Der spärliche Zeichenunterricht in der Schule, der nach der damaligen Art auf Nachahmung von Strichen hinauslief, konnte nichts für die gestaltenden Fähigkeiten des Knaben tun. Den ersten Ansporn, zu sehen und zu betrachten, gab ein sehr gutes Pastorenbildnis des Breslauer Malers Henkel, das in der Kirche hing. Kleine Kunstübungen ließen nicht lange auf sich warten. In den Bauernstuben, um die Petroleumlampe geschart, im Kreise gleichalteriger Kinder, zeichnete er zu deren Belustigung Köpfe und Gestalten bekannter Dorfpersönlichkeiten — alles auf die alte gute Schiefertafel. Die geistig regsame Art des Knaben bewog die Eltern zur Änderung des ursprünglichen Berufsplanes. Arthur Hoffmann sollte Lehrer werden. Doch auch in Präparandie und Seminar förderte ihn der planmäßige Zeichenunterricht kaum. Dieser Unterricht war naturwidrig.



Arthur Hoffmann.

So mag es denn erklärlich erscheinen, daß sich der junge Lehrer mehr und mehr der Musik zuwandte und eine Reihe ganz hervorragender Liedkompositionen schuf. 1884 erschienen vier Lieder mit Klavierbegleitung bei Hainauer in Breslau, darauf Männerchöre bei Henry Feldow-Bechly in Berlin. Doch der andere Geist, der in ihm saß, ließ ihn nicht los. Angeregt durch den Prager Porträtzeichner Ladislav Camler griff Hoffmann wieder zum Zeichenstift, nahm Unterricht bei dem bekannten schlesischen Maler Professor Theodor Blätterbauer in Liegnitz und trieb nebenbei landschaftliche Naturstudien. Bald wurde die Schulbehörde auf den strebsamen Hainauer

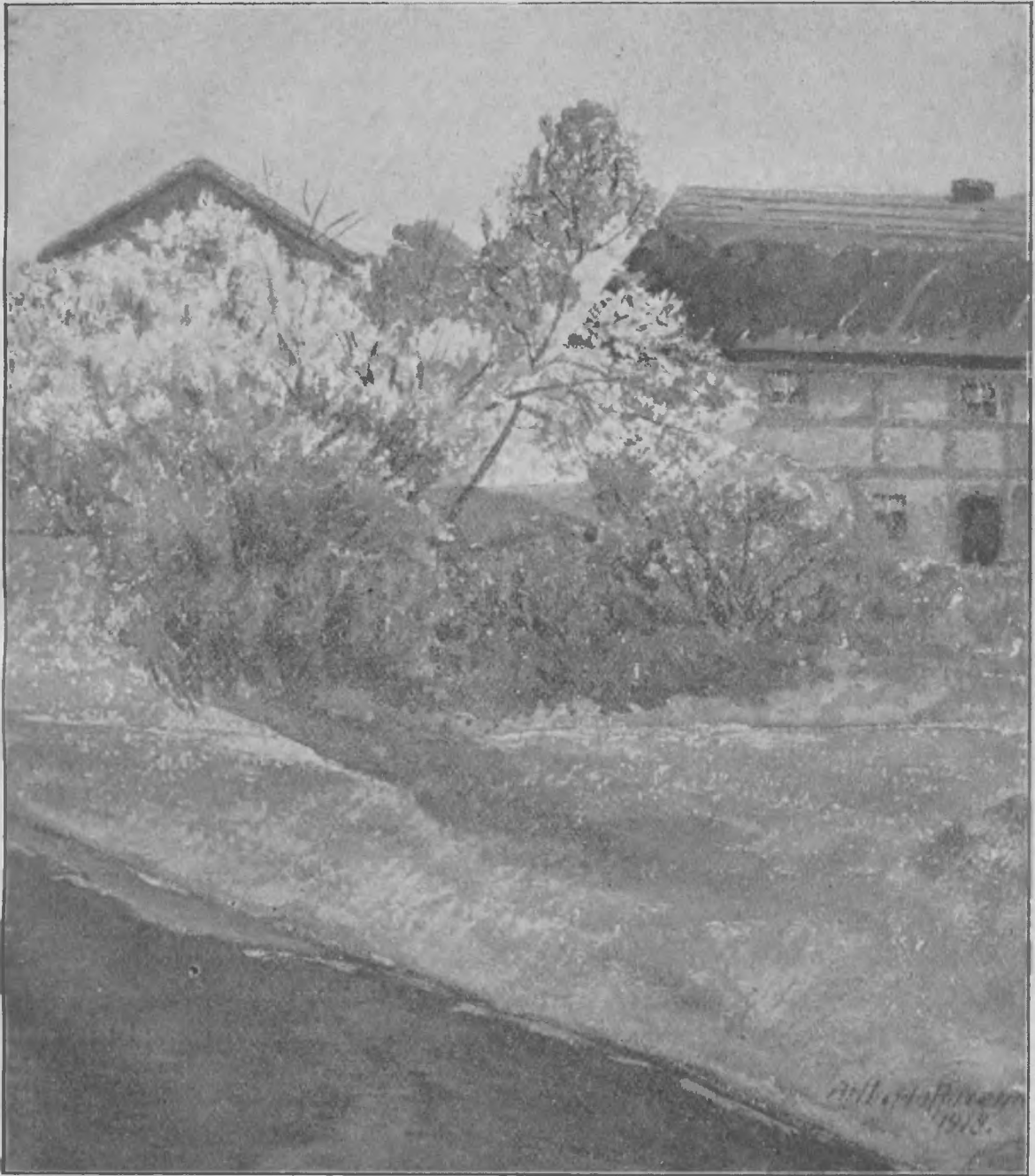
Volksschullehrer aufmerksam und berief ihn 1900 als Zeichen- und Gesanglehrer an das Schweidnitzer Gymnasium und bald darauf in die gleiche Stellung an das Gymnasium zu Bunzlau. Durch Verwendung des Provinzialschulrats Dr. Thalheim durfte Hoffmann die Kunstschule in Berlin besuchen. Einer seiner sehnlichsten Wünsche war in Erfüllung gegangen.

Nach seiner Rückkehr an das Bunzlauer Gymnasium begann ein eifriges Schaffen. Besonders die Heimat war dem Künstler eine nie versiegende Quelle von Anregungen. Die Ölgemälde aus dem schlesischen Hochgebirge sowohl als auch aus der Übergangslandschaft zwischen Heide und Vorgebirge und besonders auch die Wasserfarbengemälde, von denen Hoffmann nahezu 70 Stück aus dem Riesengebirge, der Lausitz und dem Robertale heimbrachte, sind Beweisstücke poetischer Gestaltung einfachster Vorlagen. Besonders zwei Gedanken weiß Hoffmann auszudeuten: den Frühling und die Armut. Der Frühling ist ihm der Inbegriff der Kraft und der Entfaltung innigster Sehnsucht. Er malt ihn mit dem Gefühl kindlichfroher Frömmigkeit. Die Armut aber stellt er dar aus der Erkenntnis, daß es Menschenarmut in einer schönen charaktervollen Natur eigentlich gar nicht gibt. Der blühende Baumwipfel über dem Schindeldach, die Hütte im saftiggrünen Bett der Hochgebirgswiese, das Heidekraut, in dem sich die letzten Sommerfünfchen verfangen halten, das Häuschen am jungen, goldblumenumferten Dorfbach erzählen von den glücklichen Eingebungen seiner Poesie. Daneben weiß er das Gedankliche zu formen und beweglich zu machen. So setzt er beispielsweise in „Reisende Wolken“ (Blick auf die Königshainer Berge) das Astwerk mit dem eilenden Zug der Wolken ebenso geschickt in Bewegung, wie er die Kiefer in den „Sandgruben im Walde“*) biegsam wandelnd macht und vor dem starren Waldgitter im Hintergrunde. Ein Gegenstand spiegelt sich im andern. Der „Blick von der Goldhöhe im Riesengebirge“ ist ein nahezu vollgültiger Beweis für die symphonische Behandlung aller Teile: die Wolke wird irdisch und die Höhe zum lieblichen Vorplatz des Jenseits. Es ist die Einheit vorhanden, die den Beschauer ohne Störung genießen läßt.

Anläßlich der Jahrhundertfeier der Breslauer Universität stellte Hoffmann mehrere Landschaften, Motive aus Mecklenburg, aus. In den Sommermonaten 1909, 1910 und 1911 studierte der Künstler

*) Siehe die Umschlagzeichnung zum Schlesischen Musenalmanach 1918 II. Teil.

bei dem Münchener Landschaftler Professor Peter Paul Müller. Die Schweidnitzer Kunstausstellung, sowie eine Ausstellung bei Lichtenberg in Breslau wurden mit Bildern beschenkt. Gelegentlich der Jahrhundertfeier der Befreiungskämpfe 1813 in Breslau wurde auch Hoffmann zum Einpenden seiner Werke für die Bildergalerie



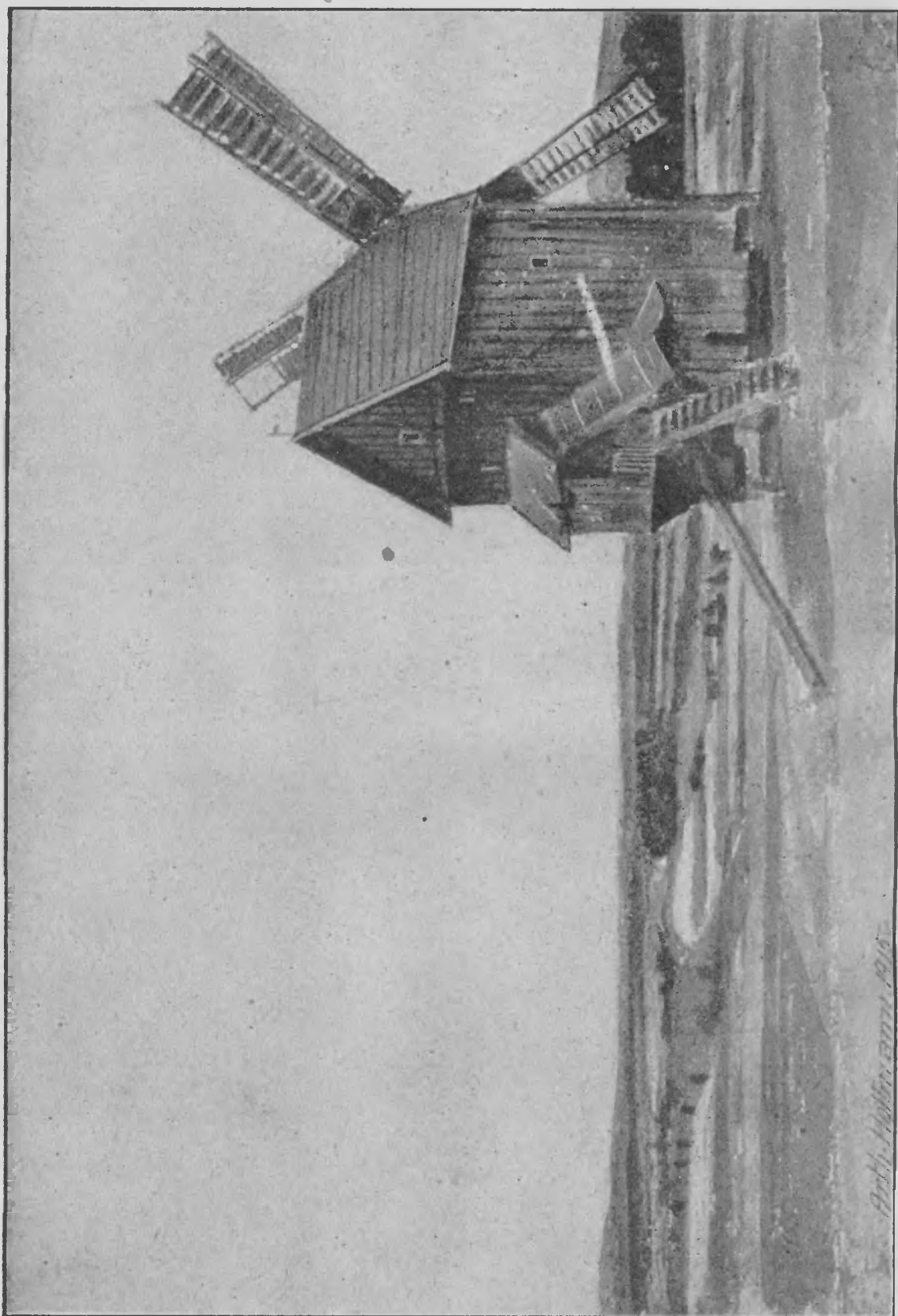
Arthur Hoffmann.

Dorfbach im Frühling.

des Bundes schlesischer Künstler gebeten. In guten Unterhaltungszeitschriften begegnen die Leser hier und da seinen Arbeiten.

Legte die Landschaft seine Fähigkeiten vielversprechend klar, so ging darum die Liebe zur Kopf- und Figurengestaltung nicht verloren.

Ganz im Gegenteil. Wir haben es in Arthur Hoffmann mit einem tüchtigen Bildnismaler zu tun, der sich besonders der Darstellung naiver Naturen verschrieben hat. Leider konnte der Künstler wenig



Arthur Hoffmann.

Mühle bei Wahlstatt, Schlesien.



Arthur Hoffmann.

Mädchentopf.

Aufnahmen dieser Art zu größeren Sammlungen vereinigen. Es ist rührend, über ihn zu erfahren, warum er seine Aufnahmen verschenkt. „Die Menschen liebe ich, besonders die naiven“, schrieb er einmal



Reisende Wolken!

Arthur Hoffmann.

in einem Briefe, „und male und zeichne sie voll herzlicher innerer Freude und schenke den Modellen meist aus Dankbarkeit dafür, daß ich sie anschauen, mich in sie vertiefen konnte, die Bilder und meine

Triebfeder zu unausgesetztem Aufklimmen ist das stille Verlangen, etwas Ganzes, etwas höchst Vollkommenes zu erreichen."

Arthur Hoffmann besitzt viel Liebe zum Märchenhaften und das Talent des farbenfrohen Koloristen. Er will nicht nur die dem

unruhigen Wirklichkeitsleben entrückte Stimmung geben, er will aus ihr heraus auch etwas erzählen. Dabei vermeidet er es, seine Vorstellung in Unwahrscheinlichkeiten spazieren zu führen. „Ich mag nicht auswendig malen“, sagte er, „nicht Herrgott sein. Ich muß meine Augen erst genießen lassen und dann mein Empfinden unter dem unmittelbaren Eindruck des Anschauens festlegen.“

Die Entwicklung des Malers ist, wie ich schon eingangs erwähnte, keine geradlinige. Immer und immer wieder drängte die Lust zu



Arthur Hoffmann. Höllenfahrt.
Illustration aus „Mein Märchen“ v. Wilh. Wirbisky. Preis M. 1.20.

Wortkunst und Tonsatz. Hoffmanns Bild wäre unvollständig, wollte man von seinen Beziehungen zu diesen Künsten absehen. Sie haben ihm die Flügel geglättet, sie haben ihm vielfach den Schritt durchs Dasein erleichtert, obwohl sie ihm die Augen für seine ureigenste

Befähigung zuweilen zu schließen schienen. Doch wer kann in den Urgrund der Seelen sehen? Wer vermag, rückschließend von Wirkungen, den Wert der Reime genauestens abzuwägen? Erfreuen wir uns seiner herzlichen lieben Kinderlieder und seiner sonstigen Poetereien, die zum Teil die bisher erschienenen Jahrgänge des Schlesischen Musenalmanachs gebracht haben, zum Teil die Unterlage seiner musikalischen Werke wurden. Sie vervollständigen aufs angenehmste unser Urteil von der ursprünglichen und menschenfreundlichen Persönlichkeit des Künstlers. Was sind ihm äußere Erfolge? Ein Nichts? O nein! Etwas seiner Natur Ungepaßtes! Sie sind ihm der Reifestecken und somit Helfer zu neuen Offenbarungen.



Einsame Felsen.

Immer stehen sie einsam auf ihren stolzen Höhen, stumm und steif, starr und kalt. Wie Alphen, die aus alten Gräbern stiegen, hart und vertrocknet, die Glieder häßlich und schief von der Last der Schollen. Darum schämen sie sich und bleiben einsam.

Doch wenn es niemand sieht, dann steigt die Sehnsucht in ihre leeren Augen hinauf und ihre Blicke suchen in der Welt umher . . . aber nur der Sturm kommt und heult sie an, wie immer.

Die Schollen, die sie einst barmherzig deckten, sind hinabgeglitten in die tiefen Täler, daß sich junge, frohe, schöne Menschen darauf ihre Hütten bauen und dann auf Wiesen und Feldern singen und weinen. . . Und sie müssen von ihren einsamen Höhen immer nur zusehen, wie das dort unten in der Sonne lacht und träumt. . . Bei ihnen oben mögen sie nicht wohnen, die frohen Menschen und Blumen; da ist es zu frostig, zu öde und kahl. . .

Nur manchmal kommt einer zu ihnen heraufgestiegen.

Ist es ein Alter, Lebensmüder, dann senken sie schweigend die kantigen Stirnen und starren ins Leere.

Ist es ein Mutiger, Lebensfroher, dann recken sie ihre Häupter noch stolzer in die Höhe, damit man das sehnende Suchen ihrer leeren Augen nicht sieht . . . Dann wollen sie die Gesichter von Menschen machen, die sich in königlicher Freiheit selbst ein graues Schicksal wählten. . .

Maria Blümel.



Pink, pink!

Andante.

Dichtung und Komposition von
Arthur Hoffmann, op. 82.

Gesang:

1-6. Pink, pink, pink, pink, so

Klavier:

Schluß.

1-6. spricht der Fink.

Es lacht so warm die Son-ne! Jetzt spring ich wie - der,
Der Win-ter ist ge - gan-gen. Mein Eischlein ist nun
Bald wähl ich mir ein Weibchen. Nur nicht zu groß, auch
Mein Schätzchen darf nicht zanken! Muß all - zeit froh und
Und geht die Son-ne un - ter, so leh - nen wir dicht
Nun leb' ich oh - ne Sor-gen! Wenn flei-ßig ich mein

1. hoppsa - sa! Gott Lob, der Frühling ist nun da mit sei-ner Maien-won-ne!
2. reich gedeckt, jetzt wird ge - jubelt und geschleckt bei Duft und Blütenprangen.
3. nicht zu klein. Es muß die Al-ler-schön-ste sein und zärtlich wie ein Läubchen.
4. hei-ter sein und sin-gen können wun-der-fein die schönsten Lie-derranten.
5. an-ein - and' und träumen uns in sel-ges Land, er-wachen froh und munter.
6. Nest gebaut, sing' ich mit meiner jungen Braut am Abend und am Morgen.

acclerando rit.

acclerando rit.

Ein Bruder der Steine

Von Carl Hauptmann.

Die langen Bauernjungen und der dicke, grobe Schulze im Dorf wußten gar nicht mehr, daß der alte Bettelmann noch eine Seele hatte.

Der alte Bettelmann war völlig verschrumpft. Mischfahrl und erdig.

Und er hatte einen häßlichen Namen. Er hieß Grunze. Einmal sogar vollständig Aldam Grunze.

Damit konnte er freilich von Anfang an in einem Salon keinen Staat machen.

Aldam Grunze, das gehört so recht auf den faulig riechenden Düngerhaufen, wo auch Pferdemist und Strohhalme in der Luft herumfliegen. Oder noch besser, gleich in den Schweinekoben.

Aber der alte Grunze hatte gar keinen Geruch mehr.

Gegen die schlimmen Urome aus dem Dung- und Gemüllhaufen war er gewappnet, besser wie ein Stahlritter gegen Lanzenstiche.

Da war der Eingang in seine Seele fester verschlossen wie ein Geldschrank gegen Diebe.

Da konnte seiner Seele auf dieser Erde niemand mehr etwas anhaben. Schon seit 20 Jahren.

Schon seit 20 Jahren wußte er es gar nicht mehr, daß die jung umgeworfene, braune Scholle im Frühling riecht wie leicht äzend und würzig. Und so frisch heimatlich. Und daß an der hinteren Mauer des Armenhauses, wo auch wilder Efeu kletterte, kleine Veilchen dufteten, gar nicht wie irdische Dinge, eher wie ein Stück Himmelsblau.

Das mochte vor zwanzig und mehr Jahren alles einmal so gewesen sein.

Das war jetzt für den alten Bettelmann nicht einmal eine Sage mehr. Das war in Aldam Grunze längst ausgeklungen und ausgesungen.

Denn die Tore in seine Seele waren total verschüttet.

Nicht Veilchenduft. Nicht Düngerduft. Nichts konnte Grunze auch nur daran erinnern, wenn er auf dem ausgetrockneten, in Sommerglut dörrenden Dungstroh Stunden und Tage hinter der Scheune am Bauernhofe lag.

Der alte Grunze hatte auch keinerlei Sorge vor Fliegen mehr. Oder vor Mücken. Oder vor Ohrwürmern.

Oder vor der Kreuzspinne, wenn die über seine klebrigen Lumpen und auf seiner borstigen Haut hintroch.

Nämlich seine Haut konnte eine gewöhnliche Durchschnitzfliege allenthalben betreten ohne jede Gefahr. Der alte Grunze fühlte gar nichts mehr.

Eine gewöhnliche Durchschnitzmücke konnte ihn zwicken und stechen, so frech sie wollte. Da hätte sie einen ganzen Nachmittag arbeiten müssen. Nicht mit einem gewöhnlichen, zarten Mückenstacheln. Gleich mit einem Drehbohrer. Und wäre doch nicht bis auf's Blut gekommen.

Man sah es ja dem alten Grunze schon im Gesicht an. Das war so erdfahl, lederhart und rissig, wie eine Rhinocerosschale.

Gar nicht Menschenhaut. Eher Baumrinde.

Ganz nur gemacht, damit der alte Bettelmann jetzt wenigstens ruhig in dem gedörrten Dungstroh schlafen konnte. Sich nicht zu rühren brauchte, wenn allerlei Gewürm und Ungeziefer friedlich auf seinem Hals und Gesicht spazierte. Mit feinen Fühlern seine verquollenen Augenlider untersuchte. Ihn in Taschen und Lumpen herumtroch. Und auf seinen wie aus trockener Bronze gemachten, sprüngen Händen und Füßen herumhockte wie auf der Borke eines verwitterten Ahornbaumes.

Bei dem alten Grunze waren alle die Luten und Tore in die Seele total verschüttet.

Nuch ein Kind hätte ihn am Halse, im Gesicht, an den Händen lange streicheln können. Und der alte Grunze wäre doch nicht wach geworden.

Nuch ein Kind hätte ihn herzhaft an seinem Leibe anrühren können, er wäre es nicht gewahr worden, wenn er nicht etwa wach gewesen und seinen Nebelblick nachlässig prüfend zufällig nach dessen Seite gedreht hätte.

Aber von Kindern, die zum Streicheln hätten kommen können, wußte er nichts mehr.

Ob er je Kinder gehabt, hätte man nicht mehr aus ihm erfragen können.

Höchstens kamen die großen Bauernjungen und strichen mit einem kohligen Holzspane in das rindige Furchengesicht, wenn der alte Grunze auf dem Dungstroh hinter der Scheune oder in den

Quecken draußen in der Ackerfurche am Lehmteiche, vom Sommer-
sonnenstrahl beschienen, mit den drei langen gelben Zähnen im
offenen Munde und den verharzten Haarbüscheln um den mächtigen
Schädel dalag.

Dann sah der alte Grunze, wenn er am Abend endlich langsam
in sein finsternes Mauerloch im Armenhause heimschlürfte, nur noch
ein wenig schwärzer aus.

Aber niemand kümmerte das. Bis es ihm der Regen wieder
abwusch.

Alle Lugen und Tore in die Seele waren wirklich ganz verschüttet.
Nicht nur verschüttet die seligen Pforten, darein wie durch rosen-
befränzte Gartentürchen die liebliche Liebe von Seele zu Seele huscht.
Darein das Streicheln zärtlicher Kinderhände einschlupft, einem
Lachen ähnlich.

Auch sein Blick war nur noch ein Nebelblick.

Er sah nur noch eine Fläche in Grau, darin große, farblose
Massen sich unbestimmt hin und her schoben. Gerade genug für
ihn, daß er ausweichen konnte, wenn ein hoher, ährengetürmter
Erntewagen die Dorfstraße mit Leben und Lärm entlangfuhr.

So daß der alte Grunze noch lange sinnend an der Böschung
des Dorfbaches stand, an einem Baumstamm festgeklammert, und
lange nur immer überlegen mußte, welches Wunder sich in der
grau in grauen Welt mit ihren lärmenden Kolossen wieder einmal
begeben?

Leben und Lärm? Ja! Auch nur noch ein fernes, dumpfes,
sinnloses Dacheinander. Darin die Pritschenkalle des Rutschers
ein seltsames Schillen gaben, das wie eine schwirrende Saite ewig
in den alten Grunze fortsurrte. Und ihn schließlich doch ganz all-
mählich ins Unbestimmte erinnerte, daß es einmal eine sonnige Land-
straße oder Dorfstraße, und eine Ernte mit Weizenfülle, und mit
bunten Menschen und mit hellem Lachen wirklich gegeben hatte, was
alles in seiner Seele und auf seiner engen, grauen, eintönigen
Erde niemals mehr vorhanden war.

Der alte Grunze war für alle im Dorfe nur ein graufiger
Bettelmann.

Er war für sich selber fast so stumpf wie ein Stein.

Er konnte in seinem öden Armenhauswinkel ewig hocken und vor
sich hinbrüten. Dort, wo die schmale Holzbank zwischen der morschen
Bettkiste voll Schmutzstroh und Lumpen und dem unverfälschten,

meist kalten Eisenofen stand. Nicht einmal die Kälte im rauchigen, grauen Wasserloche fühlte er mehr.

Nach Hunger war ihm nicht viel. Er schmeckte nichts. Und von einem Bettelgange brachte er für drei Wochen Brotkrusten mit heim.

Und kaute an einer Brotkruste, die plump bewegten Kiefer wie Reibeplatten vorgereckt, ganze Tage lang, wenn er auf seiner verwahrlosten Holzbank in Lumpen eingehüllt, dumpf vor sich hinstierte.

Er konnte einen ganzen Winter lang so sitzen.

Wenn man die Tür in den Dämmer seines modrigen Mauer-schlitzes aufstap, merkte er gar nichts.

Er war auch ganz ausgetrocknet, weil er kaum noch trank.

Wie ein rätselhaftes Monument so starr. Oder wie ein Winterstamm. So ragte er reglos auf seiner Stelle.

Der alte Bettelmann war nur noch wie aus schmutziger Erde hingebildet.

Niemand wußte mehr, wo seine Seele steckt. Sie war ganz unter Lumpen und grauer Verwitterung verkrochen.

Sie war ganz klein geworden. Kleiner wie eine Mücke.

Sie saß wie ein winzigster Tropfen ganz nur im innersten Schutthaufen verborgen.

Ach, vielleicht ein kleinster Funke.

Man mußte immer denken, daß er auch längst ausgelöscht wäre.

Aber der alte Bettelmann schleppte seine Lumpenhülle doch jeden Frühling neu in die strahlende Sonnenwärme auf die Dungstatt. Oder im Sommer auf die Quecken draußen in der Ackerfurche.

Und die allerkleinste Mückenseele tanzte dann heimlich doch in dem alten, versteinerten Rindengehäuse einen Tanz.



Zur Beschießung des Bismardturmes von Myslowitz in Oberschlesien am 20. August 1919 *).

Von Wilhelm Wirbicky.

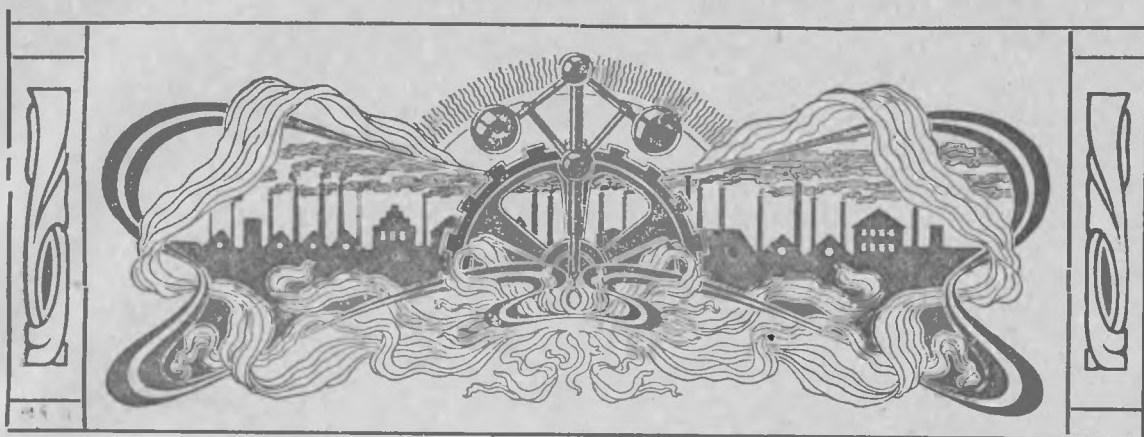
Wie Felsen stehst du da, von deinem Brande
Erstrahlen deutsche Herzen, deutsche Eichen.
Rühn wie der Held, schaust du, ein Warnungszeichen,
Von Ostmarks Höhen in die fernen Lande.

O lange, lang' bis zu der Zeiten Rande
Sollst du bestehen, — soll sein Name reichen!
O schirmt! Solange diese uns nicht weichen,
Bleibt uns erspart der Nachwelt Schimpf und Schande.

Weh, wer es wagt, die Kette zu zerbrechen!
Noch glimmt Kraft, merk' dies du Lind im Osten!
Jung-Deutschland läßt nicht seine Eisen rosten!

Schlaf ruhig, Held! Jung-Deutschland wird schon rächen.
Eilt Söhne! Schwört am flammenden Altare,
Was Väter schwuren an des Kanzlers Bahre!

*) Das Titelbild „Sie sollen es nicht haben — mein Oberschlesierland“ zeigt die einstige Dreikaiserreichsecke bei Myslowitz. Links von der schiffbaren Przemsä, die sich unter der galizischen Eisenbahnbrücke hindurchschlängelt, sah man vor dem Weltkrieg russische und österreichische Grenzsoldaten. Heut hält hier der Pole Wacht. Am 19. und 20. August 1919 besetzten polnische Insurgenten aus Oberschlesien (r. d. Przemsä) und aus Kongreßpolen (l. d. Grenzflusses) den Bismarturm, von wo aus der Angriff auf die Stadt Myslowitz, die nur von wenigen deutschen Soldaten verteidigt wurde, geleitet wurde. Im südlichen Teile der Stadt fanden am 20. August heftige Straßenkämpfe statt. Heldenhaft rangen die immer weniger werdenden deutschen Maschinengewehrtruppen. Eine ganze Nacht, einen ganzen Tag waren sie ohne jegliche Verbindung mit den zur Verstärkung erbetenen Abteilungen. Die Höllemaschinen rasselten wie strömender Regen. Aus allen Fenstern sausten die Kugeln der Insurgenten. Es war Durst, Hunger und immer weniger werdender Munition hielten die dem Tode Geweihten aus. Da — ein „Hurra!“ Deutsche Artillerie hatte sich in Eilmärschen durch zahlreiche Wandendörfer todeskühn durchgekämpft, um ihren eingeschlossenen Kameraden und der deutschen Bevölkerung Hilfe zu bringen. An den einzelnen Straßenecken fuhren die Geschütze auf. Auch unter den Redaktionsfenstern des Musenalmanachs stand ein solches, ununterbrochen donnernd, so daß fast alle Scheiben der umliegenden Häuser in Scherben zur Erde fielen. Schnell flohen die Polen. Auch der Bismarturm, den unsere Artillerie unter starkes Feuer nahm, leerte sich. Fast unverseht steht der massige, stolze Felsenbau da, von dem bald wieder stolz die schwarz-weiß-rote Fahne wehte. Ein donnerndes Hoch den Helden von Myslowitz! — Auf dem Gelände unterhalb des Bismarturmes hatten einst die Fürsten von Sulkowski ihr Schloß. Hier tötete auch Fürst Max von Sulkowski 1848 seine Mutter. Siehe Musenalmanach 1919, IV, S. 78! (Max Rings Romane.) 1866 fand zu beiden Seiten des Bahndammes zwischen preußischem und österreichischem Militär ein Gefecht statt.



Das historische Dreigestirn am Werdebimmel der Großindustrie Oberschlesiens.

Von J. Rania.

Mut, Fleiß, rechtschaffener Sinn, fester Wille,
ein heller Kopf und ein Paar gesunde Arme
sind das Anlagekapital, mit dem man seine
Lebensbestimmung erreicht.

Georg von Giese.

Nicht Rang und Reichtümer sind Vorbedingungen zu vorzüglichen Leistungen. Letztere können weder angeboren noch erkaufte werden. Einzig der Kampf mit Hindernissen und Schwierigkeiten erweckt das Kraftbewußtsein in der Menschenbrust, das zu großen Taten führt. Und dies war es auch, das unsere drei Schlesier: Giese, Godulla und Winkler befähigte, das Fundament zu einem Werk zu legen, das Tausenden zum reichsten Segen gereicht, dessen Segensstrom das ganze Vaterland noch fortdauernd in reichster Fülle überströmt. Mit Recht erscheinen daher diese „Drei“ noch heute als die Sterne erster Größe am Himmel der Geschichte der Großindustrie Oberschlesiens. Es gewährt kein geringes Interesse, zu sehen, wie in einer ehemals öden, armen und weltfernen Gegend an den Grenzen Deutschlands menschliche Intelligenz und Tatkraft die früher kaum bekannten und verwerteten unterirdischen Schätze zu heben und aus kleinen Anfängen ein machtvollcs Zentrum des Großgewerbes, der Kultur und des Wohlstandes zu schaffen verstanden haben.

Der Umstand, daß Schlesiens Geschick viele Jahrhunderte hindurch ein Spielball in den Händen mächtigerer Nachbarn war, hatte es verhindert, daß das Land, obwohl reich an Schätzen der

Erde, sich industriell entwickeln konnte. Erst als es unter die preußische Herrschaft gekommen war, machte sich ein Aufschwung auf allen Gebieten bemerkbar. In diese Zeit fallen auch die ersten Anfänge der schlesischen Industrie, jener Industrie, die sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer Blüte entwickelt hat, die ihresgleichen in Europa sucht.

Am dem Beginn dieser Periode werden nur wenige erkannt haben, was sich für die Zukunft ankündigte; man wird ihren Unternehmungsgeist für phantastisch und ihre Aufwendungen für verloren gehalten haben. Daher ist das Verdienst mutiger und weit-sichtiger Pioniere nicht gering, auch wenn sie nicht alles vorher berechnen konnten und vielfach vom Glück besonders begünstigt wurden.

Unter diesen ist ein Mann, der mit der für Oberschlesien neu beginnenden industriellen Bewegung zunächst verknüpft erscheint: Georg Giesche oder Gische, wie er sich selbst schrieb, der Begründer der bedeutendsten Unternehmung auf dem Gebiete der Großindustrie Oberschlesiens, der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben.

Georg Giesche, der Urheber der heut so gewaltigen Industrieanlage, war laut Angabe des Breslauer Totenbuches am 29. Oktober 1653 in Schmortsch oder Schmarsse im Kreise Ols, wo seine Eltern die Scholle bebauten, geboren. Georgs Vater, Adam Giesche, hatte 18 Jahre in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden und sich dann nach Beendigung der Militärlaufbahn in Oderwitz bei Breslau niedergelassen. Er erkaufte am 4. November 1605 einen Dreschgarten zu Schmortsch oder Schmarsse, welcher unter die Jurisdiktion des Breslauer Katharinenstiftes gehörte (Breslauer Staatsarchiv, Schöffnenbuch von Schmortsch) und zahlte den Kaufpreis von 60 Mark à 48 Groschen, bei einer Anzahlung von 4 Mark (ungefähr 63 Reichstaler nach dem damaligen Gelde), in Raten ab. Ihm erwuchs in seinem Sohne Georg ein Nachkomme, der mit seiner Tatkraft die Familie aus den engen bäuerlichen Verhältnissen in höhere Bahnen zu lenken berufen war.

Als der junge Giesche das Licht der Welt erblickte, waren die Spuren des 30jährigen Krieges noch nicht völlig verwischt, Handel und Wandel lagen noch sehr darnieder. Er wandte sich zunächst dem Kaufmannsstande zu, machte sich aber später selbständig, nachdem der Vater sein kleines Gut veräußerte und den Erlös zu dem Zweck ihm einhändigte, um sich hierauf zu seinem Sohne zu begeben, wo er den Lebensabend sorgenlos zu verleben gedachte. So etablierte

sich der junge Giesche im Jahre 1680 als Tuchkaufmann in Breslau, woselbst er eine der 40 Kaufkammern, die mitten auf dem Ringe unmittelbar hinter dem Rathause lagen, an deren Besitz damals ausschließlich das Recht des Gewandschnittes oder des Tuchhandels geknüpft war, erkaufte.

Allerdings war der Tuchhandel zu der Zeit schon stark im Rückgange, was sich u. a. darin zeigte, daß öfters mehrere Kammern in einer und derselben Hand erscheinen. Auch Georg Giesche kaufte 1686 noch zwei andere, für die er je 500 Reichstaler zahlte. Im Besitze dreier Kammern konnte er sein Tuchgeschäft schon im größeren Umfange betreiben. Im Jahre 1695 kaufte er sogar noch von der verwitweten Frau Dorothea von Sommersberg die von deren Gatten hinterlassenen zwei Tuchkammern mit sämtlichen Warenbeständen für 20 380 Reichstaler. Wenn man darnach die Geschäftsausdehnung des nun über 5 Kammern, von denen er allerdings 1698 eine wieder verkauft hatte, verfügenden Mannes berechnet, so wird man daran nicht zweifeln, daß er bereits in die Raste der reicheren Breslauer Kaufleute aufgerückt war.

Daß ein Mann mit dem Geschäftsgeiste und der Unternehmungslust, wie sie Georg Giesche besaß, sich neben dem Tuchhandel auch noch in andere Geschäfte eingelassen hatte, steht beglaubigt fest. Und in der That erfahren wir, daß er schon 1702 beiläufig auch mit Galmei handelte.

Als Gattin hatte er schon in frühen Jahren, am 10. Februar 1681, Anna Maria Schmiedin, die nachgelassene Tochter des Breslauer Partkrämers Abraham Schmied, deren Mutter bereits wieder einen anderen Partkrämer, namens Johann Menzel, geheiratet hatte, heimgeführt. Unbemittelt war die blutjunge Frau — sie war erst am 3. November 1664 geboren — nicht. Sie brachte ihm als Erbe von Vaters Seite zwei Häuser auf dem Burgfelde und wohl auch sonstiges Vermögen ein. Schließlich war er 1691 imstande, noch das Haus am Ringe Nr. 20 von den Erben des verstorbenen Kaufmannes Johann Busse um den Preis von 10 000 Reichsthalern zu erkaufen, woselbst er nunmehr im ersten Stock seine Wohnung aufschlug. In diesem Hause hatte er, und später auch sein Sohn Friedrich, das Galmeigeschäft eingerichtet, nachdem er im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Leitung des Tuchgeschäftes einem besonderen Handlungsführer übertragen und sich ausschließlich dem Galmeigeschäfte zugewandt hatte. Es ist merkwürdig: in dem-

selben Hause hatte im voraufgehenden Jahrhundert ein anderer Großkaufmann, Fugger von Augsburg, einen sehr bedeutenden Kupferhandel betrieben. Dieser Galmeihandel ist sein Hauptgeschäft geworden, dasjenige, in das er den größten Teil seines erworbenen Vermögens hineingesteckt hatte, und das auch ihn, wie einst Fugger, zu einer großen Berühmtheit machte.

Sein Beruf brachte es mit sich, daß er viel im Lande herumreiste. Dabei kam es zu seiner Kenntniß, daß Schweden, das zu jener Zeit seine reichen Kupfererze hauptsächlich zur Messingfabrikation verwandte, großen Bedarf an Galmei hatte. Westfalen und die Gegend am Niederrhein waren bis dahin die einzigen Gebiete, die Galmei lieferten. Da aber damals für die Beförderung noch nicht das ausgedehnte Eisenbahnetz zur Verfügung stand, so war die Lieferung auf den Landweg oder den Wasserweg angewiesen und auf jeden Fall mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Andererseits aber wurde Galmei von den schwedischen Fabrikanten gut bezahlt. Giesches ausgeprägter Geschäftsgeist erkannte sofort, daß hier ein gutes Stück Geld zu verdienen war. Bald stand er mit Schweden in Geschäftsverbindung. Und als schließlich die Messingfabrikation auch in Deutschland immer mehr Eingang fand, war es sein Bestreben, die Galmeilieferung auch hier zu erhalten. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos. Die Ausbeute blieb zunächst immer noch auf Westfalen und den Niederrhein beschränkt.

Als ein Glückszufall mußte es nun bezeichnet werden, daß Giesche bei seiner Bereisung von Schlesien auch in die Gegend von Tarnowitz und Beuthen kam, wo er bei den alten verfallenen Schächten eine Art Erdstübe fand, die er als Galmei erkannte, die hier aber als Mineral völlig vergessen und nicht gekannt war. Sofort setzte er sich mit den Grundherren ins Einvernehmen und eröffnete mit deren Genehmigung einige Schächte. Er fand das Galmeigraben lohnend und wandte sich schließlich an den Kaiser Leopold I. und erwirkte von diesem das Recht, eine gewisse Zeit hindurch in ganz Schlesien für sich allein Galmei graben zu dürfen. Er begann den Galmeibergbau zunächst in Scharley. Dann folgten Versuche auf den Gemarkungen von Bobrek und auf Wieschowaer Grunde, an der Stollarzowitzer Grenze.

Dabei kam es zu einem interessanten Streitverfahren mit der Standesherrschaft Beuthen, dem Grafen Karl Maximilian Henkel von Donnersmark auf Neudeck. Der Graf machte Giesche das

Recht streitig, auf Zobreker Grunde Galmei graben zu dürfen, das ihm und seiner Familie nur allein zustände.

Giesche war jedoch nicht der Mann, der sich mit seinen Ansprüchen so ohne weiteres abweisen ließ. Er wandte sich direkt an den Kaiser und betonte diesem gegenüber, daß er den in Oberschlesien entdeckten Galmei, den er früher aus Westfalen, vom Niederrhein und aus Polen geholt, mit großen Kosten zubereitet und den Messingwerken in Brandenburg, Sachsen und Böhmen zugeführt habe. Dadurch habe er dem Lande und den kaiserlichen Einkünften einen Vorteil von 20 000 Gulden verschafft. Der Hauptpunkt seiner Eingabe gipfelte nun in der Bitte, ihm ein Privilegium zum alleinigen Graben des Galmei in ganz Schlesien zu erteilen. Und dieser Bitte wurde, wie schon erwähnt worden, stattgegeben. Später wurde noch einmal versucht, ihm das Recht streitig zu machen, aber auch Kaiser Joseph I. bestätigte das Privilegium.

Im April 1712 wurde Giesche vom Kaiser Karl VI. für seine Verdienste um den Staat ein ritterliches Gewand und das Adelsprädikat verliehen. Sein weitschauender Blick, sein nie rastender Geist galt dem steten Ausbau der einzelnen Betriebe. Als er am 26. April 1716 sein Leben beschloß, konnte er auf ein Lebenswerk zurückblicken, das reich an Arbeit, aber auch reich an Erfolgen war. Das Erbe, das er hinterließ, war der Grundstock zu dem heutigen Riesenunternehmen, das in der Welt als dasjenige von Giesches Erben Weltruf genießt.

Georg von Giesche wurde in der Elisabethkirche zu Breslau auf Seiten der Kanzel unter dem großen Stein Nr. 6 bestattet. Das Geschäft wurde von seinem Sohne Friedrich Wilhelm fortgeführt, der jedoch im kräftigsten Mannesalter starb. Die drei Töchter von Georg Giesche, die sich an adlige Herrn Schlesiens verheirateten, traten nunmehr die Erbschaft an. Und die Erben und Rechtsnachfolger dieser Familien behielten die Firma „Georg von Giesches Erben“ bei, unter welchem Namen das Unternehmen noch heute besteht.

Solange der Galmei nur zur Messingfabrikation benutzt wurde, solange war seine Verwendung keine allzu umfangreiche, der Bergwerksbetrieb ein noch unbedeutender. Das änderte sich aber, als zu Ende des 18. Jahrhunderts die Herstellung des Zinks aus Galmei im großen durch Ruberg erfunden wurde. Giesches Erben erweiterten jetzt ihre Galmeibergwerke und wandelten sie zum größten Teil

in Zinkhütten um. Auf der Zinkindustrie gründete sich später auch noch die Schwefelsäurefabrikation.

Im 19. Jahrhundert brachte es der steigende Kohlenbedarf mit sich, daß Giesches Erben auch an die Erwerbung von Kohlengruben herangingen. Damit wurden neue, großzügige Erwerbsmöglichkeiten geschaffen.

Es bietet einen eigenen Reiz, den Spuren des Gründers eines Unternehmens nachzuforschen, das von bescheidenen Anfängen an durch die von dem Unternehmer den Nachfolgern überlieferte Tatkraft zu einem Weltunternehmen, einem mächtigen Handelshause und einer blühenden Bergwerksgesellschaft emporgediehen ist, welche jetzt den Markt beherrscht und glänzend dasteht.

Von welcher Bedeutung heute die von Giesche'schen industriellen Anlagen sind, geht aus nachfolgenden Zahlen hervor. Auf den verschiedenen Werken sind etwa 20 000 Arbeiter beschäftigt und an 500 Beamte angestellt. Mit deren Familienangehörigen aber gewährt die Gesellschaft nahezu 50 000 Personen ihren täglichen Lebensunterhalt. Die Kohlenproduktion beträgt jährlich etwa 50 Millionen, die der Erze über 5 Millionen Zentner.

Zudem stehen der Gesellschaft durch die neuerlichen Grundbesitzerwerbungen in den Kreisen Pleß und Rybnik weitere Zukunftsziele aus.

Besondere Erwähnung verdient die soziale Schöpfung der Gesellschaft, die Kolonie Gieschewald, die einzig in der Art ihrer Ausföhrung ist.

Wohl hat es der Gesellschaft nicht an schweren Kämpfen gefehlt. Mehr als einmal türmten sich ihr Schwierigkeiten entgegen, welche das Unternehmen zu begraben drohten. Aber immer wieder wurde der opferwillige Familiensinn, welcher die Nachkommenschaft von Georg von Giesche auszeichnete, Herr des drohenden Zerfalls, immer wieder fanden sich Männer von unermüdlicher Tatkraft und hervorragenden Geisteskräften, welche das Gesellschaftsschiff mutig und kundig durch alle Klippen hindurch steuerten. Es ist daher zu hoffen, daß auch die derzeitigen fürchterlichen Folgen des verlorenen Krieges an den Grundfesten der Gesellschaft nicht zu rütteln vermögen und die kommenden Friedenszeiten derselben nach wie vor einen weiteren Aufstieg zum Wohle des ganzen Vaterlandes erbringen werden.

Karl Godulla.

Auch ihm ist an der Wiege sein Lebensschicksal nicht vorher gesungen worden. Godulla erblickte unter dem Dache größter Armut das Licht der Welt. Er wurde am 8. November 1781 in Matoschau, im Kreise Zabrze (Sindenburg), einem kleinen Wald-dörfchen, das nur aus wenigen Holzhütten bestand und ringsherum von einem Urwalde umgeben war, geboren. Er entstammte einer armen Tagelöhnerfamilie und war schon früh auf sich selbst angewiesen, da er das Unglück hatte, in der frühesten Jugend seine Eltern durch den Tod zu verlieren, die eine damals in Oberschlesien grassierende Choleraepidemie dahinraffte. Die ganze Familie, bis auf ihn, den elfjährigen Knaben, war dieser schrecklichen Krankheit erlegen. Der verwaisste Junge suchte nun bei den Verwandten, die in Polen wohnten, seine Zuflucht. Hier mußte er Hirtendienste verrichten und fand keine besondere Aufnahme. So kam es, daß er, vom Heimweh ergriffen, im zweiten Dienstjahre sich wieder seiner alten Heimat zuwandte. Doch auch hier mochte sich jetzt noch niemand seiner annehmen. Er war gezwungen, den Wanderstab weiter auf die Straße zu setzen, bis er eines Tages in die Gegend von Tost kam und in einer Gastwirtschaft sich als Pferdejunge verdingte. Und hier sollte sich sein Lebensschicksal in recht romantischer Weise entscheiden.

Karl, so hieß der arme Knabe, erwies sich als ein sehr fleißiger, aber auch kluger und recht anständiger Junge. Dabei zeichnete er sich durch Bescheidenheit und Höflichkeit aus, was ihn nicht nur bei seinem Dienstherrn, sondern auch bei allen Gästen, die in der Gastwirtschaft einkehrten, beliebt machte.

Eines Tages war hier der Graf Ballestrem, Gutsherr auf Plawniowiz, abgestiegen. Als das prächtige gräfliche Gespann vorgefahren kam, war Karl auch bald bei der Hand, half dem hohen Herrn beim Aussteigen und nachher auch dem Kutscher beim Aufspannen. Und als er dem Grafen während seines Aufenthaltes schließlich noch andere Handdienste zur größten Zufriedenheit ausführte, lenkte er dessen Aufmerksamkeit so auf sich, daß der hohe Herr ihm bei der Abreise nicht nur ein reiches Trinkgeld in die Hand drückte, sondern ihm auch ob seiner Anstelligkeit reiches Lob spendete, was den Wirt bewog, dem Grafen in aller Kürze Karls traurige Lebensgeschichte zu erzählen, wobei er mit einflocht, daß es eigentlich schade sei, daß der

Junge keine Gelegenheit habe etwas mehr zu lernen. Er sei zu etwas Besserem geboren.

Der Graf hörte mit lebhaftem Interesse den Ausführungen zu, schaute den Knaben, der verlegen zur Erde sah, mehrmals an und stellte, als der Wirt mit seiner Erzählung zu Ende war, schließlich an ihn die Frage, ob er denn nicht Lust hätte, in seine Dienste zu treten.

„O gewiß, gnädigster Herr Graf“, entgegnete dieser mit freudestrahlendem Gesicht.

„Nun, so hole deine Sachen“, sprach der Graf, als sich der Wirt mit seiner Freigabe einverstanden erklärte, „ich will dafür Sorge tragen, daß du bei mir etwas Tüchtiges lernen kannst.“

Freudig sprang der Junge davon und war auch bald reisefertig wieder zurück.

In Plawniowiz angekommen, ließ der Graf den Knaben zunächst die Dorffschule besuchen. Und als er hier sehr gute Fortschritte machte, ließ er ihn auch noch an dem Privatunterricht teilnehmen, den ein Schloßlehrer seinen Söhnen erteilte.

Auch jetzt zeichnete sich der Knabe durch außerordentlichen Fleiß aus. Der Graf hatte sein Wohlgefallen an ihm. Und als die Zeit der Berufswahl herangekommen war und er das Forstfach zu seinem Lebensberufe erwählte, schickte ihn der Graf zu einem seiner tüchtigsten Förster in die Lehre.

Auch jetzt legte er einen besonderen Lerneifer an den Tag, zeichnete sich durch peinliche Gewissenhaftigkeit aus und behielt allzeit das Wohl seines väterlichen Gönners streng im Auge.

Zu einem tüchtigen Forstbeamten herangebildet, wurde der junge Godulla ein Schrecken für die vielen Waldfrevler, welche in den ausgedehnten gräflichen Forsten ihr Unwesen trieben. Diese schworen ihm aber Rache, lauerten ihm einst auf und schlugen ihn halbtot.

Der Graf nahm mit Entsetzen die Nachricht von dem Verbrechen entgegen, eilte sofort nach der Försterei und ordnete die sorgsamste Pflege für ihn an. —

Godulla gesundete zwar, blieb aber ein Krüppel. Er behielt ein lahmes Bein und einen steifen Arm, welche ihm die Unholde gebrochen hatten.

Für den Forstdienst nunmehr untauglich, ließ ihn der Graf die Landwirtschaft erlernen. Auch jetzt stellte er seinen Mann, so daß

der Graf ihm bald die selbständige Verwaltung eines kleinen Gutes bei Ruda anvertraute.

Der junge Gutsverwalter erwies sich aber nicht nur als ein strebsamer und kluger Landwirt, sondern hatte auch noch für andere Sachen offene Augen.

In der Nähe des Gutes stand eine alte gräfliche Eisenhütte, Rudahammer, von mächtigen Schlackenhalden umgeben. So oft er Zeit hatte, besuchte er diese und schaute mit regem Interesse dem Schmelzverfahren zu. Er fand die primitive Art der Metallgewinnung wenig vorteilhaft. Er erkannte, daß dabei noch viel Metall auf die Halde wanderte.

Wohl war schon in England eine bessere Erzverhüttung in Brauch, was den jungen Godulla, der fleißig in Zeitungen las, bekannt war. Doch wurde diese als strenges Geheimnis gewahrt. Um letzteres zu ergründen, verlegten sich viele auf Versuche. Auch Godulla gehörte zu diesen.

Inzwischen war es aber dem Fürstlich Pleßschen Hüttenmeister Ruberg in Westola gelungen, der Zinkerzverhüttung im großen auf die Spur zu kommen.

Ruberg verwendete zunächst den auf den Schlackenhalden alter Eisenhötten lagernden Ofenbruch, der nachweislich stark zinkhaltig war. Und so wandte sich nun Godulla an den Grafen, der der Rubergschen Erfindung nur wenig Bedeutung beimaf, mit der Bitte, ihm die alten Schlackenhalden des Rudahammers zu verkaufen, welchem Wunsche der Graf für ein Geringes entsprach.

Nun setzte sich Godulla alsbald mit Ruberg in Verbindung und veranlafte ihn, die ausgebrannten Erze auf seine Art nochmals zu verhütten. Und aus dem Haldenmaterial soll er einen Gewinn von etwa 50 000 Talern erzielt haben.

Durch dieses überraschende Resultat ermutigt, wandte er, als es Ruberg schließlich geglückt war, Zink aus Galmai fabrikmäßig herzustellen, nunmehr erst recht der neu anhebenden Großindustrie sein Augenmerk zu. Der Galmei, dieses für Oberschlesien so charakteristische, eigenartige Erzvorkommen, wurde dadurch für die nächsten Jahrzehnte dasjenige Mineral, für dessen Gewinnung sich zahlreiche Gewerkschaften bildeten, um die vielerorts entstehenden Zinkhötten mit dem nötigen Rohmaterial zu versorgen. Hier war dem unternehmenden Geiste ein vielversprechendes Feld gegeben.



Dies erkannte der junge Oberamtmann Godulla frühzeitig und suchte jetzt auch seinen Gönner und Dienstherrn dafür zu interessieren. Und es gelang ihm schließlich, diesen zu veranlassen, im Jahre 1812 die Karls-Zinkhütte, Godulla zu Ehren so benannt, der die Oberaufsicht über den Bau und Betrieb derselben übernommen hatte, in Ruda zu errichten. Und in Anerkennung und zur Belohnung für seine Tätigkeit bei der Anlage, schenkte ihm der Graf von den der Zinkhütte bergamtlich verliehenen 128 Ruten einen Anteil von 28 freigebauten Ruten. Die in amtlicher Ausfertigung vorhandene Schenkungsurkunde lautet wie folgt:

„Verhandelt Plawniowiz am 4. Febr. 1815. Ich bin Besitzer der zu Ruda befindlichen Karls-Zinkhütte, mit der ich im Jahre 1812 belehnt worden bin. Von dieser Zinkhütte schenke ich hiermit ausdrücklich und wolbedächtig meinem Oberamtmann Karl Godulla in Ruda Acht und Zwanzig Rute, und zwar freygebaut dergestalt, daß er weder zu den Bau- noch zu den Unterhaltungs- und Betriebskosten jemals den mündesten Beitrag leisten soll.

Diesem nach berechtere ich den p. Godulla über die ihm gegenwärtig von meiner Karls Zinkhütte zu Ruda geschenkten Acht und Zwanzig Rute nach Willkühr und als rechtmäßiger Eigentümer zu verfügen und willige darein: Daß diese 28 Ruten von der Karls-Zinkhütte zu Ruda auf Godulla in dem Berg- und Hütten-Gegenbuche umschreiben, und demselben hiruüber eine mit der Ausfertigung dieser Schenkungs-Urkunde verbundene Recognition erteilet werde.

Dagegen mache ich dem Oberamtmann Godulla zur Pflicht, die Oberaufsicht über den Bau- und den Betrieb der Karls-Zinkhütte gewissenhaft zu führen.

G. Vallestrem,
Godulla.

a. u. f.

Das Gericht der Majorats-Herrschaft
Plawniowiz und Ruda.

Peschke,
Königl. Stadtrichter u. Justitiarius.“

Es mag hier besonders hervorgehoben sein, daß Godulla bis zu seinem Ableben, „außer den eigenen, sich stetig vergrößernden Unternehmungen als Wirtschafts-, Berg- und Hütten-Inspektor, mit General- und Spezialvollmachten versehen, die Geschäfte des jeweiligen Majoratsherren von Plawniowitz und Ruda und ihrer Miterben am Bergwerks- und Hüttenbesitz der Gräfl. Ballestremischen Familie wahrgenommen hat.“ (Fest-Schrift zur goldenen Hochzeits-Feier auf Schloß Koppnitz am 15. Novembr 1908.)

Dies waren die Grundsteine zu dem Bau des Godullaschen, am Ende Millionen repräsentierenden Kulturwerkes, daß sich in landwirtschaftlicher wie industrieller Hinsicht für Oberschlesien zu eminenter Bedeutung auswuchs und das in dem Gräfl. Schaffgotschischen umfangreichen Grundbesitz und den Gräfl. Schaffgotschischen Werken weiterhin blüht und der engeren Heimat, wie dem ganzen Vaterlande, zum größten Segen gereicht.

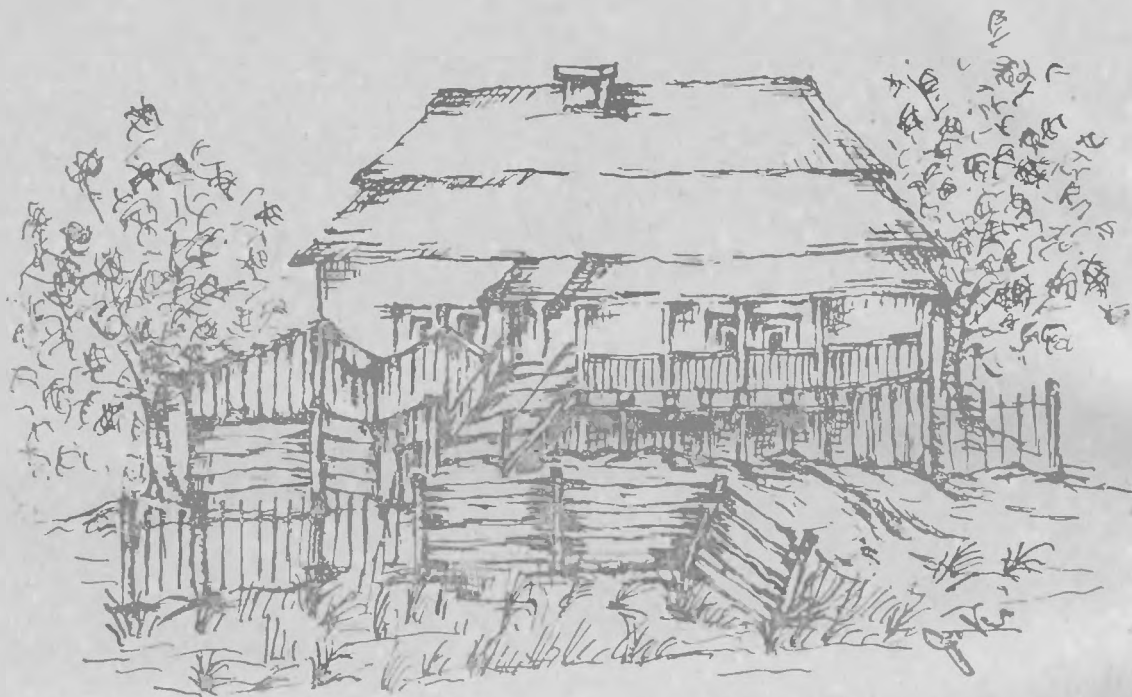
Die Karls-Zinkhütte war im Anfang auf fremde Erze angewiesen. Godulla erkannte, daß der Hüttenbetrieb auf die Dauer in Abhängigkeit vom fremden Rohmaterial nicht bleiben durfte, und war bestrebt, sich nunmehr in den Besitz eigener Galmeigruben zu setzen. Und sein Streben war, sei es in richtiger Erkenntnis der Lagerungsverhältnisse des Galmeis, sei es vom Glücke begünstigt, vom besten Erfolge gekrönt. Um's Jahr 1820 war Godulla als „Zinkkönig“ anerkannt. Es gab auch keine Galmeigruben mehr, an der er nicht mit Anteilen (Rugen) beteiligt gewesen wäre. Es gehörten ihm an 18 verschiedene Galmeigruben allein nahezu 1020 Ruge, mit etwa 717 871 Talern bewertet.

Bis in die dreißiger Jahre wurde von den bereits erworbenen Erzen nur allein die Karls-Zinkhütte beschickt. Nun aber trat Godulla dem Erwerb und der Erbauung noch anderer Zinkhöfen näher, so in den Jahren 1836—39 der Gutehoffnungs-Hütte bei Morgenroth, 1847 der Morgenroth-Hütte im damaligen Orzegover Walde, den Bobreker-Hütten und der Godulla-Hütte.

Wie der Besitz Godullas an Kohlengruben von Jahr zu Jahr zunahm, ergibt nachfolgende summarische Zusammenstellung, die bei seinem Ableben vorgefunden wurde: 3525 Ruge an 40 Kohlenfeldern mit einem festgestellten Nachschätzwert von 228 634 Talern.

Zu diesen Erwerbungen leitete Godulla der Gesichtspunkt, einen möglichst zusammenhängenden Grubentempel zu sichern und die vorhandenen unterirdischen Bodenschätze zugleich mit Grund und Boden

selbst in seiner Hand zu vereinigen. „Darum hat Godulla“, schreibt sein Biograph, „die spätere Dauer und den glücklichen Aufschwung seiner großangelegten Unternehmungen durch keine seiner Maßnahmen in höherem Grade gesichert, als durch den Erwerb von Grundbesitz, den er nie aus dem Auge verlor. Im Jahre 1826 erwarb er die Allodial-Rittergüter Schomberg und Orzegow, 1838 das Allodial-Rittergut Ober-, Mittel- und Nieder-Bujakow und 1842 das Allodial-Rittergut Bobrek.“



Godullahaus-Ruda.

Godullas Hinterlassenschaft an Grund- und Bergwerksbesitz bezifferte sich auf über 2 Mill. Taler, selbst nach heutigen Begriffen ein sehr großes Vermögen.

Über der Arbeit hatte Godulla das Heiraten vergessen. Er ließ sein Hauswesen durch ein Ehepaar, mit Namen Gryczyk, besorgen. Dieses besaß ein Mädchen, ein allerliebstes Kind, und das hatte es ihm angetan. Während er sonst verschlossen, ernst und in sich gekehrt war, heiterte sich bald sein Gesicht auf, wenn ihm die kleine Johanna, so hieß die Kleine, entgegengesprungen kam. Er hatte das Kind in sein Herz geschlossen. Und als das Mädchen herangewachsen war, schickte er es nach Breslau in eine vornehme Anstalt zur Ausbildung. Und das Mädchen wurde auch seine Universalerbin. Johanna soll ein Vermögen von etwa 10 Mill. Talern geerbt haben. Die reiche Erbin blieb etwa bis zum 20. Lebensjahre in der Anstalt. Um

ihre Hand bewarb sich Graf Hans Ulrich Schaffgotsch. Und als sie diesen ehelichte, wurde sie von König Friedr. Wilhelm IV. geadelt und nahm den Namen Johanna Gryczyk von Schomberg-Godulla an.

Karl Godulla starb auf der Flucht vor der Cholera im Jahre 1848 in Breslau, woselbst er auf dem St. Adalbert-Friedhofe seine letzte^m Ruhestätte fand. Von dort aus wurden später seine Gebeine, auf besonderen Wunsch der Gräfin, in der neu aufgebauten Kirche zu Schomberg beigesetzt.

Godulla ist mit der Zeit ein mehrfacher Millionär geworden. Doch hielt ihn das auch ferner von seiner rastlosen Tätigkeit nicht ab. Er blieb weiter einfach und anspruchslos. Und wiewohl er auf seinen Gütern stattliche Schlösser besaß, so bewohnte er doch bis an sein Lebensende sein kleines, bescheidenes Häuschen in Ruda.



Franz von Winkler.

Ein ebenso ungewöhnliches wie bedeutendes Lebensschicksal weist die Lebensgeschichte Franz von Winklers, eines ehemaligen unbemittelten Bergschülers, der später geadelt und der Begründer der von Tiele-Winkler'schen Herrschaft wurde, auf, dem es beschieden war, so mächtig in die Entwicklung Oberschlesiens einzugreifen.

Franz von Winkler, am 4. August 1803 in Tarnau bei Frankenstein als Sohn eines landwirtschaftlichen Privatbeamten geboren, hatte seine Volksschulbildung durch Besuch einiger Klassen der Gymnasien zu Glatz und Neisse erweitert. Doch ganz mittellos, mußte er das weitere Studium aufgeben und war auf den Verdienst seiner Hände angewiesen. Als blutjunger Bursche wandte er sich im Jahre 1819 nach dem ober-schlesischen Industriebezirk, um hier auf irgend einer Grube in Arbeit zu treten. Er begann seine bergmännische Laufbahn auf der Königl. Friedrichs-Bleierzgrube bei Tarnowitz. Ende 1820 kam er auf die Königin-Louise-Grube in Zabrze, wo er noch ein Jahr lang ebenfalls als gewöhnlicher Bergmann sich das tägliche Brot verdienen mußte.

Von seinen Vorgesetzten aber als ein beähigter und äußerst strebsamer junger Mann erkannt, wurde er von diesen dem Königl. Bergamte zur Ausbildung für den Gruben-Beamtendienst empfohlen, worauf er, unter Zubilligung einer Unterstützung, in die vom Königl. Bergsekretär Stroh, ehemaligen Königl. Obersteiger und Bergrevierbeamten geleitete Bergschule in Tarnowitz eintrat.

Nach absolvierter Bergschulzeit war er bis zum Jahre 1852 auf verschiedenen Berg- und Zinkhüttenwerken als Steiger, Schichtmeister und Rechnungsführer tätig, zuletzt auch auf der Mariagrube bei Miechowitz. Hier hatte er das Vertrauen der Besitzerin des Bergwerks und des schönen Gutes Miechowitz, Frau Maria, verwitwete Uresin, geb. Domes, in dem Maße gewonnen, daß sie sich bewogen fühlte, ihm, der inzwischen auch Witwer geworden war — Winkler war seit dem Jahre 1826 mit Ulwine Kalide aus Königshütte verheiratet — die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, was am 12. Juni obengenannten Jahres geschah. Damit war die erste Sprosse der Glücksleiter erklommen, auf der er immer höhersteigen sollte.

Jetzt nun durch das volle Vertrauen seiner Gattin über ansehnliche Geldmittel verfügend, wußte er durch großartige, glückliche Unternehmungen und durch weise, umsichtige Leitung ein alle gewöhnlichen Grenzen weit übersteigendes Besitztum zu schaffen.

Es war dies in der Zeit des Bergauffschwunges, das auch ein Aufleben der Hüttenindustrie zur Folge hatte. Seit der Ruberg'schen Erfindung konzentrierte sich das Interesse der gesamten Industriewelt darum, dem Geheimnisse der vollkommeneren Zinkverhüttung, das streng gewahrt wurde, auf die Spur zu kommen. Auch Winkler hatte Tag und Nacht darüber nachgedacht, wie er die Schätze seiner Erzgruben — außer der Maria-Grube besaß er schon mehrere andere Erzgruben, die er dazu erworben hatte — vorteilhafter verwerten konnte. Er scheute weder Mühe noch Opfer, um den Stein der Weisen der damaligen Zeit zu ergründen. Er unternahm zu dem Zweck Reisen tief nach Deutschland, nach England und nach Belgien. Auf diese Weise eignete er sich eine Geschäftskennntnis und einen praktischen Scharfblick an, die sich bei seinen Unternehmungen und Versuchen glänzend bewährten. Und so sehen wir ihn schon am Anfange der vierziger Jahre in dem gewaltigen Besitze von sechs Rittergütern — Miechowitz, Pallowitz, Woschczütz, Orzesche, Klein-Dombrowka nebst Bogutschütz und Rattowitz — und der mächtigen Herrschaft Myslowitz, sowie ganz oder teilweise von 14 Galmeigruben und 69 Steinkohlenfeldern und 7 Zinkhütten.

Für die reichen Verdienste um die Förderung der ersten Entwicklung der Großindustrie und der kulturellen Hebung Oberschlesiens, wurde der Begründer dieser Großherrschaft von Sr. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. in den Adelsstand erhoben.

Wegen körperlicher Leiden hatte Herr von Winkler schon mehrmals Karlsbad besucht. Dies geschah auch wieder im Frühjahr 1851, doch ohne den erhofften Erfolg, weshalb er bald darauf im Juli das Bad Gastein aufsuchte, das ihm sehr gut bekam. Nach Beendigung der Kur unternahm er einen Ausflug nach Krain, wo er die Adelsberger Felsengrotte besuchte. Hier erlitt er am 6. August einen Schlaganfall, dem er im besten Mannesalter von 48 Jahren erlag. Seine sterbliche Hülle ruht in der Familiengruft zu Miechowitz neben der seiner ebenso vornehmen, wie liebenswürdigen und treuen zweiten Gattin.

Fräulein Valeska von Winkler, die jugendliche Tochter des Herrn von Winkler aus erster Ehe, wurde nun, da keine anderen Kinder mehr vorhanden waren, die alleinige Erbin der reichen Hinterlassenschaft.

Die junge Erbin übertrug die Verwaltung des Erbes dem Freunde und Berater ihres Vaters, Herrn Grundmann. Und selbst, als sie sich mit dem Leutnant von Tiele vermählte, blieb Grundmann weiter Verwalter.

Der neue Besitzer aber nannte sich seither von Thiele-Winkler. Auch dieser ließ sich angelegen sein, den wohlerfahrenen, treuen Ratgeber seiner Gemahlin, Herrn Grundmann, recht lange als Generalverwalter des Herrschaftsbesitzes, das unter seiner Leitung stetig an Umfang zunahm, zu erhalten.

Wie seinerzeit der Begründer der Großherrschaft für seine reichen Verdienste um Oberschlesien vom König Friedrich Wilhelm IV. durch Erhebung in den Adelsstand, so ist für den Anteil, den das Haus Miechowitz auch an dem weiteren Fortschritt und der Blüte Oberschlesiens hat, der heutige Majoratsherr, Franz Hubert von Thiele-Winkler, der nunmehr seinen Wohnsitz auf Moschen, im Kreise Neustadt, genommen hat, durch Erhebung zum Grafen ausgezeichnet worden. Und wie einst im Mittelalter das Bayerland auf seine Fugger stolz war, so ist auch unser Schlesierland auf seine ober-schlesischen Fugger, zu welchen auch die Herren von Tiele-Winkler, die wie jene durch eigene Kraft zu hohem Reichtum und hohem Ansehen gelangten, gemeiniglich zählen, stolz.

Zur rechten Illustration und Würdigung dessen, was das Ringen und Schaffen Winklers, der in der Hauptsache das Fundament gelegt, zuwege gebracht hatte, sei schließlich noch des heutigen Besitztums der Herrschaft Miechowitz näher gedacht.

Zur Mariagrube gesellte sich in der Zeit die Theresiengrube, ein Teil der Elisabethgrube, mehrere Erzschächte bei Radzionkau,

die Kohlenbergwerke Florentinegrube bei Beuthen, die Ferdinandgrube bei Rattowitz, die reichen Myslowitzer und Orzescher Gruben, die Preußen- und die Carnallsfreude-Grube.

Hierzu kommen die Eisenhüttenwerke Hubertushütte und die Marthahütte in Rattowitz.

Außer diesen umfangreichen industriellen Anlagen, die seit einiger Zeit zu einer Aktien-Gesellschaft unter dem Namen „Rattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb“ zusammengeschlossen sind, gehören zu dem Herrschaftsbesitz weitausgedehnte Ländereien mit reichem Waldbestand und mustergültigen Ökonomien in den Kreisen Beuthen, Rattowitz, Tarnowitz, Pleß Rybnick, Neustadt, Groß-Strehlitz, in Mecklenburg — und in Ungarn. —

„Bei Ehren und bei Schätzen, | Vergaßen doch die Grafen,
Die ihnen Gott verlieh, | Des armen Nächsten nie.“

So spricht Görres von den Grafen Fugger im Bayerland. Diese Worte darf man auch auf die oberschlesischen Fugger anwenden. Auch in wohlthätiger Sorge für die Not der Dürftigen zeichneten sich ebenso wie die Giesches und die Schaffgotsches, auch die Winklers allezeit rühmlich aus.

Ihrem edelgesinnten Vater, Herrn von Winkler, gleich, hatte auch die Tochter, Frau Oberst Baleska von Thiele-Winkler, sich durch außerordentliche Mildthätigkeit ausgezeichnet.

Und dieser edle Herzenszug der Mutter hat sich in besonderer Weise auf die vorjüngste Tochter, Eva von Thiele-Winkler, vererbt. Genannte hat den größten Teil ihres Erbes in einem großartigen Wohlthätigkeitswerke, dem „Friedenshort“, in Miechowitz, bestehend aus einem Kinderheim, aus Schule und Kirche, aus einem Kranken- und Siechenhaus und einer dazu gehörigen Muster-Ökonomiewirtschaft angelegt, in dem sie selbst als barmherzige Schwester schafft und wirkt. Das Ganze bildet ein volles Dorfviertel und repräsentiert ein wahres Schmuckkästchen von einer Wohlthätigkeitsanlage, die nicht bloß dem Orte selbst, sondern auch der ganzen Provinz zur größten Zierde gereicht. Die edle Dame ist unter dem Namen „Mutter Eva“ insbesondere im oberschlesischen Industriebezirk überall bekannt und vielgeliebt. —

Gotteslohn.

Was du tust an deinem Nächsten, Hilfst den Kranken und den Armen,
Hast du mir getan, dem Höchsten. Meine Liebe reicht als Lohn —
Übst du Liebe und Erbarmen, Dir des Himmels ew'ge Kron'!



Mein Schlesierland.

Ich schau' von deinen Höhn hernieder,
Auf Dorf und Stadt, auf Feld und Fluß,
Von meinen Lippen tönen Lieder,
Beliebte Heimat, dir zum Gruß.

Es deckt mit zauberischem Glanze
Des Herbstes warmes Gold dich zu;
In deiner Wälder grünem Kranze,
Mein Schlesierland, wie schön bist du.

Wohin die trunkenen Blicke schweifen,
Dehnt sich ein segensvoll Gefild,
Buntschimmernd Blüten, üppig Reifen
Und schaffensfrohen Lebens Bild.

Bald sinkt nun Dämmerung auf die Hügel,
Und Gottes heil'ge Abendruh
Spannt schirmend über dich die Flügel,
Mein Schlesierland, wie schön bist du.

Elfriede Gärtner.

Morgen im Gebirge.

Ein einsames Heim auf besonnter Au,
In Blüthen und Wipfeln geborgen,
Die Höhen ragen wunderblau
Hinein in den taufrischen Morgen.

Zwei Tauben spannen die Flügel leis,
Ins Frühlicht empor zu steigen,
Ihr zartes Gefieder blinkt schneelig weiß
Ueber blutroten Buchenzweigen.

Du friedenatmende Einsamkeit!
Hier muß die Seele gefunden,
Wo süßer die Freuden, milder das Leid,
Und sanfter fließen die Stunden.

Hier ist das Leben ein frommes Lied,
Die Erde ein Tempel des Schönen,
Wo die Klage schweigt, die Sünde flieht,
Wo Himmel und Welt sich versöhnen.

Elfriede Gärtner.

Friehling.

Aff anner Wiese gieht men blundes
Weib

A laues Listel zuttelt se ben Hoaren.
De Dogen tief vertremt, de bloen
floaren;

Su gieht se still, gesegnet ies ihr Leib.

Bestärndelt leih die Wief' mit tausend
weeßen

An leuchtend rosenruten Gansfeblüemeln.
Dozwischen schimmerts gulden vonner
Priemeln

An andern Blumen, wie se oale heeßen.

A Lerchel jubelt huch ei bloer Farne.
Jech stieh verstummt vor Gotes Schöpfermoacht
An schaue senne grüße Wunnerproacht,
Mei junges Weib dadrin un tausend Starne.

Dorothea Kunze.

Schloafliedl.

Schloaf uck mei Jungel, mei herzeliebes
Kindl,

Draußen oam Goartentur jauert a Hindel,
Wiel o wie du su a weeß Batte hoan.
Schloaf uck mei Zoapplieh, mei klee
Hoampelmoan.

Schloaf uck mei Jungel, mei Krausper-
tupp,

Engel hoan annen guldenen Tupp,
Draus' se mem Jungel sen Trohm-
beemel gizen,

Doaß as raicht lustig oasingt zu sprizen.

Schloaf ock mei Jungel, schloaf ock ge-
schwind.
Singer am Äppelboom pischpert dar
Wind.
Soit dam Trohmengel woas leise eis Uhr.
Engel stiecht woartend schunt lange davur.

Schloaf ock mei Jungel, mach's Ruckel-
chen zu!
Saubere eim Schloage gurr't Rucke di gu.
Käuzel vum Woalde har fleugt durch
de Noacht. —
Schloaf ock, bis murne die Sunne die lacht!
Dorothea Runge.

Carlsruhe in Oberschlesien.

Dir, stiller Ort in warmen Kieferngründen,
Dir singt mein Herz in Liebe dies Sonett.
Du schläfst so tief in deiner Wälder Bett,
Daß nur ein Sucher dich vermag zu finden.
O Sonnenfegen ob dem weiten Parke . . .
Welch würz'ger Hauch im schweigenden Geheg . . .
Ein Nadelteppich deckt den schmalen Weg,
Der nimmer spürt des Gärtners saubere Harke.
O himmelhohes, meilenweites Schweigen,
O schilfdurchflüsterte Melancholie!
Aus klaren Weihern wächst ein Wunderreigen
Blickblanker Spiegelbilder. — Lieder steigen.
Die ganze Welt wird süße Melodie.

Georg Baeder.

Johannisabend.

Voll erblühte, dunkelrote
Rosenranken um die Boote,
Schwamm der Tag dem Hafen zu.
Um den Wald, den sonnensatten,
Schleiern leis die grauen Schatten
Schlafversunkner Bergweltruh.

Aber rings auf freien Hängen
Feuer aus dem Dunkeln drängen,
Die der Jugend Lust entfacht;
Augen heißer Sehnsuchtbrände,
Überm schweigenden Gelände
Glüh'n sie in die Sommernacht.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Lied und Leben.

Könnte ich singen — ein jubelnd Lied
Wäre mein ganzes Leben,
Wollte mit Blumen und Sangeslust
Alltagsgrau mir durchweben.

Alles Erleben, Freude und Leid,
Wollt' ich tiefinnerst genießen,
Ließe aus jedem Atemzug
Blumen und Lieder sprießen.

Wollte der Freude duftiges Kleid
Glockenhell übertönen
Und die Seele mit heißestem Schmerz
Tief im Liede versöhnen.

Könnte ich singen — ein einzig Lied
Wäre mein ganzes Leben,
Bis auf der letzten Melodie
Atem und Seele entschweben.

Dorothea von Prittwitz und Gaffron.

Julinacht.

Rosend streicheln meine Hände
Über deine weichen Wangen;
Düiteschwer hält uns umfassen
Julinacht — die Schicksalswende.

Rosen grüßen aus dem Garten,
Traumhaft schön im Vollmondglanze.
Sehnsüchtig im reichen Kranze
Nelken der Erfüllung warten.

Leise küßt du meine Hände,
Streichelst mir die heißen Wangen.
Selig haben wir empfangen,
Julinacht, die schönste Spende.

Dorothea v. Prittwitz u. Gaffron.

Reservistenzug 1914.

(August 1914.)

Augustnacht spinnt. Wie eine Glutlawine
 Rollt in die Bahnhofshalle die Maschine.
 Schwer ist die Last: ein Schatz von Stolz und Mut,
 Achthundert Mann, des Volkes Edelgut.
 Und näher, näher — lauter bricht hervor
 Ein wilder, junger Löwenstimmenchor
 Durch dicken Qualm, im Flackerflug —
 Still steht der Zug.
 Die Nachtluft weht. Aus hoher Bogenlampe
 Trifft weißes Licht die menscheidunkle Rampe,
 Wo Mann und Frau die Tücher schwenkt,
 Und Hand und Gruß sich durch das Gitter drängt.
 „Hurra!“ von hüben und von drüben. Weiß
 In Licht getaucht Gesichter rot und heiß,
 Und Kopf an Kopf, und Arm an Arm: So quillt
 Aus dunkler Wagentür, in Dunst gehüllt,
 Hemdärmelig Reckenvolt, mit Schweiß bedeckt,
 Im Landmannsrock, mit Grün besteckt,
 Im Modeanzug, in der Arbeitsweste,
 Zerrißne Kleider — bessere — beste,
 Bardedunkle Kraftgesichter, Stiergenicke,
 Dort weiße Hände, tief und stille Blicke,
 Viel hundert Sinne, doch e i n Herz.
 So ziehen Deutschlands Krieger schlachtenwärts. —
 „Hurra!“ Gelächter. Rauher Lärm. Ein Lied,
 Ein kriegsgebornes, tolles, Kreise zieht:
 „Es trinkt der Mensch, es säuft das Pferd,
 In Rußland ist es umgekehrt.“
 Doch ein anderer Ton
 Rührt seine Schwingen schon:
 Die Bürgerschar am Bahnsteiggitter singt
 Das Lied, urdeutsch und geistbeschwingt —
 Das Herzlied deutscher Art erklingt:
 „Deutschland, Deutschland über alles!“
 Der Hochgesang; allmächtig steigt er auf, verschlingt
 Das lose Lied. Er schwillt, er siegt, er zwingt und packt
 Soldatenherz und Bürgerherz im gleichen Takt.
 Signal und Pfiff. Noch reichen Frauenhände
 Die Wegezehrung dar, die frische Spende.
 „Hurra! Hurra!“ Wie eine Glutlawine
 Rollt langsam aus der Halle die Maschine.
 Hell schrillt ihr Pfiff: Den Sieg gesucht — gefunden!
 Dann stöhnt sie schwer: es drohn auch Tod und Wunden.

Bernhard Fischer.

Herbstabend.

Im Zwielflicht liegt verschämt die Welt,	Gespentfisch lugt der wilde Wein
Es dunkelt längst im Zimmer,	Und flüstert hin und wieder,
Das übersponnen, sanft erhell't	Lauscht in das dunkle Meer hinein
Von blassem Ampelschimmer.	Und träumt verklungne Lieder.

Und leise singt der Wind dazu
 Und wiegt das Blatt vom Baume:
 Mich überkommt so süße Ruh
 Nach goldnem Sommertraume.

Alfons Hayduck.

Herbstglück. (Einer hoffenden Mutter.)

Nur so in Sonne gehen
Und stille sein!
Nicht eines Lusthauchs Wehen
Im goldnen Schein!

In unser Sinnen und Schweifen
Tönt Früchtesall —
Ein sonnenseliges Reifen
Allüberall!

Georg Thiel.

Feierstunde.

Abendläuten grüßt mein stilles Zimmer.
Ein leiser Schritt. Du kommst, wie immer,
Und führst, Glanz in den Augen, mich
zur Ecke dort
An unsern Dämmerstundenort. —
Betend fließen wie heilige Flammen
Unsere Seelen in eins zusammen.

Traumhaft versinkt das graue Heut
In friedebringendem Geläut.
Wenn mit dem Licht auch die Töne
verwehen
Hör' ich nur deinen Atem gehen.
Dämmerung umfängt uns feierlich
Und deine Lippen — die segnen mich

Georg Thiel.

Novembertag.

In dunkle Fernen gehen mit müdem Wind
Novemberwolkenwogen tief und schwer;
Des Kammes stille Wälderhöhen sind
Dämmernd umhüllt von einem Nebelmeer.

Aus Tannentiefen steigt ein schmaler Rauch,
Einsam verschwimmend, in das Grau hinein,
Und über allen Wipfeln liegt's wie Hauch
Von großem, ewigem Verlassensein.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Liebe.

Mein ganzes Leben
Gab ich dir zu eigen.
Nun mußt du mir weiter zeigen
Den rechten Weg.

Führt er zu Glück, zu Wehe?
Wir wissen es beide nicht.
Ich fühle nur deine Nähe
Und küsse dein liebes Gesicht.

Anna Dorothea Hamacher.

Erkenntnis.

Ich hatt' an Sehnsucht allzusehr gelitten
Und jedes Leid zu schwer gewogen und getragen,
So ist mir manches kleine Glück entglitten
Aus vielverheißend frohen Sommertagen.
Was es auch war, worüber ich mich freute —
Es war doch immer nur ein kurzer Augenblick,
Ich lernte nie zu leben nur dem Heute,
So blieb allein die Sehnsucht mir zurück;
So ist es immer nur ein ungestillt Verlangen,
Ein Wünschen, Glauben, Hoffen immerdar.
Wie schnell doch ist der Zeiten seligste vergangen,
Da man ein Kind — und wunschlos glücklich war!

Anna Dorothea Hamacher.

Der Kranz.

Tief in der Truhe fand ich einen Kranz
Verwelkt, verdorrt, in den Winkel gedrückt,
Den sich ein Mägdlein zu Spiel und Tanz
Einstmals im sonnigen Ager gepflückt.

Das Haupt, das ihn trug, ward müde und alt,
Der fröhliche Mund so stumm und still,
Die Hand, die ihn pflückte, ward starr und kalt,
Ein enges Haus — das letzte Ziel!

Meine Mutter fand einst die Blumen am Rain,
Die als Staub jetzt zerrinnen, wie Jahr um Jahr —
Ich schließe leise den alten Schrein,
Löse still mir welkende Blüten vom Haar. —

Frieda Alice Wilczek.

Erträumte Seligkeiten.

Wir sprachen über Politik
Und tauschten den ersten kosen Blick,
Wir sprachen von dem Lauf der Zeiten
Und dachten — an tausend Seligkeiten!

Wir reichten uns formvollendet die Hand
Und fühlten erschauernd den lodernden Brand,
Dann neigten wir lächelnd noch das Haupt
Und haben fest aneinander geglaubt.

Wir wußten, wir beide hatten den Mut,
Zu versinken in traumverlorene Glut —
Und doch trug uns des Lebens Welle
Zurück von des Glückes leuchtender Schwelle.

Trug uns ans sandige Ufer zurück.
Wir sprechen noch manchmal von Politik,
Besprechen klug den Lauf der Zeiten
Und denken — erträumter Seligkeiten!

Frieda Alice Wilczek.

Das schwarze Revier.

Ihr sagt: „Armeliges, ödes Land...
Gehüllt in graue Schleier...
Rein leuchtendes Blühen am Weges-
rand'...
Natur hält Totenfeier.“

Gewiß, wir ahnen die Frühlingszeit,
Wann wieder mit frostroten Zehen
Die Kinder im dürftigen Alltagskleid'
Zur Schule barfuß gehen.

Doch arm? — Vergesst nicht, daß jeder
Schritt
Über Berge von Schätzen leitet,
Und daß hier Schätze mit Füßen tritt,
Wer über die Scholle schreitet.

Und öde? — Hört ihr nicht Tag und Nacht
die Pulse der Arbeit schlagen?
O spürt den Hauch der gewaltigsten
Schlacht,
Die Menschen im Erdinnern wagen!

O spürt den uralten Kampf der Natur
Und der Kräfte des Menschenverstandes!
Doch ihr — seht Ruß und Unrat nur
Und die Öde des Bruchfelderbrandes.

Alfred Riefler.

In der Fron des Alltags.

Ich weiß es, jeder ist ein Stück, ein Stein
Des Babelturms, auf dessen steilen Stegen
Die Menschheit kühn dem Himmel stürmt entgegen,
Wo Fülle und Vollendung, ew'ges Sein.

Die einen sind die feine Zier der Traufen,
Die andern Marmorbilder auf den Zinnen,
Und wieder andre sind die Straßenrinnen,
Worin der Gasse trübe Wasser laufen.

Wir sind die Steine nur, die man zerschlägt
Und auf den Fahrweg schüttet, schwere Wagen
Und Lasten knirschend Tag für Tag zu tragen,
Bis uns als Staub der Wind vom Wege segt.

Alfred Kiefler.

Russische Winterlandschaft.

In kalter, starrer Stummheit steht der Wald.
Und eine Fläche dehnt sich endlos weit
Und weiß und monoton wie eine Ewigkeit,
Von keines Lebens Daseinsruf durchhallt.

Die Bäume tragen schwer an weißer Last,
Und wintertraum-versunken grüßt ein Dach
Von Hermelin umsäumt, dem Wanderer nach,
Der aus der Ferne kommt, ein fremder Gast.

Am Horizont, wo sich der Himmel neigt
Und leis die Erde seine Küsse trinkt,
Ist es, als ob die andre Welt versinkt
Vor dieser Todesstille, die hier schweigt.

O Tod, in diesem weiten, weißen Raum
Ist deine Nähe ohne Qual und Graun,
So rein und klar und offen ist dein Schaub,
Mit dem du grüßt uns und versenkst in Traum.

Dorothea von Prittwitz und Gaffron.

Weihnacht.

(Im Felde 1917.)

Das war die müdste Weihnacht, die	Ich ging im öden Zimmer auf und ab.
ich hatt'	Die Wände drückten wie ein Massen-
In einer wüßt zerschossenen, sturmdurch-	grab.
heulten Stadt,	Ich wollte träumen, jeder Traum zer-
In einem Hause, das verlassen schwieg,	brach.
Und es war Krieg.	Ich wollte schlafen und blieb wach...

Kein Licht. Kein Baum. Da plötzlich blieb ich stehn.

... Als hatt' die Mutter mild mich angesehen...

Warf in den Arm das Haupt, dachte nach Haus

Und weint mich aus...

Alfred Hein.

Endlich Tag.

Finsternis schaut zum Fenster herein, Die Stille, die Stille macht mich erdrücken,
 Alles ist schon zur Ruhe gegangen. Heillos plagen mich stürmische Geister.
 Die große Welt ist plötzlich so klein, Ich renn' auf errung'nen Gedanken-
 Mit grau'ig schwarzen Tüchern ver- Sinauf zu den Sternen, zum himm-
 hangen. lischen Meister.

Laßt mich wachen! Ich muß doch vernichten
 Endlich den Wahn, daß der Mensch zu beklagen.
 So treibt's mich hin, und ich muß dichten,
 In mir den Keim der Krankheit zerschlagen.

Leo Kaluza.

Gedanken.

Gott liebt dich mit deiner Liebe zu andern und haßt dich mit deinem Haß,
 den du auf Menschen wirfst. Wenn du seine Rache spüren willst, so räche
 dich an anderen. Gott widersteht nicht; er tötet nur jene, die ihm widerstehen.



Schwermut ist das tiefe Bewußtsein der unaustragbaren Dissonanz un-
 sereß Wesens mit unserem Geist und dem sicht- und denkbaren Walten.



Nichts ist trasser und unerträglicher als der Unterschied von Ähnlichem
 und die Feindschaft von Brüdern gleicht vergiftetem Feuer.

Hermann Stehr.

Heimweg.

Unter schwarzer Wolkenwucht Weißer Schleier rings sich hebt,
 Liegt der Sonne breites Rot. Bettet weich die müde Welt,
 Fern auf blauer Meeresbucht Stern an Stern darüber bebt,
 Fährt des Mondes Silberboot. Weg und Fluren sind erhellt.

Und ich geh den Heimatsweg
 Aus der fremden Stadt hinaus;
 Faltend ich die Hände leg',
 Bete still für jedes Haus.

Hugo Gnielczyk.



BUS

. Eiserne Worte!

In Myslowitz, also im äußersten Winkel Oberschlesiens, einige Meter von der jetzigen polnischen Grenze entfernt, geboren, habe ich fünfunddreißig Jahre lang ausschließlich unter dem obereschlesiischen Volke gelebt und gearbeitet.

Noch nie habe ich Sehnsucht nach dem Lande empfunden, das da sich jenseits der Przemska öd und trostlos vor meinen Blicken auftut. Noch nie habe ich die leiseste Lust verspürt, dieses fremde Land auch nur mit einem Fuße zu betreten.

Mit unaussprechlicher Liebe habe ich mich immer an die Heimat gefesselt gefühlt, an mein Oberschlesien, das nirgend anderswo so schön aufblühen konnte, wie unter dem deutschen Adler. Dir, meinem deutschen Vaterlande, bleibe ich treu, treu bis in den Tod. Wie ich denke und fühle, so denken und fühlen unzählige meiner Schwestern und Brüdern hier.

Es geht mir nicht besser, als allen anderen heute. Auch ich leide. Sollte ich aber vorübergehenden Elends wegen, in das mein unbeliegbares, herrliches Vaterland gestoßen ist, aus dem es sich, ich muß und werde es noch erleben, gar schnell erheben wird zu neuer Größe und Schöne, untreu werden? Untreu? Nein! Niemals!

Und sollte ich niemals aus solch edlen Gefühlen heraus handeln, sollte ich nüchtern und egoistisch denken, so wird bei der Abstimmung meine Entscheidung niemals anders lauten wie:

Ich bleibe bei Deutschland!

Denn tausendmal schöner, besser, sicherer als bei dem erst werdenden, unsicheren, bettelarmen, finsternen Polen lebt es sich in meinem zwei Jahrtausende alten, historisch gewaltigen, an Künsten und Erfindungen unübertroffenen, herrlichen, von aller Welt beneideten und darum beföhdeten lichten Deutschland.

Wehe denen, die von fanatischer Blindheit geschlagen, jetzt irre gehen, später aber unter dem weißen Falken leuszen werden: „O wäre ich bei Deutschland geblieben!“

Deutschland kann nie untergehen. Geschieht es, so stirbt die ganze Welt.

Myslowitz, am Tage der Besetzung Oberschlesiens durch die Entente (1. Februar 1920.)

Wilhelm Wirbicki.

Bücherschau.

(Es werden nur beim Verlage eingegangene empfehlenswerte Bücher verzeichnet.)

Die Lieder vom Frieden. Gedichte von Alfred Hein. Kartoniert M. 2.25. Wolf von Kornatzki Verlag, Weimar.

Alfred Hein ist den Lesern kein Unbekannter. Das vorliegende Büchlein ist wirklich ein kleines Meisterwerk. Es ist fast alles reife, schöne Kunst, die der junge Dichter hier gibt.

Der Riese vom Huhlberge. Ein Volksmärchen von Hugo Gnielczyk. Buchschmuck von Georg Schütz. Kartoniert M. 3.—. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Dieses Märchen — eine literarische Perle — liegt bereits in erneuten Auflagen vor. Nach der 1. Auflage griff ganz Deutschland in rasender Eile. Mögen die neuen Auflagen bald vergriffen sein!

In Wilsons Land. Roman von Frieda Wilczek. Geb. M. 6.—. Verlag Otto Hillmann, Leipzig.

Ein Buch, dem leider noch zu wenig Interesse entgegengebracht wurde! Glühende Heimatliebe sprüht aus dem fesselnden Inhalte. Zarte Frauenseelen rührt der Roman oft zu Tränen.

Am Quell der Wunder. Isergebirgische Volksmärchen von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit vielen Bildern von J. Conrad Röper. Verlag der Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, Stuttgart-Winnenden. Geb. M. 4.—.

Der geschätzte Dichter und Volkskundler, dessen besonderes Stoffgebiet das von ihm in die große Literatur eingeführte Isergebirge ist, bietet hier eine bedeutsame und höchst fesselnde Schöpfung guter Volks Erzählungskunst.

Lustig Volk. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Mit Zeichnungen von E. Nicolas. 1. Band der Niederdeutschen Jugendbücherei. Preis kart. M. 3.50. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Eine Fülle köstlicher, fesselnder Geschichten, mit erzählenden Gedichten untermischt, bildet den farbigen, bildreichen Inhalt des Bandes, der Beiträge von Theodor Storm, Heinrich Sohnrey, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter, Heinrich Seidel, Hermann Löns, Ludwig Frahm, Friedrich Freudenthal, Johann Brüdert, Hans Fr. Blund, Georg Rüseler, Fritz Worm, Rudolf Tarnow, Otto Schwarzenholz u. a. bringt.

Wo die hohen Wälder wogen. Von W. Müller-Rüdersdorf. Preis M. 4.—. Handn.-Ausgabe M. 12.—. Zeichnungen von Fr. Preuß. Zeitbücher-Verlag J. Koezle, Nürnberg, Nibelungenstraße 27.

Die Verse und die Zeichnungen sind köstlich. Der Spruchdichter Müller-Rüdersdorf zeigt sich hier als ein feinsinniger Naturmaler. Kindern und Erwachsenen muß dieses Buch große Freude bereiten.

Alle nachstehend aufgeführten Bücher sind in der Herderschen Verlags-handlung in Freiburg im Breisgau erschienen:

Auswahl-Katalog 1919. Mit einer Einführung: Zur Geschichte des Hauses Herder und 14 Tafeln. Mit Sach- und Verfasserregister. M. 2.50.

Der Herdersche Auswahl-Katalog ist für jeden Bücherfreund unentbehrlich; er ist ein gutes Stück Geschichte der neueren katholischen Literatur-Entwicklung und verzeichnet die reichen Schätze dieses Verlags, die Blüte katholischer Wissenschaft in Deutschland.

Das Alte Testament der göttlichen Offenbarung in Auswahl erbauender Texte. Ausgewählt, nach Allioli aus der Vulgata mit Berücksichtigung des hebr. und griech. Wortlautes übersezt, mit Einführungen und Anmerkungen versehen von Dr. S. Weber. Illustrierte Taschen-Ausgabe.

Mit 20 Bildern nach Schnorr von Carolsfeld. Geb. M. 5.80 u. M. 6.20.

Wer für die Schule oder den Familientisch, als Begleiter, wo immer hin eine geeignete handliche Sammlung alttestamentlicher Texte wünscht, dem können wir diese empfehlen.

Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue. Neu erzählt von Adam Joseph Cüppers. Geb. M. 7.20.

Das alte Gudrunlied muß doch einen unsterblichen Kern haben, sonst könnte es nicht noch heute, nach mehr als 700 Jahren, unsere Schriftsteller zur Neugestaltung reizen. Die Literaturgeschichte zählt es bekanntlich zu den Perlen mittelalterlicher Dichtung, aber in seiner ursprünglichen Gestalt genügt es unsern heutigen Ansprüchen an eine epische Dichtung nicht mehr. Dafür ist es zu weitschweifig, zu naiv und zu sorglos in der Aneinanderreihung der Ereignisse. Aber eine zeitgemäße Neubearbeitung des unverwüßlichen Kerns, des hohen Liebes der Frauentreue, kann nur begrüßt werden. Und die vorliegende darf als vorzüglich bezeichnet werden.

Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. Herausgegeben von A. Stockmann S. J. 4. und 5. Auflage. Mit Bildern. M. 11.—.

Einer der merkwürdigsten und unterhaltendsten Briefwechsel, die je gedruckt worden sind.

Th. Storm, Ausgewählte Novellen. Mit einer Einführung. Einleitungen und Anmerkungen herausgeg. von D. Selinghaus. 2 Bde. M. 16.—.

Theodor Storm gehört anerkanntermaßen nicht nur zu unsern größten Lyrikern, sondern auch zu unsern hervorragendsten Erzählern. Die vorstehende Ausgabe enthält eine Auswahl von fünfzehn seiner wertvollsten und beliebtesten Novellen.

Zum Goethe-Problem. Literaturhistorische Studien von Alois Stockmann S. J. Geb. M. 6.— und Zusätze.

Inhalt: I. Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts. II. Goethes religiöse Wandlungen. III. Referate über Goethe-Schriften. 1. Eine neue Fausterklärung. 2. Das letzte Goethe-Jahrbuch. 3. Die große Weimarer Ausgabe von Goethes Werken. 4. Goethe-Literatur in der Kriegszeit. IV. Die Freiheitskriege in Goethes Briefen. V. Der Kern des Goethe-Problems. Anhang: Goethe oder Göthe? Hans von Bülow und die Jesuiten.

Die Schrift ist eine willkommene Beigabe zu der vom Verfasser besorgten Neubearbeitung von Baumgartners Goethe-Biographie, die sie in manchen Punkten glücklich ergänzt, in andern gegen falsche Auffassungen in ruhig sachlicher Weise schützt. Einzelne Abschnitte der Broschüre fanden bereits in Form von Vorträgen und Zeitschriften-Essays auch bei Vertretern anderer Weltanschauung eine überaus freundliche Aufnahme. In der Buchausgabe haben sie nun durch die Zusammenfassung zum einheitlichen Ganzen, sowie durch gelegentliche Verbesserungen noch erheblich an Wert gewonnen.

Inhalts = Verzeichnis.

	Seite
Vaterland! Worte von Robert Kurpium	3
Oderlied. Komposition von J. Rügele. Text von Paul Roschate . . .	4
Trinka. Musikantengeschichte von Robert Frikel	7
Aus Paul Kellers Dichtermappe	91
Oberschlesien. — Neues Leben. Zeichnung von Bruno Zwiener . .	92
An Rübezahl. Gedicht von Wilhelm Wirbisky	93
An Gustav Freytag. Gedicht von Paul Ruzer	94
Der große Oberschlesier Gustav Freytag. Aufsatz von Paul Ruzer .	95
Feierabend. Gedichte von Anton Köhler-Waldheim	116
Das Lenzgedicht. Novelle von Hermann Tiefscher	118
An Franz Jedrzejewski. Gratulation von Wilhelm Wirbisky . . .	140
Lieder an meine Kinder. Von Marg. Baronin Sedlnitzky-Eichendorff	141
Moritz Graf Strachwitz. Aufsatz von W. H. Rieger	142
Das Opfer. Gedicht von P. Alfred Wlogzka S. V. D.	148
Trost! Gedicht von Albert Bergmann	149
Schwestern. Ein Kleinstadtbild von Fedor Sommer	150
Aus der Werkstatt. Vierzeiler von Max Caro	163
Arthur Hoffmann. Aufsatz von Robert Frikel	164
Einsame Felsen. Skizze von Maria Blümel	172
Pink! Pink! Dichtung und Noten von A. Hoffmann	173
Ein Bruder der Steine. Skizze von Carl Hauptmann	174
Beschießung des Bismarckturmes von Myslowitz. Text zum Titelbilde von Wilhelm Wirbisky	178
Das historische Dreigestirn der Großindustrie Oberschlesiens. Aufsatz von J. Rania	179
Schlesiergrüße. Gedichte von zahlreichen Schlesiern	195
Ei'erne Worte! Von Wilhelm Wirbisky	202
Bücherschau	203



Schluß der Annahme von Manuskripten, Bildern, Noten und Anzeigen für den Band 1921 am 1. Mai 1920.

Anschrift: Schlesischer Musenalmanach Myslowitz O/S. Schließfach 37.

Paul Keller = Bücher:

Hubertus. Ein Waldroman.

Ferien vom Ich. Roman.

Waldwinter. Roman aus den schlesischen Bergen. Mit Bildern.

Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen. Mit Bildern.

Das letzte Märchen. Ein Idyll.

Die alte Krone. Roman aus dem Wendenland.

Die Insel der Einsamen. Eine romantische Geschichte.

Der Sohn der Hagar. Roman. Mit d. Bilde des Verfassers Alin.

Preis für jeden Band in vornehmen Pappband M. 12.—

in Ganzleinen M. 14.—

in Halbleder, Aufdruck auf dem Rücken mit Gold, Goldschnitt oben, imit. Büttenvorsatz, Schutzkarton mit Klappe M. 24.—

Die fünf Waldstätte. Ein Buch für Menschen, die jung sind. Mit Bildern. Gebunden . M. 6.80

Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten u. großen Dingen. Mit Bildern. Gebd. M. 6.80

Von Hause. Ein Paketchen Humor aus den Werken von Paul Keller. Gebunden M. 6.80

Das königliche Seminartheater und andere Erzählungen. Gebunden M. 6.80

Bisheriger Absatz aller Paul Keller-Bücher rund 1½ Million.

... Ich lernte Paul Keller kennen, als ich im St. Josefs-Krankenhaus lag. Er hat mich seelisch aufgerichtet und so von sich eingenommen, daß ich den Entschluß faßte: diesen Dichter mußt du der Jugend nahe bringen. Daraufhin wandte ich mich an Sie behufs Überlassung einiger biographischer Mitteilungen, die ich eingangs meines Vortrages verwertet habe.

Von Kellers Werken suchte ich natürlich das der reiferen Jugend am meisten Zureichende aus. Meine Zuhörer und Hörerinnen waren im Alter von 14 bis 18 Jahren. „Das letzte Märchen“ bildete den wundervollen Mittelpunkt. Ich gab zunächst in flotten Umrissen ein Bild der ganzen Handlung und las dann einige Hauptstücke vor. Um von vornherein Paul Kellers Art der Schilderung, seinen goldigen Humor und seine Phantasie wirken zu lassen begann ich mit dem „Tintenfaß“. Sie hätten die Jugend sehen sollen, wie sie gebannt an meinem Munde hing und voller Spannung jedem Worte lauschte; wie sie lachte, wie sie miterlebte! Jedesmal, wenn Herr von Stimmpfey, wenn das köstliche Wortgebilde: Heribidasufoturu fiel, waren alle begeistert. Die einzigartige Kleinmalerei des Dichters, die sich erstreckt bis auf die Schilderung der ästhetischen Kleidung des Parlamentariers oder des Doktors, löste verständnisvolles Lächeln aus. Es bildete sich gleich ein persönliches Band, das sich im Laufe des Abends immer fester knüpfte. Ich flocht daran in freier Rede den Faden weiter, hier und da eine Episode einschubend, und leitete zum Schluß über, zu der den dramatischen Höhepunkt bildenden Entlassung Hamrigulas und dem freudvollen Beschluß, der sich in der Krönung des edlen Komito kennzeichnet. Und dann hatte ich eine Überleitung zur „Heimat“ vorbereitet, die der Dichter mir leicht machte, indem er Dr. Barragu und seine Geliebte Angelika wieder hinaufführt aus dem Lande der Wichtelmännchen in die Menschenwelt, wo die Sonne lacht, die Vögel singen, die goldenen Früchte reifen und Glanz und Licht und freie Luft den Äther durchziehen. Sie können sich denken, daß Kellers schlesische Heimatgeschichte, deren Ernst gemildert ist durch die prächtige Gestalt des dörflichen Lumpensammlers und das verjüngende Ausflügen, mit ebensolcher Aufmerksamkeit verfolgt ward, wie „Das letzte Märchen“. Ich trug die „Heimat“ frei vor. Hernach ließ ich den Dichter wieder selbst zu Worte kommen, und zwar in der humoristischen Schilderung des vielfachen Familienvaters Sternitzky aus „Waldwinter“ beim „Einkochen“ und der überaus charakteristischen „Schwachkopf“-Szene anlässlich der Gemeinderats-sitzung. Das gab wieder zu lachen. Dann erwähnte ich noch „Die alte Krone“ und „Hubertus“; von beiden skizzierte ich den Inhalt ganz kurz und schloß mit einer warmen Empfehlung Paul Kellers. Letztere war eigentlich überflüssig. — Die Jugend drängte sich an das Rednerpult und wünschte alle Bücher des Dichters namhaft gemacht zu haben. Die Bücherei der Jugendbewegung wird sich das im Rahmen der Geldmittel Liegende anschaffen.

Ich habe selten einen so sehr befriedigenden, die Zuhörer begeisternden Vortrag gehalten wie diesen. (Keller-Vortrag für Jugendbewegung der S. P. D. zu Bremerhaven.)
Melitta Welz, Lehrerin.

Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau I.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer Dr. Armin Kaufen

17. Jahrgang • International verbreitet • Mk. 6.— vierteljährlich

Bestellungen nehmen alle Postämter, alle Buchhandlungen
und der Verlag in München jederzeit entgegen

Aus den jüngsten Presseurteilen:

„Nehmen wir irgend eine Nummer zur Hand, so finden wir eine Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit, die uns einfach in Erstaunen setzt.“

„Gerade in unseren Tagen, wo alle Errungenschaften der Neuzeit sich zusammenschließen zum Kampf gegen Religion, Vernunft und Sitte, gehört eine so führende vollendete Zeitschrift zur ständigen politischen und kulturellen Orientierung in die Hand jedes Gebildeten. Jedermann, der den Zeiterscheinungen bis an die Quellen nachspüren will, hat in dieser Zeitschrift eine Fundgrube von Material, wissenschaftlich gesichtet und glänzend dargestellt.“

„Dank einem großen Stab von Mitarbeitern aus allen Kreisen der Politiker, Gelehrten und Künstler bringt die „Allgemeine Rundschau“ Beiträge aus allen Wissensgebieten, die für den aktiven Politiker bei der großen Fülle des heute zu beherrschenden Stoffes eine wertvolle Stütze und Handhabe bilden und so gleichsam zur Richtschnur ihrer Tätigkeit werden.“

„Die Wochenschrift möchte man nennen einen Türmer auf hoher Warte, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ Vom unerschütterlichen Felsen des Christentums aus beleuchtet sie alle Verhältnisse und Ereignisse der Zeit, mißt sie deren Wert und Unwert an den ewigen Maßstäben des Glaubens. Wie im Kriege, so wird sie auch für die Not und harte Aufbauart des Friedens ein sicherer

Führer und Wegweiser sein. Manche ihrer Beiträge in den letzten Monaten bedeuten geradezu ein Programm für unsere Zukunft.“

„Die „Allgemeine Rundschau“ orientiert wöchentlich aus dem hervorragenden Stab ihrer Mitarbeiter über alle aktuellen Fragen und bietet gegenüber der flüchtigen, oft der Gründlichkeit entbehrenden Tagespresse einen sicheren, beinahe unentbehrlichen Wegweiser.“

„Etwas Geringeres gibt es auf dem Gebiete der Publizistik wohl kaum. Jedes neue Heft ist ein Beweis dafür.“

„Durch ihre knappen, übersichtlichen, oft ganz vortrefflichen Artikel und Besprechungen hat sie in weitesten Kreisen eine Fülle von Wissen und Anregungen verbreitet, die auf die politische Schulung und Urteilsbildung in allen Schichten der bildungsbegeisterten christlichen Bevölkerung von größtem Einfluß gewesen ist und reiche Früchte getragen hat.“

„Wohltuend empfindet man den Standpunkt allseits abwägender Gerechtigkeit, von dem sich die Mitarbeiter in der Beurteilung der Geschehnisse und geistigen Strömungen sichtlich leiten lassen. Wir widerstehen der Versuchung, durch Namhaftmachung einzelner Aufsätze ein Bild von dem reichen Inhalt zu geben. Wir sprechen nur aufs neue den Wunsch aus, daß alle regelmäßig zu den roten Heften greifen, denen an einer grundsätzlich geklärten Stellungnahme zu den gärenden Fragen der Zeit gelegen ist.“

Man verlange unverbindlich und kostenfrei Probenummern
von der Geschäftsstelle in München, Galeriestraße 35/a Gh.

Vornehmes, altangesehenes Insertionsorgan.

Einen Sprechsaal für alle

bildet

„Der Oberschlesier“,

die unparteiische obereschlesische Wochenzeitung.

Alle Fragen der Politik, Wirtschaft und Kultur Oberschlesiens werden von den verschiedenen Standpunkten aus erörtert. Keiner Partei dienstbar, freie Aussprache. Die Besten Oberschlesiens sind seine Mitarbeiter. Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich M. 3.60 ohne Bestellgeld.

Lesen und verbreiten den „Oberschlesier“.

Verlag: „Der Oberschlesier“, Oppeln, Bismarckstraße 11 III.

Wilhelm Wirbikfy.

Preis 1 M. Ein Dichterbild von Paul Ruzer. Preis 1 M.

Enthält eine Würdigung über des Dichters Werke:

Die Schulzentochter von Knappenruh, Die Sterne des Glücks,
Schwere Kämpfe, Sonnengrund, Ein Gottesgericht,
Pulsendes Leben, Mein Märchen, Ausgewählte Gedichte.

Vom Schlesischen Musenalmanach sind noch folgende Bände zu haben:

4. Jahrg. 1918 II. 3 M. 5. Jahrg. 1919 I. 4 M. 5. Jahrg. 1919 II. 4 M.
5. Jahrgang 1919 III. 4 M. 5. Jahrgang 1919 IV. 4 M.

Mein Märchen.

Ein romantisches Büchlein von Wilhelm Wirbikfy.

Mit Bildern von Arthur Hoffmann. 3. Auflage. M. 1.20.

Die Presse hat dies herzige Märchen fast einstimmig als ein wunderbares Büchlein für kleine, aber auch ganz große Kinder begrüßt. Wer eine unterhaltende und genussreiche Stunde haben will, der kaufe sich dieses prachtvolle Büchlein; er wird's nie bereuen.

Schlesischer Musenalmanach-Verlag Myslowitz D.-S. 37.



BIBLIOTEKA
Uniwersytetu Śląskiego

BG	206145	VI
----	--------	----